

blanvalet

MORD
IN GERMANY

100% HOCHSPANNUNG

HIMMELS
MARION FELDHAUSEN
KINDER

R O M A N

Marion Feldhausen

Himmelskinder

Roman
blanvalet

Die Handlung und alle handelnden Personen
sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden
oder realen Personen wäre rein zufällig.

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright 2012 © by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlagmotiv: bürosüd°, München, unter Verwendung von
Motiven von Getty Images / Vetta / M. Eric Honeycutt und
Shutterstock / STILLFX und Shutterstock / froxx.

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle DF · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen ISBN: 978-3-641-06747-2

www.blanvalet.de

Buch

Ein Mann wird tot in einem Hotelzimmer aufgefunden, seine Nachbarn beschreiben ihn als unauffällig und friedlich. Hat er sich umgebracht? Wurde er ermordet? Wenig später beobachtet ein Junge, Frederik, zwei Männer, die sich in einem Gebüsch zu schaffen machen. In der Hoffnung, vergrabenes Geld zu finden, entdeckt er ein unbekleidetes Mädchen, kaum älter als er und schwer verletzt. Frederik alarmiert ein Krankenhaus, doch das Mädchen, das niemals hätte gefunden werden sollen, stirbt.

Der Karlsbacher Kriminalpolizist Alvermann, der sein Akkordeon liebt und seine täglichen Yogaübungen hasst, übernimmt die Ermittlungen. Mithilfe der Hinweise Frederiks stoßen er und sein Team auf eine Menschenschlepperbande, die Mädchen aus Osteuropa an deutsche Kunden vermittelt. Die Kripo deckt eine Seilschaft in höchsten Politiker- und Justizkreisen auf, deren Mitglieder schon vor Jahren Stammgäste in einem Kinderbordell waren.

Damals musste der Fall abgegeben werden. Wird es der Karlsbacher Kripo nun gelingen, die Täter zur Rechenschaft zu ziehen?

Autorin

Marion Feldhausen arbeitete nach ihrem Studium der Sozialarbeit mit Obdachlosen, Straffälligen und zuletzt als Psychotherapeutin in einer Suchtklinik. Mit ihren Patienten und Künstlern brachte sie ein viel beachtetes Opernprojekt auf die Bühne. Heute ist sie als Dozentin zum Thema Sucht an einer Universität tätig und widmet sich vor allem dem Schreiben. Sie lebt mit ihrem Lebensgefährten auf dem Land bei Köln, ihre drei Kinder haben das Haus bereits verlassen und studieren.

Marion Feldhausen arbeitet zurzeit an der
Fortsetzung zu *Himmelskinder*.

Jeder hat das Recht auf Leben,
Freiheit und Sicherheit der Person.

Niemand darf in Sklaverei oder Leibeigenschaft
gehalten werden; Sklaverei und Sklavenhandel in allen
ihren Formen sind verboten.

Niemand darf der Folter oder grausamer,
unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung oder Strafe
unterworfen werden.

ARTIKEL 4, 5 UND 6

DER UNO-MENSCHENRECHTSCHARTA VON 1948

Prolog

Es hätte ein Paradies sein können. Weder Aldi noch Schlecker, keine Kneipe, keine Tankstelle. Nichts von alledem. Ein Ort in der Nähe von Breckede an der Elbe, im Nirgendwo.

Die Häuser haben allerdings schon lange keine Farbe mehr gesehen, und über die Straßen müssen viele strenge Winter gegangen sein. Sie sind in einem schlimmen Zustand.

Und die Menschen? Die Jungen haben sich längst davongemacht, die Alten harren aus. Sie leben vor allem von der Sozialhilfe. Obst und Gemüse kommen aus den eigenen Gärten. Wenige, die sich ein Schwein oder Hühner halten können. Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig.

Heute, an diesem regnerischen Sonntagmorgen, zeigt sich das Dorf einmal mehr wie ausgestorben. Selbst auf der L 219, die durch den Ort führt, herrscht kaum Verkehr. Die Zweige der alten Linden rechts und links der Landstraße treffen in der Mitte aufeinander und bilden einen grünen Tunnel. Hier wird niemand auf die Idee kommen, die Bäume zu fällen, um die wenig befahrene Straße zu erweitern und dann etwas von Sachzwängen zu fasn. Andererseits – was weiß man? Gibt es noch Orte, wo Politik und Wirtschaft keine heilige Allianz bilden?

Jedenfalls zweigen von hier zu jeder Seite vier oder fünf Straßen ab, die sich wieder in kleine Gässchen verlieren.

Eine der Gassen verlässt den Ort und führt über brachliegende Felder einen See entlang in ein Waldgebiet. Im Übergang zu diesem Wald befindet sich ein alter Gutshof mit mehreren Gebäuden, die zum größeren Teil verfallen sind. Lediglich das ehemalige Hauptgebäude kann mit gutem Willen als bewohnbar bezeichnet werden, das Dach ist regendicht, ebenso Fenster und Türen.

Der Hof ist umgeben von einer mannshohen Steinmauer, die an mehreren Stellen beschädigt ist. Bis auf Vögel und anderes kleines Getier war das Areal jahrelang verlassen gewesen. Seit Mitte letzten Jahres ist nun ein Kommen und Gehen zu beobachten. Lastwagen, die irgendwelche Waren bringen oder holen, Männer, die die Außenmauer reparieren und die großen Holztore in Ordnung bringen. Gerade hält ein Sprinter mit polnischem Kennzeichen auf dem Kiesvorplatz. Ein Mann steigt aus, um das Tor so weit zu öffnen, dass der Wagen passieren kann. Sofort wird das Tor wieder geschlossen. Kein Laut von dem, was im Innenhof geschehen mag, dringt nach außen.

Im Haupthaus in einem der Dachzimmer liegt ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren auf einer Matratze unter zwei, drei Woldecken. Es scheint zu frieren. Ängstlich hört es auf Geräusche, die aus dem Hausinneren zu ihm dringen. Als die Tür aufgeschlossen wird, erschrickt es, schaut nicht auf.

»Zieh das hier an«, sagt die Frau, die in das Zimmer tritt. Sie wirft ein silbern glänzendes Kleid auf den Stuhl, der neben einem zirka zwei Meter hohen Standspiegel steht.

»Schmier dir ordentlich was ins Gesicht; du siehst wie eine Vogelscheuche aus.«

Die Frau kommt und zwingt das Mädchen, ihr in die Augen zu gucken. Dann greift sie nach seiner Hand und lässt sie wieder fallen. Sie scheint zufrieden und geht zur Tür.

»In zehn Minuten, du und Nummer drei!«

Sie schließt nicht wieder ab.

Gestern hat ihr die Frau die wenigen Schamhaare mit einer Pinzette gezupft, so grob, dass es richtig wehgetan hat.

Die Kleine prüft, ob die Haut immer noch gerötet ist. Dann kann man sie vielleicht nicht brauchen da unten. Aber die Haut

hat sich wieder beruhigt.

Sie steht auf, sie zittert und muss sich an der Wand festhalten. Dann trinkt sie aus einer Plastikflasche Wasser, bevor sie sich das Kleid über den nackten Körper streift und in schwarze Schuhe mit grotesk hohen Absätzen schlüpft. Als sie die Knöchelriemchen schließen will, knickt sie mit einem Fuß um und fällt auf die Matratze. Sie setzt sich, wartet, bis der Schmerz nachlässt, und schließt die Riemchen.

Dann öffnet sie die Tube mit Make-up und trägt die Creme auf die blasse Haut ihres kleinen Gesichts. Um die Augen malt sie einen dicken schwarzen Rand, aus ihrem Mund wird eine klaffende Wunde. Als sie fertig ist, erinnert sie an einen traurigen Clown. Kurze blonde Locken verstärken den Eindruck noch.

Als die Frau klopft, hat sie schon an der Tür gestanden und geht auf den Flur. Draußen wartet Nummer drei, bei ihr kann auch die dicke Schicht Make-up nicht darüber hinwegtäuschen, dass es dem Kind nicht gut geht. Sie gehen zusammen die Treppe hinunter, wegen der Schuhe müssen sie sich am Geländer festhalten.

»Heul nicht, wenn dich der Blonde anpinkelt. Und bleib locker, sonst tut es zu weh. Du kannst ...«

»Vier, wenn du nicht dein Maul hältst, Sorge ich dafür, dass du heute Abend mitfährst.«

Als die beiden Mädchen drei Stunden später unter der Dusche stehen, sprechen sie nicht miteinander, schauen sich auch nicht an.

Nummer vier hat Schmerzen und bittet die Frau um eine Tablette, die sie bekommt. Sie legt sich auf ihre Matratze und wartet darauf, dass die Schmerzen weggehen.

Die Tür, die nicht abgeschlossen ist, öffnet sich wieder. Der

Bleiche, der bei den Filmen nicht mitmacht, hat ein Bündel auf den Armen, das er langsam auf eine zweite Matratze am Ende des Raumes gleiten lässt.

»Sie hat was bekommen.«

Er verlässt den Raum und schließt ab. Vier setzt sich zu dem Neuzugang. Es ist ein Mädchen, jünger als sie, das sich jetzt bemüht, die Augen zu öffnen. Es spricht mehrmals ein Wort, das nicht zu verstehen ist, dann zeigt es auf seinen Mund, auf seine trockenen Lippen. Nummer vier holt die Flasche mit Wasser und lässt das Mädchen trinken, bis dieses ihr bedeutet, dass es genug sei. Die Neue zeigt auf sich und scheint ihren Namen zu sagen, dann schläft sie wieder ein.

Am nächsten Morgen wird sie wach und hört die Neue zur Tür kriechen, hört ihre Versuche, sie zu öffnen. Mit kraftlosen Bewegungen schlägt sie dagegen, bis eine Faust von der anderen Seite dagegenschlägt:

»Gib Ruhe, Miststück!«

Langsam sinkt die Neue an der Tür in sich zusammen. Sie wimmert.

Vier weiß, wie ihr zumute ist. Letztes Jahr ging es ihr ähnlich. Sie steht auf und will die Neue von der Tür wegziehen, zurück auf die Matratze. *Nicht zu glauben, mit wie viel Kraft sie sich wehrt*, denkt Nummer vier, und da fallen ihr die kleinen Katzen ein, die ihr Vater ertränken wollte, damals, in der Welt, zu der sie nicht mehr gehört.

Sie hat keine Chance, die Kleine kratzt und beißt, sobald sie ihr zu nahe kommt.

Da kommt ihr der kleine Holzkasten in den Sinn, der mit den eingeschnitzten Blumenmotiven und den Initialen *E, F* und *T*. Den hat sie neulich in einem der verfallenen Schuppen gefunden. Sie geht zu ihrer Matratze und holt das Kästchen

hervor. Als sie es der anderen zeigt, schaut die Neue nur kurz auf. Nummer vier setzt sich neben sie und öffnet das Kästchen langsam. Jetzt hat sie die Aufmerksamkeit der anderen. Vertrocknetes Gras wird sichtbar, das sie zur Seite schiebt. Da liegen Ohrringe, hübsche silberne Ohrringe mit einem türkisfarbenen Stern in der Mitte.

Als Alvermann wach wurde, hatte sich die Decke wie eine Fußfessel um seine Beine geschlungen. Er setzte sich mit einem Ruck auf. *Scheißtraum*, dachte er. *Wieso träume ich nie von der Monroe oder wenigstens von Janne?* Als er sich erinnern wollte, was ihn da nachts umtrieb, wichen die Traumbilder hinter die Grenzen seiner Wahrnehmung. Was blieb, war das Empfinden, versagt zu haben.

Träume dieser Art hatte er hin und wieder, und manchmal verließ ihn dieses Gefühl den ganzen Tag nicht mehr, verbiss sich in ihn wie eine wütende Töle.

Aufgebracht strampelte er die Decke von seinen Füßen und schwang die Beine aus dem Bett. Und als ob es noch nicht reichte, meldete sich der wohlbekannte Schmerz oberhalb seines linken Ohres.

Du bist früh dran, scher dich zum Teufel!

Einschüchternde Bilder tauchten unversehens vor ihm auf: ein steriles Krankenzimmer, leer bis auf ein Riesbett, und mittendrin, klein und grau, er, der Akkordeonist und Polizist Erik Alvermann. Er kniff die Augen zusammen, hielt den Atem an, sah die Kollegen um sein Bett versammelt. »Na endlich, Alvermann, du hast es geschafft, bist raus.« Er hörte sogar die Stimme seines Kollegen Bergen, des Arschkriechers vom Dienst, der besonders mitleidig klang.

Immerhin, meldete sich die Stimme der Vernunft, *bist du privat versichert, kurz vor deinem Tod werden sich zumindest Schwestern und Ärzte Mühe mit dir geben*. Das war wiederum ermutigend und hoffentlich kein Schnee von gestern, dass wenigstens die Privaten wie Menschen behandelt wurden.

Keine Ausflüge jetzt in die Gesellschaftskritik. Kümmere dich um deine marode Birne. Tief durchatmen, entspannen. Bitte, es wird besser, Augen auf, ablenken.

Sein Blick fiel auf die Gestalt in der Morgendämmerung. Blödsinnige Idee, neben dem Bett einen Spiegel aufzuhängen, stellte er fest. Während seiner Schäferstündchen mit Janne hatte er sowieso noch nie einen Blick hineingeworfen. Und wieso hielt er immer die Füße nach innen gestellt, wie seine Mutter? War das erblich? Gut wären auch neue Schlafanzüge. Der hier zum Beispiel, ein violettes Prachtstück mit schwarzen Herzchen, hatte einen Riss am Knie, und die Knöpfe – Junge, Junge, einer hing nur noch an einem Faden. Überhaupt, eine Morgenschönheit war er nicht, um ehrlich zu sein. Dafür war der Schmerz jetzt verschwunden. Also diesmal noch kein Hirn-oder Herzschlag oder was auch immer. Er ließ sich zurückfallen.

Noch fünf Minuten, erlaubte er sich. Nach zehn Minuten redete er sich gut zu, erhob sich und legte mit seinen morgendlichen Übungen los: Sonnengruß für Anfänger, mehrmals, Mondgebet, vereinfachte Ausführung, ebenfalls mehrmals, und Stellung des Kindes immer wieder gerne zwischendurch und besonders ausführlich.

Nach ungefähr fünfzehn Minuten hatte er sein Programm absolviert und atmete wie Frau Nösser vom ersten Stock, die mit dem Asthma. Er betastete kritisch seinen Bauch und meinte, schon die beiden obersten Rippen deutlicher fühlen zu können.

Er ging pinkeln und ließ dann gleich auch Wasser in die Wanne laufen. Wenig später saß er mit seinem ersten Kaffee und der Zeitung von gestern im heißen Wasser – seine Belohnung für die morgendlichen Strapazen.

Schon seit gut vier Wochen verbrachte er den frühen Morgen

auf diese Weise. Sein Körper, der die jahrelange friedliche Koexistenz aufgekündigt hatte, dürfte inzwischen mitbekommen haben, dass ein anderer Wind wehte.

Die ersten Anzeichen hatte er ignoriert. Aber dann war Petersen gestorben, nur wenig älter als Alvermann. Umgefallen, einfach so, auf dem Weg vom Dienst nach Hause, hieß es. Noch ein letztes Zucken des großen Muskels, und der Kollege lag einen Meter unter der Erde – in einer engen Holzkiste, keine erbauliche Vorstellung. Dabei war Petersen militanter Nichtraucher und ein richtig netter Kerl gewesen.

»Halt mir 'nen Platz frei da oben, Alvermann«, hatte er noch neulich in der Kantine gelärmt. »Du wirst bestimmt vor mir abberufen, bei dem, was du so in dich reinfrisst. Ich komme später nach und erzähl dir, ob Bergen immer noch drin hockt.«

Er hatte sich mit einem Salatteller zu Alvermann gesetzt, der über zwei Rouladen brütete.

»Der ist so tief drin, der findet den Ausgang auch in dreißig Jahren nicht.«

Für einen Moment hatte er sich Bergen auf der Suche nach dem Ausgang vorgestellt und sich gefragt, ob der ungeliebte Kollege wohl ahnte, zu welch abstrusen Gesprächen er immer wieder Anlass gab.

Petersen hatte Alvermann eingeladen, mit zum Training zu kommen. Er hatte wie so oft eine Ausrede parat gehabt und beherzt mit seiner zweiten Roulade begonnen, als Petersen schon wieder unterwegs war. Nein, gerecht war diese Welt nicht.

Als er nach einer halben Stunde in seine Hose vom Vortag steigen wollte, konnte er förmlich seinen Blutdruck bei der Arbeit beobachten. Der halbe Belag seiner vorabendlichen »Tonno e Cipolla« war auf dem grauen Samtcord gelandet und

hatte für einen bemerkenswerten Farbkontrast gesorgt.

Klar, im Dunklen glotzen und essen.

Er fand gewaschene Kleidung auf dem Wäscheständer im Gästezimmer. Die Hose war deutlich zu eng. *Ein Ergebnis der Sechzig-Grad-Wäsche*, dachte Alvermann; für Hosen zu heiß, hatte wer neulich noch verkündet? Und dass er auf keinen Fall zugenommen hatte. Wie denn auch, wenn das halbe Essen auf seiner Kleidung landete?

Als er gegen 6.40 Uhr auf die Straße trat, war Lotte von gegenüber schon unterwegs. Sie hinkelte, was das Zeug hielt. Alvermann hatte sie in den letzten Wochen öfter gesehen, wenn er vom Dienst kam, aber noch nicht um diese Uhrzeit.

»Lotte, bist du aus dem Bett gefallen?«

Keine Antwort, nur weiteres Gehüpfe zweier dürrer, fünfjähriger Beine. Alvermann überquerte die Straße und stellte sich an den Rand der Kreidekästchen.

»Hallo, Lotte, was ist los? Wo ist deine Mutter?«

Wieder keine Reaktion. Alvermann trat in eines der Kästchen und damit in die Welt der Fünfjährigen ein, von der er so gut wie nichts verstand.

Lotte schubste ihn weg und hüpfte konzentriert weiter. Er kam sich überflüssig vor. Nach einer weiteren Hüpffolge hatte sie ausgehinkelt und konnte sich dem Störenfried zuwenden. Sie hob den Wurfstein auf und zeigte ihn Alvermann.

»Der war doch im Postfach, da muss man totenstill sein. Und die Mama muss Pipi und ist noch zum Klo. Und dann fahren wir zum Adehaze, sonst kriegt sie nämlich Ärger mit den Bullen.«

So stand die Sache also. Dann schien ja alles in Ordnung.

Lotte hatte mit großer Ernsthaftigkeit gesprochen, offenbar eine Autorität in Fragen der Tagesgestaltung ihrer Mutter.

Alvermann nickte angemessen, mehr blieb nicht zu tun.

Lieber Himmel, dachte er in Anbetracht all der Kinder, die ihm während seines langen Berufslebens begegnet waren. Was für ein Potenzial, wenn alles normal lief!

»Willste mitmachen?«, lud Lotte ein.

Alvermann überlegte, eine Runde zu hinkeln, schaute dann aber auf seine Uhr.

»Geht leider nicht, ich muss arbeiten. Außerdem bin ich auch nicht so gut im Hüpfen.«

Lotte nickte verständnisvoll, und Alvermann war entlassen. Er ging zu seinem Wagen und verschwand in die Erwachsenenwelt.

Punkt 7 Uhr betrat er die Eingangshalle des Karlsbacher Präsidiums. Er griff sich die Tageszeitung aus dem Wartebereich und lief die Treppen hoch bis in den dritten Stock. Oben angekommen war er außer Atem. Die Stelle über dem Ohr meldete sich wieder. Vielleicht sollte er doch die Blutdrucksenker schlucken, die ihm Dr. Emons verschrieben hatte? Aber nach dem Blick auf den Beipackzettel stand zu befürchten, dass sich sein Blutdruck möglicherweise beruhigte, sich aber stattdessen Sehstörungen, Schwindel und weiß der Teufel was noch einstellten. Die Rede war auch von einer Verminderung der Blutplättchen, was immer das heißen mochte. Es fehlten auch nicht die beliebten Potenzstörungen. Merkwürdig allerdings, dass nur wenige Todesfälle zu beklagen waren. Wenn da mal nicht geschwindelt wurde.

Sein Schreibtisch glotzte ihn unaufgeräumt an. Und wieso stank es hier so bestialisch? Der Übeltäter war bald ausgemacht: Ein Stück Mettbrötchen hatte das Wochenende im Papierkorb verbringen müssen.

»Sauerei«, schimpfte Alvermann vor sich hin. »Ich denke, hier wird regelmäßig geleert!«

Er beschwerte sich telefonisch beim Vorzimmer des Allerheiligsten, weil sonst noch niemand von den Damen zu erreichen war. Erstens sei sie der falsche Ansprechpartner, kam es empört zurück, und außerdem gebe es für den Restmüll einen Eimer in der Teeküche. Ob er das immer noch nicht wisse nach 17 Dienstjahren.

Alle Wetter, da ist ja jemand bestens informiert.

Der sei sicher auch nicht geleert, grantelte Alvermann aus Lust

am Streit und weil er im Unrecht war. Und wahrhaftig entblödete sich das Vorzimmer nicht, fünf Minuten später anzurufen und ihm die freudige Botschaft zu verkünden, er könne nach Herzenslust seinen Restmüll in der Küche loswerden; der Eimer sei natürlich geleert.

»Wenn wir Sie nicht hätten!«

Frauen um die vierzig, wie aus dem Ei gepellt, tüchtig und eloquent, wie Dorothea, seine Ehemalige. Irgendwie kam er mit ihnen nicht zurecht.

Er breitete die Zeitung über dem Chaos auf seinem Arbeitstisch aus und atmete tief durch. Sein Blutdruck schien das kleine Scharmützel genossen zu haben und lief wieder zur Höchstform auf. Halbherzig machte Alvermann ein paar Entspannungsübungen, die Janne ihm kurz nach Petersens Tod gezeigt hatte.

Keinen Kaffee mehr, stattdessen zwei Liter stilles Wasser, auch wenn das Zeug nicht schmeckt.

Dabei schien ihm die Vorstellung, mit Plastikflaschen durch die Gegend zu rennen, abwegig.

Drei Tassen Kaffee täglich, mehr nicht, Wasser zum Mittag und Nikotin erst ab 18 Uhr, beschloss er ohne allzu große Hoffnung.

Er überflog die Schlagzeilen. Blätterte, nichts, was ihn interessierte. Doch, hier die Todesanzeigen. Einer der Verstorbenen war jünger als er. Über die Ursache war nichts zu lesen, nur das Übliche, viel zu früh von uns gegangen, gekämpft und verloren und so weiter. Dann fand er doch einen Hinweis: Statt Blumen Spenden erbeten an die Krebsstation der Universitätsklinik.

Muss nicht die Lunge sein, kann genauso gut Nieren-oder

Hautkrebs sein.

Er schob die Schreibtischschublade, in der sich seine Zigarillos befanden, mit einem lauten Knall zu.

Alvermann verstand nicht, was die Menschen daran fanden, sich von der Sonne braten zu lassen. Was war langweiliger, als sich wie ein geöltes Brathähnchen am Spieß zu drehen? Er blätterte lustlos zurück. Zeit schinden, sich noch ein wenig vor der Trüstedt-Sache drücken. Der Flughafen macht wieder von sich reden und, ja, natürlich, die Aktionäre von Henkel hatten sich versammelt und gejammert. Arme Hunde, kurz vorm Offenbarungseid.

Der Groll stieg in ihm hoch, als er unvermittelt das Gesicht seines Vaters vor sich sah, der sich trotz fortwährender Schufferei seine wenigen Wünsche nicht hatte erfüllen können. Die Decke war immer zu kurz gewesen. Den Wohnwagen, den er sich für wenig Geld gekauft und mit viel Arbeit hergerichtet hatte, musste er bald wieder abgeben, weil er die Jahrespacht am Niederrhein nicht hatte bezahlen können.

»Wer in der Demokratie schläft, wird in einer Warendiktatur wach«, hatte sein Vater den beiden Söhnen gepredigt. Er war als aktiver Gewerkschafter fast vierzig Jahre bei der Wasserschutzpolizei gewesen, als er innerhalb weniger Monate an Lungenkrebs verstarb, kurz vor der ersehnten Pensionierung.

Du verpasst nichts, Vater. Es ist alles beim Alten, dachte Alvermann, faltete die Zeitung sorgfältig zusammen und warf sie in den Papierkorb.

Er langte nach der Trüstedt-Akte. Es war wohl nicht länger aufzuschieben.

Zwei Fotos des lebenden Trüstedt hatte er selber aus dessen Wohnung mitgenommen. Hinzugekommen waren Aussagen der Nachbarn und der rechtsmedizinische Befund. Schlechtriem und sein Team hatten das Hotelzimmer samt Bad auseinandergenommen. Der Inhalt Dutzender Tütchen lag im Labor, das würde dauern. Sicher war er sich aber, der Herr Startechniker, dass es sich um Suizid handelte. – Fremdverschulden ausgeschlossen.

Alvermann legte die Bilder neben die letzten Aufnahmen aus dem Hotelzimmer und betrachtete sie. Trüstedt als junger Mann, um die zwanzig Jahre, und dann noch einmal zwanzig Jahre älter laut Datum auf der Rückseite. Er konnte kaum einen Unterschied erkennen, trotz der Altersdifferenz. Die Augen auf beiden Fotos waren merkwürdig erloschen; Gesicht und Haltung, als hätte jemand die Luft herausgelassen.

Was war da los gewesen Freitagnacht? Es muss dich jemand besucht haben, den du kanntest und hereingelassen hast. Und dieser Brief – für wen hast du den geschrieben? Und warum haben wir bisher nicht eine Zeile von dir für einen Schriftvergleich gefunden?

Sie mussten unbedingt Kontakt zu der Studentin bekommen, die in der fraglichen Nacht Dienst und Trüstedt den Schlüssel für sein Zimmer ausgehändigt hatte.

Er öffnete die unterste Schublade seines Schreibtisches und griff sich eine Abarisco. Genießerisch roch er an ihr und legte sie wieder zurück.

Der Tote war wenig älter als er, Anfang fünfzig. Er überflog den Bericht des Gerichtsmediziners. Trüstedt hätte noch lange leben

können, bis auf eine leichte Magenschleimhautentzündung war er kerngesund. Die Uhr des Toten, seine Barschaft, alles war vorhanden gewesen, auch sein Wohnungsschlüssel. Warum der Umstand, ein Hotelzimmer aufzusuchen, um sich eine Kugel in den Kopf zu schießen?

Alvermann hatte Stunden in Trüstedts Wohnung verbracht, war wieder und wieder durch die Zimmer gelaufen und hatte versucht, sich einen Eindruck von dem Toten und seinem Leben zu verschaffen. Die Wohnung war ihm nichtssagend erschienen, bis auf die teure Musikanlage und die beachtliche CD-Sammlung. Er hatte die CDs durchgeschaut und sich gewundert, Jazz durch alle Epochen.

Auf die Frage, was für ein Mensch Trüstedt gewesen war, der in dieser Sterilität gelebt hatte, hatte er bislang kaum Antworten gefunden. Trüstedt als Musikliebhaber und jemand, dem Ordnung und Sauberkeit wichtig gewesen waren – weiter war er nicht gekommen. In einem fast leeren Buch gab es wenig zu lesen.

Wieder öffnete er die Schublade, und diesmal war es keine Frage, schon bald zog der aromatische Duft seiner Lieblingszigarillos durchs Zimmer.

Als das Telefon klingelte, verschluckte er sich am Rauch und meldete sich hustend. Frau Dr. van Laack schien irritiert:

»Alvermann, sind Sie das? Van Laack hier. Was ist los? Sind Sie krank?«

»Nein, nein, habe mich verschluckt.«

Telefonate mit der Leiterin der Direktion Kriminalität dauerten. Alvermann brachte sich in eine angenehme Sitzhaltung und inhalierte so geräuschlos wie möglich. Erst ging es um Statistiken, dann kam sie auf Trüstedt zu sprechen:

»Wie kommen Sie in der Sache weiter? Schließen Sie sich

Schlechtriem an?«

»Das Telefonat gestern mit seiner Nachbarin lässt mich noch mehr zweifeln. Es passt irgendwie alles nicht zusammen, davon lass ich mich erst mal nicht abbringen.«

»Schlechtriem ist sich sicher.«

»Der Herr Cheftechniker schwört auf diese Handschuhe.«

»Hm. Lassen Sie mich wissen, wie Sie vorankommen. Übrigens, da läuft gerade wieder eine Beschwerde gegen Masur. Sagen Sie ihm, er soll einfach den Mund halten, wenn Bergen in der Nähe ist.«

Bevor sie auflegte, zitierte sie Masur wortwörtlich.

Wer Bergen kennt, dachte Alvermann, muss zugeben, dass Masur die Dinge beim Namen genannt hat.

Den Bericht über das gestrige Gespräch mit Trüstedts Nachbarin hatte er im PC gespeichert und las ihn noch einmal durch. Er schickte ihn nach ein paar Veränderungen an seine Mitarbeiter. Dann machte er sich auf den Weg zu Peter Masur. Auf der zweiten Ebene traf er Münster mit seinem Aktenwagen.

»Na, sag mal ... du auf der Treppe? Ist der Aufzug kaputt?«

Alvermann zeigte ihm seinen Mittelfinger und verschwand in Richtung Masurs Zimmer. Er klopfte nicht, sondern riss die Tür auf. Peter Masur stand paffend in einer Rauchwolke mitten im Zimmer und schaute aus dem Fenster. Er drehte sich um, als der Kollege in sein Zimmer gepoltert kam.

»Was willst du? Geh mir nicht auf den Senkel; ich denke nach!«

Alvermann ging zum Fenster und öffnete es sperrangelweit.

»Rauchen ist in allen Räumen untersagt, Masur. Und hast du wirklich gesagt, dass Bergen sich von Gröbner ficken lässt?«

Masur nickte mit dem Kopf.

»Ja, sicher, warum?«

Alvermann stöhnte genervt.

»Wenn Bergen sich weiter oben beschwert, kannst du dir einen neuen Job suchen. Es wäre das zweite Mal in diesem Jahr, ganz zu schweigen von deinem Ruf ... im Allgemeinen. Menschenskind, Masur, die erste Abmahnung ist noch nicht vom Tisch. Kannst du nicht einfach die Schnauze halten, wenn Bergen auftaucht? Meint die van Laack übrigens auch.«

Peter Masur lachte freudlos.

»Ach ja? Alle sehen zu, wie Bergen sich von Gröbner ... manipulieren lässt. Ihr kriegt das da oben nicht mit, auch du nicht, Alvermann. Indische Brillenkobra, so in der Art, dieser Gröbner. Entwürdigend nenne ich das.«

»Der Tatbestand einer Manipulation muss nicht dringend mit einem analen Geschlechtsakt beschrieben werden.«

Masur machte mit einem hässlichen Grinsen eindeutige Hüftbewegungen.

»Doch, muss er, wie du siehst. Jetzt ist es Thema, vorher war es das nicht.«

»Wer hat dir eigentlich dieses T-Shirt geschenkt? Du siehst sowieso uralt aus. »Too old to die young« – hat das schon die van Laack gesehen? Da kommst du bestimmt in den Genuss einer kleinen Ansprache über Dienstkleidung.«

»Zum Thema Alter habe ich auch was für dich.«

»Aha.«

»Diese Janne, sag mal, ist die nicht an die zwanzig Jahre jünger als du? Die Virilität von Männern passenden Alters ist deiner sicher überlegen, das muss dir doch klar sein! Na hör mal! Dass so viel Temperament noch in den alten Knochen steckt! Meine Verehrung!«

Alvermann hatte sich den Papierkorb gegriffen und ihn auf dem Schreibtisch geleert, direkt über der Tageszeitung. Er sah einen Kaffeefilter seinen Inhalt über die Zeitung verteilen, als Masur brüllte:

»Mann, du bist vielleicht ein Riesenarschloch! Die habe ich noch nicht gelesen!«

Die Tür knallte ins Schloss. Alvermann grinste. Die Runde ging ja wohl an ihn. Im Treppenhaus dachte er kurz, dass Masur gar nicht so danebenlag mit seiner Bemerkung. Eigentlich mit beiden, leider.

Zurück in seinem Zimmer liebäugelte er erneut mit einer Abarisco und hatte sie schon in der Hand. Unschlüssig roch er an ihr, legte sie dann zurück in ihren Holzkasten, holte sie wieder hervor und zündete sie an. Ihm fiel ein, dass er mit Masur auch über Trüstedt hatte sprechen wollen. Er wählte seine Nummer.

»Na, ist die Sauerei vom Tisch?«

»Du kannst die Wahrheit nicht vertragen, das ist es!«

»Hör mal, weswegen ich noch mit dir sprechen wollte. Die Trüstedt-Sache, was denkst du?«

»Stinkt! Alles viel zu glatt. Für wen war der Abschiedsbrief? Er hat doch angeblich niemanden. Also, für wen, wenn nicht für uns? Und dann war er vielleicht gar nicht von ihm. Es war ja nichts zu finden, um einen Schriftvergleich machen zu können! Die Bude muss total ausgeräumt worden sein.«

»Habe ich auch dran gedacht, aber es gibt keine Hinweise, die darauf schließen lassen. Andererseits, diese Öde in der Wohnung ist für mich unbegreiflich ... Und wieso eigentlich Brillenkobra?«

»Guck dir den Gröbner mal an mit seiner Hodenstockbrille! Bis später.«

»Schon etwas aus der Zeit, Masur. Du warst schon besser.«

Die Mittagsbesprechung fand wie immer um 12.30 Uhr im gelben Zimmer statt. Irgendjemand hatte die Fenster weit aufgerissen. Die Maisonnette brachte das fahle Gelb der Wände zum Strahlen. Die Kollegen hatten Alvermanns Gesprächsnotiz vor sich liegen. Bilder vom Tatort, wenn er denn einer war, hingen an der Stellwand. Demnach war das Mercator ein Hotel der billigeren Sorte: Sperrholz, kahle Wände, trostloses Grau auf dem Boden. Und eben Trüstedt, auf dem Boden ausgestreckt, sein Abschiedsbrief auf dem Tisch. Ein Satz:

»Ich kann so nicht weiterleben.«

Alles deutete auf eine Selbsttötung hin. Die Truppe um den Kriminaltechniker Schlechtriem hatte das mittels ihrer neuesten Errungenschaft, der PVAL-Handschuhe*, nachgewiesen. Sie hatten zweifelsfrei Schussrückstände an der rechten Hand sichtbar gemacht. Schlechtriems Schwager arbeitete beim LKA, dessen Untersuchungsmethoden dem jeweils aktuellen Stand der Wissenschaft entsprachen und das mit einem hochmodernen Instrumentarium arbeitete. Der Schwager geizte nicht, weder in Hinsicht auf Informationen noch auf Material.

* Schmauchspuren an der Hand eines Schützen können auf chemografischem Weg nachgewiesen werden durch die PVAL-Methode (Polyvinylalkohol-Abzugsverfahren).

Nach dem kurzen Telefonat mit Trüstedts Nachbarin war Alvermann immer weniger derselben Meinung. Da roch was streng. Er traute seiner Nase mehr als allen Startechnikern und hatte noch am Wochenende Meiners und Masur losgeschickt. Nachbarn, Hotelpersonal und -gäste, Trüstedts Wohnung noch einmal von oben nach unten, egal, wie gründlich dort schon gesiebt worden war.

Die Bewohner des Hauses, in dem Trüstedt fast fünf Jahre gelebt hatte, beschrieben einen zurückgezogen lebenden Menschen, leise, unauffällig im Kontakt. Er sei häufig unterwegs gewesen, manchmal wochenlang. Beruflich unterwegs, wie er seinem direkten Flurnachbarn erzählt hatte. Seine Kontobewegungen waren inzwischen überprüft worden. Nichts Auffälliges, eine monatliche Rente und hier und da Beträge von Pharmafirmen. Keine Familie. Freunde oder Bekannte hatten sich bisher nicht gemeldet – bis auf die Frau, die unter ihm wohnte, mit der Alvermann telefoniert hatte.

Auch Meiners waren die kahlen Wände und die wenigen persönlichen Gegenstände aufgefallen, die wie drapiert wirkten, um den schlimmsten Eindruck von Leere und Trostlosigkeit zu mildern.

»Der war schon vor seinem Suizid tot«, so Meiners' Schlussfolgerung, »wenn's denn einer war.«

Alvermann kam als Letzter und stellte eine Literflasche stilles Wasser auf den Tisch. Meiners und Bulleken diskutierten gerade lautstark über den Bericht der Technik. Masur saß ihnen gegenüber und kritzelte auf einem Notizblock herum, neben sich Johanna König, die zuhörte oder träumte.

»Ich trinke jetzt mittags Wasser!«

Masur schlug sich aufs Herz und nickte wissend:

»Kaffee und Leberwurststulle waren früher, Alvermann. Jetzt kommen die harten Jahre!«

Die anderen griffen gleichzeitig nach ihren Kaffeetassen und prosteten einander zu.

»Und, Kollegen? Was ist eure Meinung?«

Bulleken, der erst seit wenigen Monaten bei der Gruppe war, meinte:

»Nach deiner Notiz hier scheint ein Suizid eher fraglich.«

Trüstedts Nachbarin, Regina Wanders, hatte Alvermann gegenüber am Telefon eine klare Position bezogen. Wenngleich er sie nur schlecht hatte verstehen können – sie war offenbar Niederländerin –, war ihm zumindest klar geworden, dass sie zum jetzigen Zeitpunkt einen Suizid für eher unwahrscheinlich hielt. Sie habe hin und wieder Kontakt zu dem Verstorbenen gehabt, meist auf der Treppe, wenige Male hätten sie sich gegenseitig zu Kaffee oder einem Glas Wein eingeladen. Friedrich Trüstedt sei kein fröhlicher Mensch gewesen, oft niedergeschlagen und irgendwie auch ein Geheimniskrämer. Er habe wenig über sich gesprochen. Er sei kein Stadtmensch, er lebe erst in der Natur auf, habe er mehrmals geäußert, weil die Natur sich keine Meinung von

einem bilde. Als Frührentner habe er sich mit Übersetzungen von Beipackzetteln für die Pharmaindustrie etwas dazuverdient und sei viel gereist. Oft aus beruflichen Gründen, aber auch privat. Ende letzten Jahres sei er so depressiv gewesen, dass sie ihm Namen und Telefonnummer ihres Therapeuten gegeben habe. Ob er sich dort gemeldet habe, wisse sie nicht. Aber vielleicht zwei Wochen vor seinem Tod, da habe sich sein Verhalten verändert. Er sei auf einen Kaffee zu ihr gekommen, ohne Einladung, »nur so«. Das allein sei schon ungewöhnlich für ihn gewesen. Und er habe von einer Entscheidung erzählt, die er getroffen habe und mit der es ihm sehr gut gehe. Sie sei nicht weiter in ihn gedrungen, habe sich einfach mit ihm gefreut. Sie glaube nicht, dass er sich wenig später umgebracht habe. Zu einem früheren Zeitpunkt hätte sie ihm möglicherweise Selbstmordgedanken zugetraut.

»Die Technik hält einen Suizid für wahrscheinlich, wie ihr wisst! Alles andere ist Vermuten und Kaffeesatzlesen.«

Meiners war absolut wissenschaftshörig, von Intuition und Dafürhalten hielt er wenig.

»Frau Wanders kommt Mittwoch ins Präsidium. Vorher klappt es nicht, sie ist irgendwo in den Niederlanden beruflich unterwegs. Wir werden uns dann Zeit nehmen und sicher noch einiges von ihr erfahren können, zum Beispiel den Namen ihres Therapeuten.«

»Darf man fragen, wieso du den nicht am Telefon erfragt hast?«, wollte Masur wissen.

»Habe ich ja, aber Frau Wanders spricht niederländisches Deutsch in einem Affentempo. Zweimal hat sie den Namen genannt, und ein drittes Mal habe ich nicht gefragt. Es klang nach Matjes und noch irgendwas. Hier ist die Nummer, ruf du sie doch an.«

Alvermann blätterte in seinem Notizbuch und schob Masur die Seite mit der Nummer rüber. Dann verschwand er und kam mit einem Becher Kaffee zurück. Das Wasser hatte er noch nicht angerührt. Beherzt griff er sich eines von Meiners' Brötchen und hatte Glück: grobe Leberwurst. Masur war inzwischen verschwunden.

Bulleken beharrte auf seiner Ansicht:

»Wenn er aus seiner Lethargie aufgetaucht ist und wichtige Entscheidungen getroffen hat – warum soll er sich dann wenig später umbringen? Nein, Meiners, das ist mehr als atypisch.«

Meiners verdrehte die Augen und brabbelte vor sich hin. Es klang stark nach Laienpsychologie. Bevor Bulleken sich wehren konnte, war Masur wieder da:

»Ihr Therapeut heißt Matjes. Warum auch nicht? Er ist schließlich Holländer.«

»Und der Vorname?«, fragte König lachend.

»Habe ich auch nicht verstanden.«

Alvermann grinste und griff nach seinem Notizbuch.

»Also?«

»Vergesst es, ich hab nur ihren Anrufbeantworter erreicht.«

Masur blätterte in der Akte und kam jetzt mit der Frage, die alle beschäftigte:

»Wo, verdammt noch mal, hält sich die Studentin auf, die an dem Abend Dienst hatte?«

Alvermann nickte König zu, die sich darum kümmern sollte:

»Die Hotelbesitzerin hat mehrmals versucht, sie zu erreichen, auch wegen weiterer Dienste. Eine Streife war zweimal bei ihrer Wohnung und hat sich auch bei den Nachbarn umgehört, nichts.«

»Gut, mehr können wir nicht tun. Bleibt dran, Kollegen.

Beruflicher Hintergrund von Trüstedt, was er früher gemacht hat und so weiter. Die Pharmafirmen. Warum bezieht er schon Rente? Das machst du, Bulleken. Wenn wir recht haben, dann sind wir heftig hinter der Zeit, Leute. Und dann waren Profis am Werk. Die wussten genau, wie es geht. Johanna, geh noch mal rüber zur Technik, bitte. Du kannst doch ganz gut mit Schlechtriem.«

Alvermann wollte sich im Hotel weiter umsehen und nach der Studentin fragen, später dann in Trüstedts Wohnung gehen und auch noch mal mit den Nachbarn sprechen.

Masur meldete sich ab zur Rechtsmedizin, Meiners hatte vor, in Trüstedts Vergangenheit einzutauchen.

Als Alvermann im Mercator eintraf, erfuhr er an der Rezeption, dass die Studentin inzwischen nach Hause gekommen und von ihrer Chefin informiert worden war. Wenig später traf sie im Hotel ein. Alvermann stellte sich vor und fragte nach einem Raum, in dem sie ungestört reden konnten. Sie setzten sich in ein kleines Zimmer hinter der Rezeption.

»Sie sind Julia Boers, 26 Jahre alt und Studentin. Ist das richtig?«

Die junge Frau vor ihm nickte:

»Ja, Soziologie. Vielleicht werde ich irgendwann einmal fertig. Noch sieht es nicht so aus«, sagte sie lachend.

Sie wechselten ein paar Worte über ihr Studium, und dann kam Alvermann auf die Nacht zu sprechen, in der Julia Boers Dienst gehabt hatte. Schon nach ihren ersten Sätzen wusste er, dass sich Schlechtriem seine dämlichen Handschuhe sonst wo reinschieben konnte. Trüstedt war nicht alleine ins Hotel gekommen; ein Mann hatte ihn begleitet.

»Wieso steht dann nur Trüstedts Name hier?«, fragte Alvermann und zeigte auf die Eintragung.

»Na ja, die beiden Männer machten irgendwie den Eindruck, als wollten sie gleich oben miteinander ins Bett.«

»Aha, wie kommen Sie darauf?«

»Die wirkten so komisch vertraut, die klebten fast aneinander. Und der Trüstedt, der guckte mir so starr in die Augen, als wollte er mich hypnotisieren. Genau, das habe ich gedacht: *Der will mich hypnotisieren, damit ich nicht weiter nachfrage*. Vielleicht hat er sich geschämt, mit diesem anderen Kerl ein Zimmer zu nehmen.«

»Wie sah der Mann aus, der mit Trüstedt gekommen ist? So genau wie möglich, bitte. Gehen Sie noch einmal zurück zu dem Abend. Sie sitzen in der Rezeption, als die beiden hereinkommen.«

»Er war etwas größer als Trüstedt, hatte eine Mütze auf und, ja, trug eine Brille mit getönten Gläsern. Dunkler Typ. Er sah gut aus, aber nicht auf die schwule Art.«

»Was meinen Sie damit?«

»Schwule Männer sind oft sehr attraktiv, aber eben anders als ihr. Ich dachte, es sind zwei Bi-Männer, die sich etwas gönnen.«

Alvermann schluckte und musste neidlos anerkennen, dass die jungen Frauen heute, anders als zu seiner Zeit, wenig verklemmt zu sein schienen.

»Aha, so. Und was hatte er an?«

»Daran kann ich mich nicht genau erinnern. Vielleicht einen Mantel ... nein, ich weiß es nicht. Aber auf jeden Fall dunkel gekleidet.«

»Und hat er gesprochen? Irgendetwas von sich gegeben?«

»Nein, er hat Herrn Trüstedt alles überlassen.«

»Sie hatten beide kein Gepäck dabei? Kam Ihnen das nicht seltsam vor?«

»Also ... nein ... für eine kurze Nummer? Die hatten doch alles dabei, was sie brauchten.« Sie lächelte ihn an.

Alvermann betrachtete Julia Boers, Studentin im zwölften Semester.

Als er nach der Finanzierung ihres Studiums gefragt hatte, wollte sie nicht so recht mit der Sprache herausrücken. Er konnte sich durchaus vorstellen, dass sie nicht nur Nachtdienste in fragwürdigen Hotels übernahm.

»Das Mercator ist also ein Stundenhotel?«

Er lehnte sich nach hinten und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

»Nein, aber es kommt schon hin und wieder vor ... Wir sind so gut wie nie ausgebuht, verstehen Sie?«

»Wie und wann hat Trüstedts Begleiter das Hotel verlassen? Was denken Sie?«

»Gegen zwei Uhr habe ich abgeschlossen. Dann dürfen wir uns hier auf das Sofa legen. Bis dahin war alles ruhig.«

»Hatten Sie die ganze Zeit den Ausgang im Auge?«

»Nein, bestimmt nicht. Ich habe mir Tee gekocht, war auf der Toilette und dann auch in der Küche, als ich mir ein Brot gemacht habe. Da kann er sich immer davongemacht haben.«

»Haben Sie irgendetwas gehört? Bitte nehmen Sie sich Zeit, denken Sie noch einmal genau zurück. Irgendetwas, das Ihnen aufgefallen ist?«

Ihr war nichts aufgefallen. Der Ablösung, die um sechs Uhr zur Frühschicht gekommen war, bekanntermaßen ja auch nicht. Der Tote war gegen elf Uhr von einem der Zimmermädchen gefunden worden.

Alvermann beendete nach einer weiteren halben Stunde die Vernehmung, als er das Gefühl hatte, alles aus der jungen Frau herausgefragt zu haben, was noch als Erinnerung in ihrem Hirn vorhanden war.

Julia Boers hatte noch einen kurzen Nachruf auf Trüstedt:

»Hoffentlich hatte er noch eine gute Zeit, bevor er sich erschossen hat, der arme Kerl.«

Er fuhr mit dem Wagen zurück ins Präsidium und ging zu Fuß in die Stadt. Es war einer dieser strahlenden Maitage, die förmlich dazu einladen, hinauszugehen und den Frühling zu genießen. Und Karlsbach, sah man von den Bausünden der Sechzigerjahre ab, wurde im Frühjahr fast zu einem ansprechenden Ort. Alvermann ging einen Umweg, hinunter an den Karlsbach. Von da ab führte ihn sein Weg durch Weideland, später durch den Stettnerpark. Neulich war er morgens auch diesen Weg gegangen, als noch ein Spaziergang vor Dienstbeginn zu seinem Morgenritual gehörte. Dunst hatte in dünnen Schleiern über der Landschaft gelegen, der Lärm der erwachenden Stadt war kaum zu hören gewesen. Inmitten blühender Obstbäume hatte er innegehalten und die Gerüche und den lauen Wind auf seinem Gesicht genossen.

Was tue ich mit meinem Leben?, hatte er sich gefragt. *Ich vergeude es im Büromief hinter Aktenbergen, und meine Gedanken kreisen viel zu oft um Widerwärtigkeiten.*

Aber als er sich dann Alternativen vorgestellt hatte, wie Kindern Akkordeonunterricht zu geben, die zu ihm hingepöbeln wurden, oder als drittklassiger Alleinunterhalter auf Hochzeiten zu spielen, hatte ihn die Ahnung beschlichen, dass die Würfel gefallen waren. Doch bei dem Gedanken an das, was nun vor ihm lag, gefiel ihm die Idee, an Alternativen zu denken, doch wieder ganz gut.

Ich sollte, überlegte Alvermann versonnen, schon mal mit ein wenig Unterrichten anfangen ... Keine Hohlköpfe, die schmeiß ich gleich wieder raus, sondern wirklich interessierte junge Menschen, mit Liebe zur Musik.

Klar, tönte gleich der Realist in ihm, da wird es in Karlsbach tatsächlich einen geben, der Lust hat, Akkordeon zu lernen und dann noch bei einem Bullen, haha!

Ein dritter Alvermann, der schon mal zur Resignation neigte, ließ das Thema fallen und kam wieder im viel zitierten Hier und Jetzt an. Er sog die Luft in vollen Zügen ein, verdrängte die heutige Jugend und deren Vorlieben und auch gleich Trüstedt, Schlechtriem & Co. aus seinen Gedanken.

Im Park kaufte er sich ein Eis und ließ sich auf eine der weißen Holzbänke mit Blick auf den kleinen See nieder. Er blinzelte in die Sonne und wollte noch nicht in Trüstedts Wohnung gehen. *Ich döse ein wenig*, dachte er schläfrig. *Da sollen einem ja schon mal die besten Ideen kommen.*

Als er die Augen wieder aufschlug, gingen zwei hübsche junge Frauen in Sommerhemdchen an ihm vorbei, die mit den winzigen Ärmelchen und den tiefen Ausschnitten. Sie lachten und sahen sich nach ihm um. Er lächelte zurück und stand auf. Ob er mit offenem Mund gedöst hatte? Janne hat ihm einmal vorgemacht, wie er dann aussah. Na ja ...

Die Poststraße lag zu seiner Linken. Als er in sie einbog, wappnete er sich gegen das, was ihn dort erwartete. Nachdem er aufgeschlossen hatte, ging er als Erstes in die übersichtliche Küche und machte sich einen Kaffee. Die Abarisco, die er sich eingesteckt hatte, holte er aus seiner Jackentasche und legte sie auf den Küchentisch, wie einen Rettungsanker, der ihm den Halt in einer anderen Welt, draußen, versprach.

Wie konnte jemand Jahr für Jahr in einer solchen Tristesse leben? Jemand, der immerhin Sprachen studiert und sich lange im Ausland aufgehalten hatte? Und, grübelte Alvermann, jemand, der doch wohl für die Schönheit der Musik ein Ohr zu haben schien? Er dachte an seine eigene Wohnung und

versuchte sie mit den Augen eines Menschen zu sehen, der etwas über ihn erfahren wollte. Würde man ihm gerecht werden, wenn man von der Unordnung und dem vielen Zeugs, das herumstand, auf ihn schließen würde? Im Gästezimmer blieb gerade Platz für den Wäscheständer; ansonsten machten sich dort seine Akkordeons und alte Socken breit. Gäste hätten es schwer, sich willkommen zu fühlen. Aber er hatte ja auch selten welche, die über Nacht blieben, und, fiel ihm ein, überhaupt hatte er nur selten Gäste.

Ihn lud ja auch niemand ein.

Genau.

Alvermann setzte sich mit dem Kaffee an Trüstedts Tisch, und die Einsamkeit kroch aus allen Ecken auf ihn zu. Er versank in Gedanken und war bald bei seinem jüngeren Bruder angekommen, sah ihn strahlend auf seinem Mofa zum Fußball fahren. Er zog die Rettungsleine, stand auf und öffnete das Küchenfenster.

Womit fange ich an?, überlegte er gerade, als sein Handy klingelte. Meiners meldete sich und wollte wissen, was es Neues gab. Er selber komme nicht so recht voran. Alvermann fasste kurz die Aussage von Julia Boers zusammen.

»Und, Meiners, was denkst du jetzt? Immer noch kein Fremdverschulden?«

Meiners passte die Entwicklung nicht. Er hätte seine Hand für Schlechtriems Schlussfolgerungen ins Feuer gelegt.

»Sieh an, so tot war er also doch nicht. Könnte doch postkoitaler Suizid sein.«

»Mensch, Meiners, Kempa hat nichts in der Richtung gefunden!«

»Ja, stimmt! Na, da muss Schlechtriem eine Hundertachtzig-

Grad-Wendung hinbekommen, und das wird ihm nicht ganz leicht fallen.«

Meiners war ein Sturkopf – wie übrigens alle Männer des KK11 und König eigentlich auch –, so viel stand fest, aber er begriff rasch und konnte noch während der Fahrt den Zug wechseln. Das versöhnte die Kollegen meist. Manchmal führte es aber auch zu wüsten Beschimpfungen.

»Johanna könnte Schlechtriem mal ganz vorsichtig von der Seite anquatschen. Ruf sie mal an; sie ist doch gerade bei ihm.«

»Gute Idee«, fand Meiners, »obwohl ... große Hoffnungen habe ich nicht. Also, dann.«

So, weiter jetzt, seufzte Alvermann. Er nahm sich Zimmer für Zimmer vor, klopfte Wände ab, suchte in den Schränken, in den wenigen Fachbüchern, schüttete Zucker und Mehl aus und öffnete Packungen von gefrorenem Fleisch und Gemüse – ohne Resultat.

Gut, dass mich Schlechtriem nicht sieht! Der würde unter der Decke kreisen. Und wahrscheinlich hätte er recht. Aber hier irgendwo muss doch was zu finden sein, Unterlagen, mehr als die beiden Fotos, und Briefe, irgendetwas.

Alvermann steigerte sich in die Vorstellung hinein, entscheidende Hinweise zu finden, wenn er nur gründlich genug suchte.

Nachdem er auch im Schlafzimmer das Unterste zuoberst gekehrt und mit Gewalt den Boden des Kleiderschranks aufgebrochen hatte, sah die ehemals ordentliche Wohnung wie ein Saustall aus.

Anschließend zwang er sich noch einmal in den peinlich aufgeräumten, eigentlich so gut wie leeren Keller Trüstedts.

Nichts, gar nichts bis auf einen Koffer mit alter Kleidung und einen Karton mit Übersetzungen medizinischer Texte. Beides hatte Alvermann schon gründlich durchgesehen. Er ging zurück in die Wohnung. Als seine Abarisco brannte, gestand er sich ein, dass er Schlechtriem allzu gern mit einem interessanten Fund aufgescheucht hätte. Er verlor sich in einem kleinen Dialog:

»Sie haben sich Trüstedts Wohnung schon vorgenommen?«

»Was soll die Frage, Alvermann? Das wissen Sie doch wohl.«
(Die Stimme des Cheftechnikers – gelangweilt und eine Spur aggressiv, seine Stimme gelassen, professionell).

»Ah ja, das erstaunt mich jetzt allerdings.«

»Alvermann, Sie nerven. Was wollen Sie? Ich habe zu tun!«

»Nichts weiter, bin hier nur bei einem oberflächlichen Durchgang auf Schlüssel zu einem Schließfach gestoßen.«

Das wäre es doch, nicht mehr und nicht weniger.

Aber der Schlüsselbund, der vor ihm auf dem Tisch lag, bestand aus drei Schlüsseln, Haustür, Wohnungstür und Kellerschloss, genau wie das Zweitbund, das die Technik hatte. Und nichts in dieser Klosterzelle, was auf weitere Räumlichkeiten, ein Schließfach oder Ähnliches hingewiesen hätte. Alvermann wollte nicht glauben, dass das hier alles sein sollte, was von Trüstedts Leben übrig geblieben war.

Gegen 19 Uhr traf er auf dem Flur vor seinem Zimmer Johanna König.

»Na, wie war es?«

Sie verdrehte die Augen.

»Erst prima. Vorträge über PVAL, dann Kaffee und wieder Vorträge. Außerdem hat er mir sein neuestes Spielzeug vorgestellt. Interessant, irgendwas über Messungen von

Flugbahnen, wenn die Kugeln ...«

»Johanna!«

»Dann hat Meiners mich angerufen, und ich habe es ganz vorsichtig versucht, ehrlich. Da hat er mich rausgeschmissen.«

»Gut, mach, dass du nach Hause kommst. Bis morgen.«

Alvermann hatte schon häufig Auseinandersetzungen mit Schlechtriem gehabt. Dass die klimatischen Verhältnisse sich immer beruhigten, hatte vor allem mit *seinen* Bemühungen zu tun; schließlich war er abhängig von schnellen Ergebnissen.

Sicher, den Cheftechniker noch im Labor anzutreffen, wählte er dessen Telefonnummer. Nach einem kurzen Gespräch lagen die Temperaturen bei 40 Grad minus, ohne Aussicht auf Wetterberuhigung.

»Wie kann jemand nur so ein riesengroßes Superarschloch sein?«, tobte Alvermann anschließend und zündete sich die vierte oder fünfte Abarisco an. Schließlich war es schon nach 18 Uhr!

Er brauchte dringend jemanden von außen, der weniger borniert auf einer einmal geäußerten Meinung beharrte. Ihm fiel nur Schlechtriems Vorgänger ein. Aber war der mit dem neuesten Schnickschnack vertraut? – Sicher nicht.

Dann wusste er, wie er es machen würde. Er schrieb eine kleine Mail an das LKA, an Schlechtriems Schwager.

Der Junge nahm die Abkürzung, lief hinter dem See entlang. Der Kies knirschte unter seinen Füßen. Wie laut das in der Stille war. Wo blieben die Morgenkrakeeler? Könnten die doch bloß dieses eine Mal früher mit ihrem Lärm beginnen. Aber nein, die hatten ihre bestimmten Zeiten und gaben vorher keinen Mucks von sich – laut Sachkunde bei Frau Redlich. Manches war gar nicht so blöd, was sie einem in der Schule beibrachten. Der Anfang von »Alle Vögel sind schon da« tauchte in seinen Gedanken auf und verschwand gleich wieder. Wenigstens kannte er sich hier besser aus als die Männer, die den Weg vorne durch den Eingang nehmen mussten. Endlich konnte er die Hecke erahnen und blieb einen Moment stehen, versuchte leise zu atmen, was bei dem Tempo, das er vorgelegt hatte, nicht einfach war. Er lauschte. Nichts zu hören. Hier war die Dunkelheit wie schwarze Tinte über Bäume und Sträucher gelaufen. Die Bogenlampen erhellten nur die Hauptwege, die sich durch den Park zogen. Und diese Lampen hatte man auch erst angebracht, nachdem hier vor einigen Jahren eine Frau überfallen worden war und die Bürger daraufhin aufgemuckt hatten. Von den Fenstern der Häuser auf der anderen Seite der Hecke waren erst zwei, drei erhellt. Er schob Zweige zur Seite und kroch durch die enge Öffnung. In wenigen Sekunden war er an der Straße und blieb im Schatten der Büsche hocken. Die Männer kamen gerade von rechts über den Parkplatz. Sie gingen schnell; der mit der Glatze einen Schritt vor dem Alten. Vor einer schwarzen Nobelkarosse blieben sie stehen, vielleicht fünfzig Meter von ihrem Beobachter entfernt. Sie liefen vor dem Auto hin und her, flüsterten miteinander, und der Alte fuhr sich dauernd durch die Haare. Der mit der Glatze stieg schließlich

an der Fahrerseite ein, der andere stellte sich hinten an den Wagen. Jetzt verstand der Junge: Ihr Auto war zugeparkt worden. Der Nervöse dirigierte den Fahrer – vor, zurück, wieder vor, zurück – und endlich konnte auch er einsteigen. Sie fuhren los. Der Junge stand auf und sah ihnen nach. Das Nummernschild des Autos war nur schlecht zu erkennen, aber er hatte gute Augen und ein gutes Gedächtnis.

Der Wagen fuhr jetzt langsamer, um an der Kreuzung nach rechts abzubiegen, raus aus der Stadt. Der Junge musste ein paarmal schlucken, sein Hals war trocken; dafür schwitzten seine Hände jetzt. Er kroch durch die Hecke zurück, lief wieder am See entlang und nahm den kleinen Pfad, der von der Holzfrau, diesem seltsamen Kunstwerk, in das Gehölz führte. Gleich würde er es wissen. Wenn es wirklich Geld war, dann würde er seiner Mutter und den Geschwistern das meiste geben, damit sie sich von dem Dreckskerl trennen konnten. Von dem Rest würde er sich ein Mountainbike kaufen, ein richtig cooles Teil.

Der Albaner ging ins Bad und setzte sich aufs Klo. Bei Stress funktionierte seine Verdauung reibungslos, ansonsten litt er unter Darmträgheit und war Großabnehmer von Abführmitteln. Eine Seite seines Badezimmerschranks quoll von dem Zeug über.

Als sein Handy klingelte, meldete er sich unwirsch. Hastig berichtete ihm Tobler die Neuigkeiten.

»Du Idiot. Mitten in der Stadt, und dann bist du nicht mal sicher, was mit dem Material ist?«

»Der Richter hat mir die Hölle heißgemacht!«

»Der Richter also, du Schwachkopf! Bring das auf der Stelle in Ordnung, egal wie. Und dann melde dich wieder!«

Der Albaner bemühte sich nicht, die Darmaktivitäten vor

seinem Gesprächspartner zu verheimlichen, im Gegenteil.

»Es wird hell!«

»Bring das in Ordnung, Tobler, und zwar so, dass ich nicht selber kommen muss. Dann hättest du ein Problem!«

Er legte auf. Voller Wut trat er den Ständer mit dem Toilettenpapier durchs Bad. *Dieser Kretin*, dachte er, *dieser absolut unfähige Kretin!*

Tobler wusste, dass er wie ein Anfänger gestümpert hatte. Er hätte nicht auf den Richter hören, ihn einfach ignorieren sollen. Während der Alte in eine Art Schreckstarre verfallen war, hatte er zunächst Ruhe bewahrt. Die Bullen waren ausgesprochen höflich gewesen, und Tobler hatte sogar Scherze machen können, wobei seine Hand die Waffe beständig umklammert hielt. Seine Papiere waren hervorragende Fälschungen, das machte ihm keine Sorgen. Nein, Alkohol war auch nicht das Problem; er trank nie während der Arbeit. Die Frage war, ob sie den Kofferraum sehen wollten. Nachdem er geblasen und das Messgerät seine Nüchternheit angezeigt hatte, setzte er sich in den Wagen und stellte das Radio an – ganz entspannte Unschuld. Einer der Beamten verschwand mit den Papieren zum Einsatzwagen. So weit, so gut. Und dann:

»Alles in Ordnung, gute Fahrt!«

Es war eine irrwitzige Situation gewesen. Nachdem die Beamten sie freundlich weiter gewunken hatten, wollte der Richter nur noch die Ware loswerden. Der Albaner hatte recht, er, Tobler, hatte einen Fehler gemacht. Für einen Moment stieg Panik in ihm hoch, und er überlegte, auf der Stelle zu verschwinden. Sinnlos – der Albaner würde keine Ruhe geben und ihn schließlich finden, schon um sein Gesicht zu wahren. Die Albaner und ihre Scheißhehre. Grund genug, den Wagen zu wenden und zurückzufahren. Es musste schnell gehen, die

Dämmerung brach an.

Er zitterte und schien erschöpft. Sein Hemd starrte vor Schmutz. Die Schwester musste mehrmals nachfragen, bis sie ihn verstanden hatte. Sie nahm ihn an die Hand und lief in Richtung Einsatzzentrale. Hier wartete die Besatzung der Krankenwagen auf die nächste Tragödie. Die Schwester öffnete die Tür und schob den etwa zwölfjährigen Jungen vor sich her, der sich hinter ihr verkriechen wollte.

»Fahrt mal schnell rüber zum Park, da soll ein Mädchen liegen, nicht mehr ansprechbar, vielleicht Drogen. Hier, der junge Mann zeigt euch den Weg.«

Sie beugte sich zu dem Jungen hinunter und legte ihm eine Hand auf die Schulter:

»Sag mal, kippst du mir hier gleich um? Ist dir schlecht?«

Der Junge schüttelte den Kopf und entzog sich ihrer Hand.

»Na, dann los!«

Der Krankenwagen fuhr in zügigem Tempo durch den Park. Im Osten zeigte sich ein dünner heller Streifen.

»Findest du den Weg auch?«, wollte Markowski, der Beifahrer, wissen.

»Ja, bis zum See, wo die Boote liegen. Dann rechts bis zu der großen Holzfrau. Dahinter geht so ein kleiner Weg ab, da muss man rein. Und dann in das Gebüsch am Ende, noch ein Stückchen, da liegt sie.«

Der Junge sprach schnell und aufgeregt.

Der Fahrer kannte sich aus.

»Du meinst sicher die Sitzende aus Holz mit dem Ei, das ihr Kind sein soll. Wahrscheinlich musste der Künstler noch was zahlen, damit er sie aufstellen durfte.«

Markowski lachte nicht. Erstens hatte er schon zu oft die Bemerkungen seines Kollegen über moderne Kunst gehört, und zweitens war er mit seinen Gedanken woanders, ganz woanders.

Als sie das monströse Kunstwerk erreicht hatten, zeigte der Junge auf einen Trampelpfad, der in eine Insel aus Büschen und Birken führte.

»Da ist sie drin, muss ich mitkommen? Mir ist so komisch schlecht.« Der Kleine war blass.

»Ganz ruhig, Junge. Das kriegen wir schon. Wie heißt du? Ah, Oliver. Warte hier, wir nehmen dich gleich wieder mit zurück.«

Während er sich die Handschuhe überzog, wandte er sich an den Fahrer.

»Komm mit der Trage nach. Ich gehe schon rein.«

Außer Hundehaufen und leeren Bierflaschen konnte er nichts entdecken, als er sich auf dem engen Pfad bewegte. Er wäre an dem Mädchen vorbeigelaufen, wenn seine Haut nicht im fahlen Morgenlicht durch die Zweige eines Haselnussstrauches geschimmert hätte. Es war klein, mager, vielleicht so alt wie der Junge, der es gefunden hatte. Die Kleine schien noch ein Stück gekrochen zu sein, tiefer in das Gebüsch hinein. An ihren Knien und Händen hafteten Erde und Blätter. Sie war unbekleidet. Markowski, lange im Geschäft und alles andere als zart besaitet, war für einen Moment fassungslos. Er kniete neben ihr und suchte den Puls. Sie reagierte nicht auf die Berührung. Ihre Haut fühlte sich eiskalt an. Sie ist tot, dachte er. Dann hatte er den Puls, schwach, kaum fühlbar. Plötzlich öffnete sie die Lippen und sprach zwei, drei Worte, leise, kaum zu verstehen und sicher in keiner westeuropäischen Sprache.

Wie lange mochte sie hier schon liegen? Er sah jetzt das geronnene Blut zwischen den Oberschenkeln des Mädchens.

Rasch zog er seine Jacke aus und legte sie über den Körper.

»Los, los, wo bleibst du?«

Der Fahrer bahnte sich mit seiner Last einen Weg durch das Gestrüpp. Vorsichtig hoben sie das Mädchen auf die Trage. Äste und Buschwerk behinderten sie auf dem Weg zurück, schlugen ihnen ins Gesicht. Markowski stolperte und ließ für einen Moment die Sauerstoffmaske los. Er fluchte leise. Die Augenlider des Mädchens flackerten leicht.

»Warte, gleich wird dir ganz warm. Du liegst dann in einem Bett, und keiner kann dir mehr was tun.«

Die Männer beeilten sich. Der Fahrer schaltete das Blaulicht ein und jagte durch den Park. Der Junge drehte sich immer wieder nach hinten.

»Schätze, wir sind zu spät«, meinte Markowski.

Nach wenigen Minuten rollten sie das Mädchen in die Ambulanz der Stettner-Klinik. Markowski schickte den Fahrer mit dem Jungen zur Aufnahme. Der Kleine schien sich kaum noch auf den Beinen halten zu können. Er selber blieb noch und berichtete in aller Kürze dem Dienst habenden Arzt, während um ihn herum die Routinemaßnahmen begannen.

»Schwester, was ist? Brauchen Sie eine Extraeinladung?«

Die Stimme des Arztes klang gereizt. Immer wieder blickte er auf die Monitore.

»Ich versuche es ja, finde aber keinen Zugang!«

Sie öffnete den Schlauch und band ihn um den anderen Arm. Wieder und wieder führte sie die Nadel in den dünnen Arm des Mädchens, ohne die Vene zu treffen. Der Arzt, der schon viel zu lange Dienst hatte und wie ein übernächtiger Oberprimaner aussah, winkte genervt dem Anästhesisten, der gerade den Raum betrat: »Hier, Böttcher, für Sie!«, und dann: »Den Defi, für

alle Fälle, hopp, hopp!«

Ein Pfleger hatte inzwischen die Rechtsmedizin und die Kripo informiert.

»Die kommen gleich rüber. Habt ihr nichts weiter? Keine Kleidung, keine Tasche?«, wandte er sich an Markowski.

»Nein, nichts. Da hat jemand reinen Tisch gemacht. Ein paar Worte hat sie noch gesprochen, habe aber nichts verstehen können.«

»Wo bist du gleich, wenn die Kripo kommt? In der Zentrale?«

Markowski nickte und verließ die Ambulanz. Im Flur traf er auf seinen Kollegen.

»Wo ist der Junge?«

»Das ist vielleicht ein Früchtchen. Konnte vor lauter Zittern kaum noch stehen, wollte aber abhauen. Der hängt jetzt am Tropf.«

»Und, hat er was gesagt? Wieso hat er da in den Büschen rumgelungert?«

»Nichts. Der hat keinen Ton mehr gesprochen. Die Schwester meinte, er sei unterernährt.«

»Ja, der braucht mal wieder eine ordentliche Mahlzeit. Bin eben zur Zentrale. Die Kripo ist informiert und wird gleich jemanden schicken. Ich bin sofort zurück, wenn jemand fragt.«

»Geh doch auf dem Rückweg in die Kantine, und bring uns Kaffee mit und was zu essen.«

Markowski ging los und sah auf die Uhr. In fünf Minuten würde die Kantine schließen, da ging er lieber erst dorthin. Die Zentrale konnte für die paar Minuten warten.

Wieder zurück, verteilte er Kaffee und Brötchen.

»Was glaubst du? Schafft sie es? Hoffentlich melden sich die Eltern, damit sie sich kümmern können. Wenn meiner Tochter

so was passieren würde ... O Mensch, ich Idiot, jetzt war ich nicht in der Zentrale.«

Rasch legte er sein Brötchen zurück auf den Teller und machte sich erneut auf den Weg.

Der Fahrer schaute seinem Kollegen kopfschüttelnd hinterher. Markowski wartete seit zwei Tagen darauf, dass endlich der erlösende Anruf aus dem Kreißsaal kam und seine Frau seine Tochter zur Welt bringen würde.

Nicht mehr zurechnungsfähig. Sollte sich beurlauben lassen, bis das Baby da ist.

Vorsichtig setzte er sich auf. Da war nichts. Ungläubig strich er mit den Fingern über die Stelle oberhalb seines Ohres, verstärkte den Druck, drehte seinen Kopf hin und her – nichts.

Zufrieden legte er sich zurück, streckte sich und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Erst ein wenig Janne. Recht hat er, der Kollege Masur, der Mistkerl, obwohl es genau gerechnet nur sechzehn Jahre Altersunterschied sind. Und dann seine Ausflüge nach Holland. Er erschrak fast vor der Gewissheit, dass nichts und niemand ihn daran würde hindern können, seine Eskapaden beizubehalten.

Ich bescheiße mich, dachte Alvermann, selten so hellsichtig wie in diesem Moment, es sind mehr als Eskapaden. Ich fühle mich nirgendwo lebendiger als an diesem Ort. Und es geht nur mich etwas an.

Plötzlich sah er Trüstedt vor sich, den Gesichtsausdruck des lebenden Trüstedt und gleich darauf den Toten auf den armseligen grauen Teppichfliesen. Alles vorbei, so vorbei wie bei Petersen, wie bei seinem Vater und wie bei Robert. Vor allem wie bei Robert. Der Schmerz rumorte auf die gewohnte Weise in ihm, und gleichzeitig verstand er, warum er auf dieses Gefühl, durch und durch lebendig zu sein, nie verzichten würde.

Zurück zum Geschäft, ermahnte er sich.

Der Streit mit dem Cheftechniker hatte gestern Abend interessante Ausmaße angenommen. Tatsächlich hatte der Schwager geantwortet, sehr zuvorkommend. Natürlich sei es bei einigem Geschick möglich, einen Mord als Suizid zu tarnen – inklusive positiver PVAL-Ergebnisse. Da schließe er sich der Meinung des Herrn Cheftechnikers der Kripo Karlsbach gerne an.

Eiszeit! Na ja ...

Warum hatte sich jemand mit Trüstedt solche Mühe gemacht? War das ein reines Ablenkungsmanöver? Hatte jemand Freude am Inszenieren?

Den ganzen Dienstag waren sie rumgerannt, hatten sogenannte Zeugen verhört, die nichts wussten, noch einmal Julia Boers in die Mangel genommen und Frau Wanders immer noch nicht erreicht. Und dann der Tanz mit dem Startechniker. Das war es.

Komm, hoch mit den morschen Knochen, der Morgengruß wartet. Der wird nicht auch noch geknickt.

Er beließ es bei drei Durchgängen, schließlich war er heute Morgen beschwerdefrei. Er rappelte sich auf und tappte ins Bad. *Beachtlich, was in so eine Blase passt*, wunderte sich Alvermann nicht zum ersten Mal. In der Küche stellte er sich ans Fenster und schaute hinaus. Grauer Himmel, aber der Regen hatte aufgehört, immerhin. Er schaute auf sein Außenthermometer. Neun Grad, Pulloverwetter, und das im Mai. Er war auf dem Weg ins Bad, als der Anruf kam. Die Uhr zeigte genau 6.15 Uhr.

»Meiners. Morgen, Chef. Die Stettner-Klinik hat angerufen. Ein Mädchen, nebenan im Park. Erheblich verletzt nach Missbrauch. Unklar, ob sie durchkommt. Dachte, du willst informiert werden.«

»Masur hat Rufbereitschaft. Ich bin unterwegs in meine Badewanne«, blaffte Alvermann.

»Masur meldet sich nicht, und da dachte ich ...«

»Bin in fünf Minuten unten, Meiners.«

Eilig zog er sich an und putzte sich währenddessen die Zähne. *Dieser Vollidiot von Masur; hat keinen Spielraum mehr und*

geht nicht ans Telefon. Hoffentlich hat Meiners die Schnauze gehalten.

Der Pullover, den er sich über den Kopf zog, blieb an der Zahnbürste hängen und zog sie ihm aus dem Mund. Sie landete auf dem Boden und nutzte die Gelegenheit, mit ihren Borsten ein paar Haare aufzunehmen.

»Welche Sau putzt hier?«, wollte Alvermann wissen und warf die Zahnbürste in den Müll. Er suchte noch seine Schlüssel, als Meiners an der Haustür schellte.

»Fünf Minuten, Meiners, hast du keine Uhr?«, rief er in die Sprechanlage. Er hörte Meiners lachen. Wo war der Schlüssel, Herrgott noch mal? Egal, im Büro lag noch ein Ersatzschlüssel. Er lief die Treppe hinunter, immer drei Stufen auf einmal nehmend.

Die Eschenbachstraße war um diese frühe Morgenstunde wie ausgestorben. Nur Frau Nösser, die alte Dame, die unter ihm wohnte, sah er gerade um die Ecke biegen. *Wahrscheinlich war sie beim Bäcker auf der Friedrichstraße*, überlegte Alvermann. *Um diese Zeit, nicht zu glauben*. Sie winkte ihm begeistert zu, und Alvermann machte eine formvollendete Verbeugung in ihre Richtung.

Meiners hatte schon den Motor angelassen, als Alvermann sich auf den Beifahrersitz fallen ließ.

»Bei allem Respekt, Chef: Du hast Zahnpasta auf der Hose.«

»Hatte keine Pizza zur Hand.«

Alvermann versuchte, das weiße Zeug mit dem Fingernagel abzukratzen, ohne Erfolg. Meiners hatte inzwischen ein Brötchen vom Rücksitz geangelt und roch genießerisch an dem Belag. Als er hineinbeißen wollte, nahm Alvermann es ihm aus der Hand.

»He, das ist Leberwurst.«

»Eben drum. Du hast mich um mein Frühstück gebracht und um die Badewanne, also nerv nicht. Denk lieber an deine Cholesterinwerte.«

Meiners holte sich ein zweites Brötchen aus der Tüte.

»Hier, das ist nur Käse. Lass uns wenigstens tauschen.«

»Hör auf zu nörgeln und iss. Also?«

»So gut wie nichts. Das Mädchen wurde im Stettnerpark gefunden. Missbrauch, erhebliche Verletzungen. Der Junge, der sie gefunden hat, hängt am Tropf. Hat wohl einen Schock. Der Beifahrer vom Krankenwagen ist verschwunden. Der sollte uns den Weg zeigen.«

»Was heißt ›verschwunden‹?«

»Na, dass er nicht auffindbar ist. Und wieso ein Junge um diese Zeit im Park durch die Büsche kriecht, frage ich mich auch. Die Technik ist unterwegs. Sie schicken den Fahrer zum Vordereingang, wenn nicht vorher ein Einsatz kommt.«

»Und die Rechtsmedizin?«

Alvermann suchte in den Taschen seines Mantels. Fluchend klopfte er die Hosentaschen ab. Meiners grinste und reichte ihm sein Handy.

»9220, Chef. Doktor Kempa ist unterwegs.«

Alvermann wählte.

»Menschenskind, wieso meldet sich niemand? Die Zentrale sollte doch ... Kripo Karlsbach, Alvermann hier. Es geht um die Aufnahme vor zirka zehn Minuten. Das Kind aus dem Stettnerpark.«

Er wurde mit der Ambulanz verbunden und erfuhr, dass das Mädchen inzwischen auf der Intensivstation sei und man versuchen würde, dort jemanden zu erreichen. Es dauerte, bis

sich wieder jemand meldete:

»Schwester Claudia hier. Kann ich zurückrufen? Wegen der Schweigepflicht ...«

»Das ist schwierig. Ich bin unterwegs und rufe vom Handy aus an. Schwester, bitte, nur eine kurze Information. Wie geht es dem Kind. Ist es ansprechbar?«

»Nein. Über die Schwere seiner inneren Verletzungen wissen wir noch nichts. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Ein Arzt sei nicht zu sprechen, nein, die hätten jetzt anderes zu tun.

»Und der Junge, der sie gefunden hat?«

»Der Junge ist noch hier. Er hat einen leichten Schock und wird behandelt. Name und Adresse haben wir bisher nicht; er spricht nicht mit uns.«

»Lassen Sie ihn auf keinen Fall gehen. Ich komme gleich rüber. Doktor Kempa von der Rechtsmedizin ist auf dem Weg. Und bitte fassen Sie die Sachen des Mädchens nur mit Gummihandschuhen an.«

»Da gibt es nichts anzufassen. Keine Kleidung, keine Tasche, nichts. Und die Rechtsmedizin haben wir schon benachrichtigt, das ist unser Job.«

Alvermann verkniff sich eine Bemerkung, bedankte sich und legte auf.

»Meiners, du fährst zum Stettnerpark. Warte auf den Fahrer, und schau dir dann den Fundort an, Nachbarschaft und so weiter. Organisiere gleich die Befragung, und lass den Platz weiträumig sperren. Mich kannst du an der Klinik rauslassen.«

Meiners wartete am Eingang zum Stettnerpark. Der Fahrer, der sie führen sollte, ließ auf sich warten. Meiners tigerte immer wieder zur Imbissbude, die partout nicht ihre Fensterläden öffnete. Der ranzige Fettgeruch war zwar nicht einladend, aber er hatte noch Hunger. *Solange der Chef mir meine Brötchen wegfrisst, dachte er, kann er so krank gar nicht sein, aber ich verhungere hier langsam und qualvoll.*

Die Techniker mit ihren Koffern, die Fotografen mit ihren Kameras und den Videogeräten hatten die Bänke in Beschlag genommen, rauchten und schwatzten.

»Wo bleibt denn der Fahrer? Die Zeit läuft uns davon, Mann. Hast du keinen Anhaltspunkt, wo wir hinmüssen?«, fragte ihn einer der Männer ungeduldig.

Meiners schüttelte den Kopf und machte eine entsprechende Geste. Er verstand die Unruhe des Mannes; er selber stand auch unter Spannung. Es musste dringend etwas geschehen. Als er gerade nach seinem Handy griff, rief Alvermann an: »Der Fahrer kann nicht kommen, Unfall auf der Strecke nach Wertheim. Er musste wieder los, hat mir den Weg aber beschrieben.«

Meiners kannte den Park kaum und konzentrierte sich auf Alvermanns Angaben.

»Also, erst mal in Richtung See, da steht diese Holzplastik von Grünbaum, die mit dem Kind ... Warte mal, ja, Herrgott, wo habe ich denn ...? Hier, von da führt ein kleiner Weg durch ein Stück Wiese, wird dann zu einer Art Trampelpfad, und danach geht es durch ein Haselgebüsch weiter. Zirka fünf Meter weit in dem Gebüsch hat sie gelegen. Ich versuche, den Beifahrer zu

finden, einen Gerd Markowski. Seht zu, was ihr machen könnt. Sperrt auf jeden Fall großräumig ab. Bis später.«

Alvermann wurde langsam fuchsteufelswild. Hier ging zu viel daneben. Wo blieb dieser Idiot von Beifahrer? Ihm musste doch klar sein, dass er dringend gebraucht wurde. Er hatte als Erster Kontakt zu dem Mädchen gehabt.

Als er in den Vorraum der Ambulanz zurückging, sprach ihn eine Schwester an:

»Sie suchen den Markowski, oder? Der war vorhin noch in der Kantine. Er hat mir kurz von diesem Mädchen erzählt, war wohl ziemlich durcheinander.«

»Sein Kollege hat mir gesagt, dass er zur Zentrale wollte. Da ist er aber nicht angekommen. Was muss denn sonst nach einem Einsatz noch erledigt werden?«

»Eigentlich nur der Schreibkram in der Zentrale. Ich verstehe das nicht. Das muss direkt nach einem Einsatz erledigt werden. Außerdem ist er noch im Dienst. Der zweite Krankenwagen kann nicht raus ohne Beifahrer. Er kann doch nicht einfach ... Warten Sie.«

Die Schwester benutzte einen Piepser, und kurz darauf klingelte ihr Handy:

»Mensch, Gerd, wo bist du denn? Du wirst gebraucht.«

Sie hörte einen Moment zu und legte dann auf.

»Er ist im Kreißsaal bei seiner Frau. Die Wehen haben angefangen. Wird aber noch dauern. – Erstgebärende. Er kommt jetzt hierher.«

Eine Minute später war Markowski zur Stelle. Nachdem er versichert hatte, die Worte des Mädchens nicht verstanden zu haben, nicht einmal mit Sicherheit die Sprache einordnen zu können, schickte Alvermann ihn los zum Stettnerpark.

Der Glaskasten, der wie ein Schiff gebaut war und in den Flur der Intensivstation hineinragte, schien türlos zu sein. Mitten auf der Glaswand stand in roter Schrift: »Hier sprechen.« Alvermann kam sich dämlich vor, als er der Aufforderung folgte und vor die geschlossene Front sprach – in der Hoffnung, den jungen Mann auf sich aufmerksam zu machen, der in einem Ordner Eintragungen vornahm.

»Kann ich bitte mit einem Arzt sprechen, der mir etwas über das Mädchen aus dem Stettnerpark sagen kann?«

Das Milchgesicht schaute nicht hoch:

»Wer will das wissen?«

»Menschenskind ... vielleicht riskieren Sie mal einen Blick«, schnauzte Alvermann.

Der Glaskastenskapitän warf ihm einen müden Blick zu und schrieb weiter.

»Hab ich. Und jetzt?«

Alvermann zwang sich zur Ruhe.

»Junger Mann, mein Name ist Alvermann, und ich bin von der Kripo. Ich brauche dringend alle Informationen über das Mädchen aus dem Stettnerpark. Ich möchte augenblicklich mit einem Arzt sprechen. Bitte veranlassen Sie das!«

Der Schnösel stand auf und kam wie von Geisterhand durch eine Glastür, die gleich wieder verschwand.

»Ich bin der Dienst habende Arzt. Darf ich mal Ihren Ausweis sehen?«

Konsterniert starrte Alvermann auf die Glasfront mit der verschwundenen Tür, als die Worte in sein Bewusstsein sickerten. So sehen heute also fertige Ärzte aus! Er zeigte seinen Ausweis.

»Doktor Krebber. Also, wir haben das Mädchen in ein

künstliches Koma versetzt; seine Überlebenschancen sind schlecht. Operieren können wir erst, wenn der Kreislauf stabil ist.«

»Was denken Sie – wie alt ist sie?«

»Sie sieht jünger aus, als sie ist. Schätze sie auf dreizehn oder vierzehn Jahre. Der Kerl hat sie mit irgendwelchen Gegenständen traktiert; Vagina und Anus sind übel zugerichtet. Wir haben das Nötigste getan, aber es gibt innere Verletzungen, die wir noch nicht beurteilen können.«

»Gibt es irgendetwas – Zähne, Schmuck, eine Narbe, irgendeine Besonderheit?«

»Ihre Zähne sind bestens. Wenig Zucker oder gut gepflegt. Ansonsten Fehlanzeige. Vielleicht können die Schwestern weiterhelfen.«

»Wo finde ich die?«

»Müssten in der Ambulanz sein. Aber fragen Sie auch die von der Intensiv.«

Der Arzt konnte nur mit Mühe ein Gähnen unterdrücken, und Alvermann fragte sich, wie lange er schon Dienst haben mochte.

»War der Rechtsmediziner schon da?«

»Ja, die waren diesmal recht schnell. Haben jede Menge Material. Wenn die DNS bekannt ist, habt ihr ihn sicherlich bald.«

Er bedankte sich bei dem Mediziner. Der Arzt gab ihm die Hand und verschwand wieder in seinem Glaskasten.

Tobler machte, dass er zu seinem Auto kam, das er am Hintereingang einer Klinik geparkt hatte. Nicht zu fassen! Das Mädchen war verschwunden. Und dann noch die Alte mit ihrem Köter, in die er fast hineingerannt wäre. Mit beiden Fäusten hämmerte er auf sein Lenkrad ein.

Was für eine gottverdammte Scheiße.

Er hörte in Gedanken die zynische Drohung des Albaners.

Der Richter mit seiner Paranoia hatte ihm das eingebrockt. Er war von der Idee besessen gewesen, das Mädchen loszuwerden, so schnell wie möglich. Er hatte ihm in seiner Panik ins Lenkrad gegriffen und durchgesetzt, dass sie vor dem Park gehalten hatten. Hätte er ihn doch schlafen geschickt, bevor er sich zu dieser Wahnsinnstat hatte überreden lassen.

Die nächsten Schritte ... Konzentrier dich.

Die Angst kam in Wellen in ihm hoch. Wohin konnte er verschwinden? Er überschlug in Gedanken seine Barschaft und die Beträge auf seinen diversen Konten. Zwei von ihnen hatte er für diesen Fall eingerichtet. Wenn er davonkommen wollte, musste er schnell sein. Der Albaner wartete auf eine Erfolgsmeldung. Die konnte er bekommen. Ruhig, ruhig, mahnte er sich und biss sich heftig in den Handballen. Der Schmerz vertrieb alles andere. Er wählte.

»Und?«

Tobler bemühte sich, gleichmütig zu sprechen.

»Alles okay. Ich hab sie. Lass mich machen. Ich werde jetzt ...«

»Quatsch mir nicht die Ohren voll, Tobler. Gehen wir mal davon aus, dass es eine Ausnahme war. Verstehst du? Bestell dem

Richter, er bekommt weiterhin sein Material, aber die Preise haben sich geändert.«

Tobler antwortete mit dem nötigen Respekt. Der Albaner beendete das kurze Gespräch.

Trotzdem, solche Fehler ließ er nicht durchgehen. Tobler kannte ihn zu gut. Seine Bluthunde würden sicher bald auf dem Weg sein. Und wenn er erst erfuhr, in welchem Ausmaß Tobler ihn hintergangen hatte, würde seine Rachsucht keine Grenzen kennen. Wenn er schnell war, konnte er noch eben in seine Wohnung und ein paar Dinge erledigen. Und dann musste er zum Flughafen. Nein, falsch, da würden sie mit Sicherheit warten. Besser erst mal mit dem Bus raus, dann mit dem Zug zu einem Flughafen, so weit weg wie möglich. Ob er vorher noch mit dem Bleichen Kontakt aufnehmen sollte? Er war der Einzige in der Organisation, dem Tobler trauen konnte. Sie hatten als Jugendliche einige Jahre zusammen in einer Motorradgang verbracht. Tobler hatte in einer üblen Angelegenheit vor Gericht einen Meineid geschworen, der dem Bleichen einige Jahre Knast erspart hatte.

Besser, sich erst bei ihm zu melden, wenn er sein Ziel erreicht hatte, irgendwo am anderen Ende der Welt.

Tobler wurde langsam ruhiger. Ja, so würde er es machen.

Nach mir die Sintflut.

Das Mädchen sah zwischen den Maschinen, die leise vor sich hin summten, klein und verloren aus. Die kurzen blonden Locken klebten an seinem Kopf. Über die rechte Wange zog sich ein schmaler Schnitt. Der Organismus kämpfte, die Kurven auf den Bildschirmen bewegten sich in geheimnisvollen Rhythmen.

Wer bist du, Kleine? Wer vermisst dich da draußen?

Alvermann ging hinaus und schloss leise die Tür hinter sich. Draußen blieb er einen Moment stehen, und dann hörte er sich tatsächlich irgendeinen Marsch pfeifen, als er den Flur entlanglief.

Der Beginn einer neuen Ermittlung drückte wie eine Zentnerlast auf seine Schultern, besonders wenn er sich mit solcher Brutalität konfrontiert sah. Er brauchte zehn Minuten Ruhe, Kaffee und Zigarillo, Papier und Bleistift. Dann hatte er die Tatumstände in seine innere Landschaft übernommen und sie sich verfügbar gemacht.

Er fand einen Kaffeeautomaten und suchte sich eine ruhige Ecke im Besucherraum, der um diese Zeit leer war. Natürlich – Rauchen verboten. Er öffnete ein Fenster. Setzte sich und kramte Papier und einen Stift hervor. Wenig später genoss er den Duft seines Zigarillos.

Gab es Eltern, Geschwister, die sich Sorgen machten? Er war sich nicht sicher. Kinder, um die sich niemand kümmerte, waren keine Seltenheit. Im unablässigen Rauschen der Medien war Achtlosigkeit gegenüber Kindern nur eine von vielen Unmenschlichkeiten und schnell wieder verdrängt von anderen in der endlosen Reihe der Barbareien.

Er schaute auf die winzigen Ohringe, die ihm die Schwester

von der Intensivstation gegeben hatte, silbern mit einem türkisfarbenen Stern in der Mitte.

Was wusste er bisher? Er tauchte für wenige Minuten ab, arbeitete die bisherigen Fakten systematisch durch, machte sich Notizen und durchkämmte sein Gedächtnis. Da war doch dieses Kinderbordell in der Keetmanstraße gewesen. Natürlich, 1999! Wie lange hatte es sich damals in der Stadt halten können? – Unfassbare vier Jahre. Nur durch Zufall, im Zuge einer Ermittlung wegen Bandenbildung, waren sie darauf gestoßen und hatten es schließen können. Die Ermittlungsgruppe hatte Tag und Nacht gearbeitet und Unglaubliches geleistet. Besonders Masur, hoch motiviert, hatte sich weit aus dem Fenster gehängt. Sie hatten bereits einige der Freier identifizieren können und waren kurz davor, die Sache abzuschließen. Einer von ihnen hatte jedoch genau über die Beziehung verfügt, die man braucht, um sich aus der Scheiße zu ziehen. Innerhalb kurzer Zeit kam von ganz oben die Order, die Ermittlungen abzuschließen und die Akten an die Staatsanwaltschaft abzugeben. Ebenso schnell wurde das Hauptverfahren eröffnet. Der Betreiber kam mit einer lächerlichen Strafe davon, die er nicht absitzen musste, weil er vorher verstarb. Die Freier hatten sich nie vor Gericht verantworten müssen. Aus. Schluss. Und Masur hatte bald aufgehört, Fragen zu stellen, weil er immer wieder vor eine Mauer gelaufen war. Seine Wutausbrüche hatten nachgelassen, und der Kämpfer von einst hatte begonnen, seinen Groll mit Alkohol zu betäuben. Alvermann fragte sich, wie viel es brauchte, ihn wieder zu entfachen.

So war das damals gewesen, und seitdem war es in Karlsbach und Umgebung zu keinen einschlägigen Verbrechen mehr gekommen. Zumindest war nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Hier mussten sie unbedingt wieder ansetzen, sich

die alten Akten besorgen, aber mit Umsicht vorgehen. Die Seilschaften von damals bestanden möglicherweise immer noch.

Dann die übliche Routine, Vermisstenanzeigen durchgehen und für den nächsten Tag ein Foto des Kindes und der Ohrringe in die Zeitungen setzen. Darum sollte sich Masur kümmern.

Der wird Morgenluft wittern, dachte Alvermann.

Er rief im Dezernat an. Ellen Neusser, die Sekretärin, meldete sich:

»Erik, er sieht furchtbar aus! Was soll ich tun?«

»Sieh zu, dass ihn die van Laack nicht sieht, und verbinde mich mit ihm. Stopf ihn mit Kaffee voll. Und gegessen hat er sicher auch noch nichts.«

Masur hörte sich an, als hätte er keine Stunde geschlafen. Wahrscheinlich war es wieder so weit. Der letzte Entzug war zwei Jahre her. Wie sicher war er gewesen, nicht mehr rückfällig zu werden. Alvermann äußerte sich hierzu nicht, nicht am Telefon. Es gab andere Dinge zu erledigen. Masur bekam die erforderlichen Anweisungen.

»Um die Akten aus neunundneunzig kümmere ich mich, verstanden? Lass die Finger davon, Masur!«, und dann:

»Wir sprechen uns noch.«

Während Alvermann unterwegs zu dem Jungen war, klingelte sein Handy. Meiners meldete sich: »Chef, auf den ersten Blick nichts Ergiebiges. Die Technik braucht noch Zeit – wie immer: Vor morgen ist nichts drin. Na, wir werden sehen. Ich gehe jetzt mit zwei Kollegen von Haus zu Haus. Da kommen übrigens gerade die Hundeführer. Vielleicht haben die mehr Glück. Markowski glaubt jetzt, dass das Mädchen möglicherweise russisch gesprochen hat, sicher ist er sich aber nicht. Dann noch: Der Junge soll Oliver heißen. Und du, weitergekommen?«

»Nach wie vor fraglich, ob sie überlebt. Ansonsten nichts, bis auf ein Paar Ohringe. Masur kümmert sich um Presse und Vermisstenanzeigen. Spreche jetzt noch mit dem Jungen.«

»Ja. Wenn ich was habe, melde ich mich!«

Die Kinderstation lag im obersten Stock, und Alvermann benutzte die Treppe. Auf den letzten Stufen meldete sich wieder der mysteriöse Schmerz über dem linken Ohr und breitete sich langsam in seinem Kopf aus. Vom Herd des Schmerzes ging ein Pochen aus.

Was ist da jetzt, will jemand raus? Ich hab zu arbeiten!

Tief einatmen, ausatmen.

Er stieß die Flurtür zur Kinderabteilung auf und ging, auf der Suche nach einer Schwester, den Gang entlang.

Wenig später beobachtete er durch eine kleine Scheibe in der Tür den Jungen. Dessen Liege war in einen Nebenraum des Schwesternzimmers gefahren worden. Auf der Kinderstation sei kein Platz, hatte er erfahren, und dass der Junge noch mindestens eine Nacht bleiben solle, sicherheitshalber.

Der kleine Patient hatte sich aufgesetzt und schaute auf den

Tropf neben sich. Seinen Arm mit der Kanüle bewegte er vorsichtig rauf und runter. Es schien ihm besser zu gehen. Wirklich ein dürres Kerlchen, dachte Alvermann beim Eintreten. Der Junge zuckte zusammen, musterte ihn kurz und schaute dann weg.

»Hallo, Oliver. Ich bin Erik Alvermann von der Polizei. Prima, wie du reagiert hast. Wenn du sie nicht gefunden und gleich Bescheid gesagt hättest, ginge es ihr sicher viel schlechter.«

Es sah so aus, als drücke der Junge mit den Nägeln seiner rechten Hand mit aller Kraft in den Handballen seiner linken Hand.

Alvermann holte seinen Ausweis heraus.

»Hier, Oliver, damit du sicher sein kannst, dass ich wirklich Polizist bin.«

Ein kurzer Blick auf den Ausweis, dann schaute er wieder weg. Alvermann überlegte, ob er eine Kollegin anrufen sollte. Er entschied sich erst mal dagegen.

»Oliver, es ist so, dass wir deine Hilfe brauchen. Hast du jemanden gehört, irgendetwas gesehen, bevor du sie gefunden hast? Irgendetwas, das uns weiterhelfen könnte?«

Keine Reaktion; lediglich die Schultern des Jungen zogen sich zusammen.

Wenn was nicht funktioniert, dann mach nicht immer mehr davon, dachte Alvermann – einer seiner Grundsätze bei Zeugenvernehmungen, vor allem in Zusammenhang mit Gewalttaten.

»Ich habe heute noch nichts gefrühstückt. Ich hole mir etwas zu essen und einen Kaffee. Soll ich dir was mitbringen?«

Der Junge nickte.

»Kakao oder Tee?«

Wieder nickte der Junge.

»Also Kakao. Gut, bin gleich zurück. Du heißt doch Oliver, ja?«

»Nein, Frederik. Oliver heißt mein Bruder.«

Polizisten darf man schließlich nicht belügen, höchstens in Notfällen.

Als Alvermann zurückkam, war die Liege leer, und er schalt sich einen Riesenidioten, dass er den Jungen alleine gelassen hatte. Im Schwesternzimmer war niemand. Er hastete auf den Flur. Der Kleine kam gerade von der Toilette, zusammen mit einer Schwester. Den Ständer mit dem Tropf schob er neben sich her.

Das wäre es gewesen.

»Na, dann kann es ja losgehen.«

Fürsorglich stellte er den Teller mit den Brötchen auf den Nachttisch, daneben den Kakao und einen Apfel. Er wartete, bis der Junge wieder auf der Liege saß, und rollte den Tisch vor ihn. Sie aßen beide, der Junge erst zögerlich, dann mit Heißhunger.

Als beide aufgegessen hatten, guckte der Junge nach einer Weile Alvermann an: »Ich bin nicht sofort zum Krankenhaus gelaufen.«

Der Junge schien auf etwas zu warten, Alvermann nickte nur.

»Ich hatte so 'ne Angst, dass die Kerle wieder zurückkommen.«

Wieder nickte Alvermann nur.

»Ich war erst noch in der Holzfrau.«

»Ja, das waren finstere Gestalten. Da hätte ich es auch nicht anders gemacht, glaube ich.«

Der Junge guckte skeptisch, dann schüttelte er den Kopf.

»Der vom Krankenwagen hat gesagt, man hätte sie eher finden müssen.«

»Warte mal, sie lebt doch und vor allem deshalb, weil du dich gemeldet hast. Ohne dich hätte sie keine Chance gehabt. Du bist eine Art Lebensretter.«

Schweigen.

Alvermann stand auf und guckte aus dem Fenster.

»Wenn ich zu denen zurück muss, hau ich wieder ab.«

Klar, dachte Alvermann, von drei Kindern sitzen zwei irgendwie in der Scheiße.

»Vielleicht kann ich dir helfen.«

»Hm.«

»Du magst nicht darüber reden, Frederik?«

Alvermann dachte, dass die Situation den Jungen überfordere und er sich wie in einer Falle fühlen müsse.

»Deine Familie lebt nicht in Karlsbach, oder?«

»Nein.« Mehr kam dazu nicht.

Nachdem Alvermann es hatte gut sein lassen und noch Nachschub geholt hatte, mehr Kakao und einen Apfel, taute der Junge ein wenig auf. Als Alvermann jedoch auf die Nacht zu sprechen kam, blieb es wieder still.

Alvermann spürte, wie seine Ungeduld den Blutdruck antrieb. Und wieder dieser Kopfschmerz!

So geht das nicht. Atmen, entspannen, atmen.

»Wenn du mir nicht hilfst, weiß ich erst mal nicht weiter«, sagte Alvermann und berührte den Arm des Jungen dabei kurz.

Es war Frederik anzumerken, dass er sich überwinden musste, an die vergangene Nacht zu denken. Langsam begann er zu reden. Von seinem Schlafplatz in der Holzfrau, von der Öffnung an der Hinterseite. In der Nacht, da sei er durch ein Geräusch wach geworden. Erst habe er geglaubt, es seien die

Penner, die auf den Parkbänken übernachteten.

»Aber es waren keine von denen. Ich hab rausgeguckt. Das waren andere Männer. Sie waren auf dem kleinen Weg in das Gebüsch.«

Pause. Die Nägel der einen Hand bohrten sich wieder in die andere.

»Der eine hat sich immer umgedreht, und der andere hat was getragen, der ging ganz krumm. Dann sind die in die Büsche verschwunden, aber nur kurz. Als sie wieder rauskamen, sind sie gerannt, ganz schnell, wenigstens der eine, der andere war langsamer. Und dann ist auf der Straße ein Diesel angesprungen.«

»Und das, was der eine getragen hatte, war ...«

»Das hatten sie nicht mehr dabei.«

»Hm. Es war doch noch dunkel, oder? Hast du sie sehen können, ihre Gesichter?«

»Neben der Holzfrau ist ja eine Lampe, die ist nachts an. Der kleinere, der sich immer umgedreht hat, trug einen hellen langen Mantel. Er war schon ziemlich alt.«

»Würdest du den wiedererkennen?«

»Ich weiß nicht, vielleicht. Der andere, der war jünger, der hatte eine Glatze – oder fast – und hatte nur ein Hemd an.«

»Würdest du den wiedererkennen?«

»Ja, den schon, der sah so aus ... wie der aus Armageddon, der hatte auch eine Glatze.«

»Ich weiß jetzt nicht, wen du meinst, aber das bekommen wir noch raus. Und du bist sicher mit dem Diesel?«

»Ja, mein ... Vater fährt auch einen Diesel. Außerdem bin ich durch die Hecke gekrochen und war an der Straße. Da fuhren die an mir vorbei. Es war ein Diesel, ein Mercedes.«

»Hast du das Nummernschild lesen können?«

»Als sie weg waren, bin ich gucken gegangen.«

»Und das Autokennzeichen?«

»Es war noch dunkel.«

»Und du bist nicht gleich zur Klinik gelaufen?«

Bevor Frederic antworten konnte, erschien eine Schwester, um nach dem Tropf zu schauen.

»So, der ist durchgelaufen, da können wir dich abhängen. Die Kanüle lasse ich noch drin. Wenn du duschen willst, mach das ruhig. Ist mal fällig, oder?«

Sie sagte das freundlich, und Frederik nickte.

»Hier, drück mal feste drauf, damit es keinen blauen Fleck gibt.«

Als sie gegangen war, nahm Frederik den Apfel und biss hinein. Dann legte er ihn wieder auf das Schränkchen.

»Ja, und da habe ich sie zugedeckt mit meinem Hemd hier, weil es so geregnet hat. Ich bin noch mal zurück und hab überlegt, was ich tun soll. Ich hatte so dolle Bauchschmerzen gekriegt. Da musste ich erst mal kacken. Ich hatte Angst, dass die Kerle vielleicht doch noch zurückkommen. Weil ich dann zum Krankenhaus gelaufen bin, habe ich mir das Hemd wiedergeholt.«

Frederik schien am Ende seiner Kräfte; die Stimme war immer leiser geworden.

Alvermann ging ins Schwesternzimmer und bat darum, kurz mit dem Arzt sprechen zu können. Der war irgendwo im Haus unterwegs, teilte aber telefonisch mit, dass er sich wegen eines Entlassungstermins nicht festlegen wollte. Die Blutwerte gefielen ihm nicht und, nein, heute sollte der Junge auf keinen Fall, auch nicht für zwei Stunden, die Klinik verlassen. Morgen

sei das verhandelbar.

Alvermann spürte den Zeitdruck. Sie mussten versuchen, einen Zeichner vom LKA hierherzuholen. Und jemand vom Jugendamt musste sich um Frederik kümmern. Was er jetzt vor allem brauchte, war jemand, der dafür sorgte, dass Frederik nicht aus dem Krankenhaus abhaute.

Ellen Neusser, die gleich abhob und wie immer bestens informiert war, brauchte nur Stichworte, um das Nötige in Gang zu bringen.

»Ich versuche es. Vielleicht haben die nachmittags noch jemanden in Düsseldorf, der rauskommen kann. Und die van Laack will dich noch sprechen. Jetzt?«

»Hat sie Masur zu sehen bekommen?«

»Nein, nein, den halte ich unter Verschluss.«

»O.k., ich brauche sie auch.«

Mit der van Laack konnte man eigentlich über alles reden, nur nicht über Drogen oder Alkohol im Dienst. Er teilte ihr die Fakten mit und seine Befürchtung, dass der Junge abhauen könnte.

»Tja, da sehe ich keine Möglichkeit. Meiners hat schon zwei Kollegen, zwei sitzen an den Vermisstenmeldungen und brauchen noch. Die König kommt erst zum Abend zurück. Ich gebe dieser Sache die nötige Priorität, aber ich habe niemanden mehr.«

»Vielleicht jemanden von den Jugendsachbearbeitern?«

»Ich schaue, was sich machen lässt. Aber vor heute Abend sicher nicht.«

Er hatte sich schon verabschiedet, als ihm sein Termin einfiel.

»Ach, Mensch, die Nachbarin von Trüstedt kommt doch heute. Habe ich total verschwitzt.«

»Bergen sitzt seit heute Morgen an dem Fall. Sie kümmern sich nur um die Stettner-Sache.«

Damit legte sie auf.

Ausgerechnet Bergen, dachte Alvermann, aber der kann zumindest gut mit Schlechtriem.

Er ging ins Schwesternzimmer und teilte auch dort seine Befürchtung mit und wies darauf hin, dass erst abends jemand würde kommen können. Die beiden Schwestern versprachen, ein Auge auf den Jungen zu haben und auch den Spätdienst entsprechend zu informieren.

Frederik hatte sich unter seiner Decke verkrochen. Alvermann setzte sich zu ihm ans Bett und erzählte, wie Phantombilder hergestellt werden und dass wahrscheinlich nachmittags noch ein Beamter vom LKA kommen würde.

»Und morgen hole ich dich ab, und wir fahren zusammen ins Präsidium, da, wo ich arbeite. Ich möchte dir Fotos zeigen von Männern, die schon mal etwas Ähnliches gemacht haben. Vielleicht erkennst du jemanden wieder.«

Frederiks Augen blieben geschlossen, als er nickte.

»Du weißt, dass wir deine Hilfe dringend brauchen, ja?«, sagte Alvermann beim Abschied wieder.

Trotzdem! Ihm war die Sache zu unsicher. Irgendjemand musste her und ein Auge auf den Jungen halten, aber wer? In seinem Telefonverzeichnis fand er die Nummer von Sabine Eckers. Er kannte die Jugendsachbearbeiterin aus einem früheren Fall. Sie ließ sich erweichen, nachdem er ihr die Dringlichkeit erklärt hatte. In dreißig Minuten könne sie da sein und bis zur Ablösung am Abend bleiben. Alvermann war erleichtert.

Am frühen Nachmittag war jemand vom LKA erschienen. Er hatte sich mit Frederik in einen leeren Konferenzraum der Klinik setzen können, und nach einer Stunde hatten sie den Armageddon-Mann samt Glatze und Muskeln auf Papier gebracht. Er war unschwer als Bruce Willis zu erkennen. Der

Zeichner bedankte sich bei dem Jungen: Er sei ein Klassezeuge, und als Zeugengeld gäbe es jetzt ein Eis aus der Cafeteria. Dann lieferte er den Jungen wieder bei Frau Eckers ab.

Er fuhr auf dem Rückweg am Präsidium vorbei. Alvermann kam zur Information und betrachtete die Zeichnungen.

»Aha, ja tatsächlich, Bruce Willis aus Armageddon. Aber irgendwie die miese Variante. Na, prima auf jeden Fall, dass du kommen konntest. Hast du einen Moment Zeit für einen Kaffee?«

Die beiden Männer gingen in Richtung Kantine. Alvermann berichtete kurz zu dem Fall; dann wollte er Neuigkeiten aus dem LKA hören.

Eine Viertelstunde später wünschte er dem Kollegen eine gute Rückfahrt. Auf dem Weg zu seinem Zimmer ging er bei Meiners vorbei und brachte ihm die Phantombilder.

Sein Kollege, der die Zeichnungen an Presse, andere Abteilungen und Intranet weitergeben sollte, war wenig überzeugt:

»Die werden alle anrufen und sagen: ›Den kenne ich, das ist der Schauspieler aus Amerika.««

Später saßen beide über den Aussagen der Anwohner und diskutierten über einen möglichen Tathergang. Nach dem bisherigen Stand hatten zwei der Befragten vielleicht etwas Verwertbares gehört und gesehen. Darum kümmerte sich Masur gerade. Ein Kollege war noch unterwegs, um die Anwohner zu befragen, die bisher nicht zu Hause angetroffen worden waren. Meiners hatte einen Streifenwagen mit dem Phantombild zu ihm geschickt. Eventuell war Bruce ja noch jemand anderem aufgefallen.

Abends gegen 22 Uhr versammelten sich alle im Gelben Zimmer.

Eine Karte des Stettnerparks, stark vergrößert, hing an einer Stellwand. An einer weiteren waren Fotos vom Fundort befestigt, das Phantombild und Vermisstenanzeigen, die in Betracht kamen. Auch Fotos von dem Mädchen waren inzwischen vom Fotografen gemacht worden und hingen neben der Karte.

Alvermann informierte kurz zur Trüstedt-Sache. Als der Name Bergen fiel, blickte Meiners zu Masur rüber.

»Weiß jemand, wo Gröbner gerade steckt?«, fragte er mit einem gemeinen Grinsen.

»Ich hätte da eine Idee«, ließ sich Masur vernehmen.

Alvermann wartete einen Moment, bis sich die Gemüter beruhigt hatten, und fasste dann den bisherigen Stand zusammen: »Kein Sperma, vaginale und anale Penetration mit unterschiedlichen Gegenständen. Maße findet ihr im Bericht. Kein Nachweis von Kondomabrieb. Verletzungen besonders im Rektum mit erheblichem Blutverlust, noch keine klare Diagnose. Hämatome im Oberschenkelbereich, kein Alkohol, aber Nachweis von Opiaten. Ansonsten jede Menge Material. Wenn wir Glück haben, liegen morgen Abend schon erste Ergebnisse vor.«

Masur stand auf und ging zum Fenster. Er blieb dort stehen, den Rücken den Kollegen zugewandt.

»Die Krone der Schöpfung, pah! Jeder Köter hat mehr Anstand im Leib, nur dass er nicht komponieren kann.«

Alvermann schaute irritiert hoch.

»Kommt noch was, Masur?«

»Nee, das war es schon.«

Alvermann fuhr fort:

»Nur noch ein Anwohner, den wir nicht erreichen konnten. Die Aussage von Frau Kremin liegt vor euch, sehr interessant. Masur kann gleich zusammenfassen. Weiter ... die Hunde sind einer Spur bis zur Straße gefolgt, dann war Schluss. Stimmt mit Frederiks Aussagen überein, auch dass es sich um zwei Täter gehandelt hat. Schuhgrößen zweiundvierzig und einmal stolze sechsundvierzig.«

»Was ist mit den Kameras in diesem Teil des Parks?«, unterbrach Bulleken, der Jüngste in Alvermanns Gruppe. Er hatte sich den ganzen Tag in einer Fortbildung den Hintern platt gesessen und war erst vor einer halben Stunde von zu Hause gekommen. Ellen Neusser hatte ihn im Eilverfahren informiert.

»Gibt es da, funktionieren aber nicht. Kein Geld. Übrigens, hätte auch gereicht, wenn du erst morgen früh gekommen wärst. Ja, dann noch zu morgen und dem Presseaufruf. Wird sicher ein heftiges Echo auslösen. Wer übernimmt den Hintergrund für die Telefonisten? Bulleken, du kannst anfangen, ab sieben Uhr, ja?«

Dann nickte er Johanna König zu, die neben ihrer Arbeit eine Tochter allein großzog. Sie war tagsüber bei einer Gerichtsverhandlung als Zeugin vernommen worden und hatte sich am späten Nachmittag mit um die Vermisstenanzeigen gekümmert.

Sie ging zu der Stellwand und nahm eine der Anzeigen ab.

»Mehrere Vermisstenanzeigen sind noch offen. Hier, das Mädchen aus Belgien passt ziemlich gut, wir warten auf den zahnärztlichen Befund«, informierte sie die Kollegen. Dann schaute sie auf die andere Stellwand und fuhr weniger sachlich

fort, während ihr sicher ihr achtjähriges Kind durch den Kopf ging:

»Wie jung. Das hatten wir hier noch nicht, oder? Selbst das Kinderbordell damals war nicht von dieser ... Unmenschlichkeit. So was kenne ich bisher nur aus Lehrbüchern oder durch die Infos vom LKA. Kinderpornografie im Internet, natürlich. Aber das hier ist ... tja, was soll ich sagen? ... Benutzt und auf den Müll geworfen.«

Ihre Stimme klang angestrengt.

Bei ihren Besprechungen war ausdrücklich erwünscht, das auszusprechen, was ihnen gerade durch den Kopf ging, ohne langes Abwägen. Falsch oder richtig gab es nicht, sondern nur das Sammeln von Assoziationen, von Gedankensplittern, von Ideen. Alvermann hielt viel davon, wenngleich er selber sich hier zurückhielt.

»Weiter«, forderte er sie auf.

»Mehr habe ich nicht, ich bin nicht mal wütend, ich bin leer, einfach leer wie ... «

»Leer wie meine Brötchentüte, nachdem der Chef Hand angelegt hat«, sagte Meiners betrübt, blies die Tüte mit Luft auf und ließ sie knallen.

König verließ den Raum.

Die Männer blieben stumm, niemand schien Lust auf einen Kommentar zu haben. Alvermann hatte sich nach dieser erneuten Unterbrechung in ein Schriftstück vertieft, das er jetzt hochhielt:

»Hier, bitte lest alle den Bericht der Rechtsmedizin, und zwar gründlich, damit wir den gleichen Stand haben. Interessant ist vor allem die Drogenzusammenstellung.«

Masur, über dessen äußere Erscheinung alle hinwegsehen,

kam an den Tisch zurück und rieb sich die Augen. Alvermann wollte sich nicht vorstellen, wie lange der Kollege schon ohne Schlaf war. Hoffentlich war es nur Kaffee, der ihn wachhielt.

»Die Presse hat alles und wird wie üblich berichten. Tja, jetzt zu deiner Zeugin, Masur.«

Masur hatte Frau Kremin am frühen Abend abholen lassen und sich sehr um die alte Dame bemüht. Sie bekam einen Tee vorgesetzt und Männli, ihr Dackel, einen Wassernapf.

Die Frau hatte, als sie morgens wie üblich gegen sechs Uhr mit ihrem Hund durch den Park marschiert war, einen Geist gesehen, wie sie behauptete. In der Nähe der Holzfrau hatte Männli sein Häufchen gemacht, und sie hatte sich gerade gebückt, um die Hinterlassenschaft aufzunehmen, als ein Mann wie aus dem Nichts vor ihr aufgetaucht war.

»Mit so großen Augen wie ein Gespenst. Ich konnte ja nicht so schnell aufstehen, und der guckte mich vielleicht an! Ich habe es mit der Angst zu tun bekommen, aber der auch, glaube ich. Zum Glück hat er sich dann gleich weggedreht und ist in Richtung Straße gelaufen. Wo es doch so empfindlich kühl war, habe ich mich gewundert, weil der junge Mann im Hemd unterwegs war.«

»Und der ist wirklich über den Pfad gekommen, der in die Büsche führt, wo das Mädchen gefunden wurde?«

»Der kann nur von dort gekommen sein oder über die Wiese. Die Füße steckten in so eleganten hellen Lederslippern, wissen Sie, so geflochten und direkt vor meiner Nase. Wenn er über die Wiese gekommen wäre, hätte er nasse Füße bekommen müssen, die war doch völlig durchweicht von dem Regen. Die hatte der ... na, wie hieß er noch, der bildschöne Mann, der Tenor eben ... ja, Herrgott noch mal ... Eins A, sag ich Ihnen.«

Masur konnte die kreminschen Bröckchen zusammenfügen und sah ein Paar geflochtene Lederschuhe, die sich über den

kleinen Weg näherten, bis sie abrupt vor der alten Dame am Boden zum Stehen kamen. So weit, so gut.

Masur hatte ihr das Phantombild gezeigt. Möglich sei es, aber sie habe ja ihre Brille zu Hause und nicht auf der Nase gehabt. Und nein, einen Bruzillis, den kenne sie leider auch nicht.

Dann war es zu dem kritischen Punkt gekommen. Masur hatte ihr die Uhrzeit nicht abnehmen wollen. Frau Kremin hatte Stein und Bein geschworen, dass sie immer um dieselbe Zeit in den Park gehe, da Sorge Männi schon für. Beide hatten nicht locker gelassen, bis es Tränen gab.

»Sie ist ein harter Brocken«, fuhr Masur fort, »habe mich aber in aller Form bei ihr entschuldigt. Resultat, eine Essenseinladung am Sonntag, Gulasch und Bohnensalat. Sie fand, ich sähe irgendwie unbehaust aus, was immer das heißen soll. Bräuchte was auf die Rippen, die Frauen stünden nicht auf die mageren Heringe. Soweit Männi und die Frau an seiner Seite. Dann zu morgen: Ich löse dich ab mittags ab, Bulleken. Da bin ich eh hier. Ansonsten: Zu dem hier fällt mir natürlich das Kinderbordell neunundneunzig ein, aber das ist ja zur Chefsache erklärt worden.«

Alvermann nickte und wandte sich dann an Bulleken:

»Ich will, dass da jemand ganz unvoreingenommen draufguckt. Bulleken, besorge dir die Akten und arbeite dich ein. Bericht an mich, dann sehen wir weiter.«

Bulleken hatte nach seiner Polizeiausbildung und einem Psychologiestudium als Fallanalytiker beim BKA angefangen, dort aber bald das Handtuch geworfen. Die Arbeit sei ihm zu trocken gewesen, hatte er in der Gruppe verlauten lassen.

»So so, dann lass den Frischling mal machen«, war Masurs Kommentar gewesen.

Alvermann schien erleichtert.

»Weiter. Was tut sich in euren Köpfen?«

»Neulich hatte einer meiner Informanten etwas zur Lennenstraße, was vielleicht zu unserem Fall passen könnte. Es hieß, da soll heftig umstrukturiert werden, auf tief.«

»Soll heißen?«, wollte Meiners wissen und streckte sich in alle Himmelsrichtungen. Bulleken rückte mit seinem Stuhl zur Seite, um ihm genügend Platz zu geben.

Masur schenkte sich Kaffee nach und überlegte einen Moment. König kam zurück, und Masur wartete, bis sie sich gesetzt hatte.

»Soll heißen, dass sich da ein Machtwechsel vollzieht, ohne großes Aufsehen, was wiederum heißen kann, dass Absprachen mit viel Geld im Spiel sind. Mehr wusste mein Kontakt nicht, schien aber beunruhigt. Ich habe ihm gesagt, dass ich an der Entwicklung interessiert bin. Ich bleibe dran.«

Masur gähnte ausgiebig und steckte Meiners an, der sich fast den Kiefer ausrenkte. Seine ersten Worte klangen verwaschen:

»Worüber wir unbedingt nachdenken müssen, ist, wieso sie dieses Kind halbtot in den Park gebracht haben, wenn doch die Möglichkeit bestand, dass das Mädchen hätte überleben und aussagen können. Oder es ist abgehauen und hat sich vor denen versteckt. Was denkt ihr?«

»Der Junge hat ausgesagt, dass einer der Männer auf dem Weg etwas getragen hat«, meinte Bulleken, »aber möglicherweise waren es Decken oder Kleider. Und die Kremin hat einen von ihnen dann später noch wieder bei der Suche gesehen. Obwohl, so blind können die doch nicht gewesen sein.«

Masur sprang auf:

»Und wo sind dann die Decken oder Kleider geblieben? Und wieso suchen die dann ausgerechnet da, wo der Park Hunderte anderer Möglichkeiten bietet? Wartet mal ... Es sei denn, sie

hätten sie in das Gebüsch flüchten sehen.«

König hatte auf ihrem Block herumgekritzelt, lauter Männchen liefen über das Papier in Richtung Rand, wie auf der Flucht. Ihre Stimme klang müde, aber ihr Kopf war noch hellwach:

»Nee, nee, Blödsinn, ihr habt den Bericht von Doktor Kempa nicht gelesen. Die Kleine hätte in ihrem Zustand auf keinen Fall von irgendwo flüchten können, erstens aufgrund der Verletzungen, und zweitens war sie mit Drogen vollgepumpt. Die hätte keinen Schritt mehr gehen können.«

»Richtig«, meinte Alvermann mit genervtem Blick auf seine Männer. Er hielt den Bericht des Rechtsmediziners erneut hoch und wedelte damit vorwurfsvoll in alle Richtungen.

»Flucht können wir ausschließen«, fuhr er fort. »Nehmen wir mal an, der Ältere mit dem hellen Mantel ist der Kunde, der andere vermutlich jemand von der Abteilung Logistik – unser Bruzillus, jünger, mit Glatze und Hemd. Der Kunde merkt irgendwann, was er angerichtet hat, und sucht Hilfe beim Lieferservice. Beide nutzen voller Panik die nächstbeste Gelegenheit, das Mädchen loszuwerden. Der Jüngere scheint der Tatkräftigere zu sein. Er trägt das Bündel, er fährt den Wagen. Der Ältere ist nervöser, er dreht sich ständig um. Warum kommt später einer zurück? Hat er was verloren, oder wollte er sich vom Tod des Mädchens überzeugen und, falls nicht, nachbessern? Ist es überhaupt einer der beiden Täter? Frau Kremin spricht ebenfalls von einem Hemd, kann aber mit unserem Phantombild nichts anfangen. Wenn es einer der beiden Täter ist, vermutlich der Jüngere – wo ist der andere geblieben?«

Masur nickte nachdenklich.

»Wie das so ist, der hat vielleicht die Drecksarbeit den niedrigen Rängen überlassen. Überlegt war die ganze Aktion

auf jeden Fall nicht. Aber was hat sie so kopflos werden lassen? Der Zustand des Mädchens? Überzeugt mich nicht.«

Alvermann schaute in die erschöpften Gesichter seiner Truppe.

»Wir machen jetzt Schluss«, reagierte er auf die allgemeinen Anzeichen von Müdigkeit.

Bulleken, der mit seinem Stuhl kippelte, hatte noch ein Schlusswort:

»Die geraten doch eigentlich nur in Panik, wenn die Falle zuschnappt.«

Meiners klopfte ihm im Vorbeigehen zwischen die Schulterblätter:

»Gut hier der Mann, zungenmittig vielleicht etwas flach, aber im Abgang fast spritzig.«

Bulleken lachte gutmütig.

»Zungenmittig habe ich auch einiges zu bieten. Erschließt sich aber eher nur dem komplexer Strukturierten.«

»Punktegleichstand, die Herren«, war Masur zu hören.

Alvermanns Stelle über dem Ohr machte sich bemerkbar. Zeit, hier rauszukommen, den Fall einschließlich der Kollegen hinter sich zu lassen und sich stattdessen mit einer Abarisco in der Wanne zu tummeln.

Masur war der Erste. Um kurz vor sieben Uhr setzte er die dezernatseigene Kaffeemaschine in Gang. Alvermann, der gleich nach ihm kam, stellte sich neben ihn und sah zu.

»Wartest du wieder, bis es nicht mehr geht?«

»Was geht dich das an?«

»Masur, hör mit den Sprüchen auf. Das muss dich doch ankotzen.«

»Willst du wissen, was mich ankotzt?«

»Nein! Es wird nach jedem Absturz schwerer, das weißt du besser als ich. Also, wie lange willst du dich diesmal bescheißen?«

»Komm mir nicht auf die Art, du Arsch.«

Alvermann baute sich vor Masur auf.

»Das ist jetzt die fünfte Runde. Die kannst du alleine drehen, ich bin draußen. Wenn du noch einmal so zum Dienst kommst wie gestern, kann sich die van Laack mit dir vergnügen.«

Meiners steckte den Kopf durch die Tür: »Störe ich, soll ich später ...?«

»Nein, nein, gar nicht, komm rein«, sagte Masur betont gleichmütig und schaute Alvermann dabei an.

Wenig später waren sie versammelt. Es dauerte noch, bis alle ihre Kaffeebecher vor sich stehen hatten.

Meiners stellte seine obligatorische Brötchentüte auf den Tisch und legte seinen Arm darum. Alles grinste. Masur verrührte fünf Löffel Zucker in seinem Kaffee. Meiners konnte es nicht lassen: »Vier fand ich schon ziemlich widerlich, jetzt fünf. Sag mal, wofür brauchst du die Zuckerinfusion? Wieder 'ne harte Nacht?«

Der übliche Schlagabtausch nach einer viel zu kurzen Nacht.

Ellen Neusser öffnete die Tür.

»Erik, Telefon für dich. Ein Doktor Krebber. Soll ich umstellen oder kommst du?«

Alvermann nickte und stellte die Kaffeetasse auf den Tisch zurück.

»Ich komme, Moment.«

Er kaute eines von Meiners Brötchen zu Ende und nahm in Ellens Zimmer den Hörer in Empfang. Als er wenig später zurückkam, ging er zur Stellwand und blickte auf die Fotos des Mädchens aus dem Stettnerpark.

»Wir haben jetzt ein Tötungsdelikt auf dem Tisch. Sie ist gestorben, vor ein paar Minuten.«

»Ach«, sagte Johanna König.

Etwa 15 Monate zuvor

Das Jahr ging dem Ende entgegen. Der Winterburan wirbelte Massen von Schnee auf und trieb ihn auf seiner Reise durch das südliche Kasachstan vor sich her. Die wenigen Menschen, die in dem kleinen Ort südöstlich von Birlik lebten, waren abgeschnitten von allem, was hinter den Feldern und dem Wald lag. Seit Tagen wütete der Sturm jetzt schon, zerrte an den Fensterläden und versuchte sich im Kräfteressen mit den Dächern der Häuser. Niemand ging ohne triftigen Grund aus dem Haus.

Jakow Kusnezow saß neben dem Ofen und überlegte, wie lange der Holzvorrat noch reichen würde. Immer die gleichen Fragen um diese Zeit. Von den 40 Kubikmetern war schon weit über die Hälfte verbraucht. Sie könnten das Bett seiner Mutter noch verbrennen, das war es dann aber auch schon. Jakow rieb seine Hände über dem Ofen.

Er hörte seine Frau im Haus wirtschaften, von Kira kein Lebenszeichen. Wahrscheinlich hatte sie sich wieder in irgendeines seiner Bücher vergraben.

Mittags rief Agnessa von irgendwoher aus dem Haus:

»Jakow, hörst du? Der Sturm scheint nachzulassen und weiterzuziehen. Es wird ruhiger!«

Tatsächlich, durch das Schneetreiben zeigten sich die Konturen des Nachbarhauses.

»Ich kann schon wieder Wolkows Haus sehen, endlich!«

Es dauerte nicht mehr lange, bis die ersten Holzläden aufgeklappt wurden. Männer stiegen aus den Fenstern, um ihre Haustüren vom Schnee zu befreien, der eineinhalb Meter und

höher lag.

Auch Jakow war inzwischen draußen. Agnessa hörte ihn durch die starken Holzwände des Hauses. Erst schaufelte er wie besessen eine schmale Schneise von der Tür bis zur Dorfstraße, dann versuchte er sich an dem gefrorenen Holz. Als er wieder in die Küche kam, war es schon längst dunkel. Er zog seine Handschuhe aus. Die Wunden an seinen Händen eiteren, obwohl er sie jeden Morgen mit einem Gemisch aus Maralwurzeln und Chili einrieb. Als Agnessa seine Hände sah, schüttelte sie den Kopf.

»Du sollst deine Hände einreiben, das habe ich dir schon so oft gesagt. Maralwurzeln sind das Beste! Aber ihr Männer wisst ja immer alles besser.«

Jakow blieb stumm. Was hätte er auch sagen sollen? Er setzte sich auf die Bank am Ofen und zog die schweren Schuhe aus. Agnessa überlegte einen Moment, mit ihm zu sprechen, ließ es dann aber. Sie schnitt ein Stück Hammelfleisch in Streifen und gab es in den Topf mit dem Reis, der auf dem Ofen köchelte.

Kira hörte die Stimme ihrer Mutter und kam aus ihrer Kammer, noch versunken in Nurpeissows Beschreibungen des sterbenden Aralsees. Ihr magerer Körper steckte in einem viel zu großen alten Wollpullover ihres Vaters. Mit ihren kurzen blonden Locken hätte sie ein Junge sein können.

»Papa, Nurpeissow hat doch als Erster über den See geschrieben, oder?«

»Das Buch war lange verboten, aber ihm ist es gelungen, hinter dem Rücken der Politiker den Inhalt woanders zu veröffentlichen. Ein mutiger Mann.«

»Wieso war es verboten, wenn es doch gestimmt hat? Die Menschen konnten sich ja gar nicht schützen, und die Kinder haben weiter das schlechte Wasser getrunken.«

»Die Plantagenbetreiber an Amudarya und Syrdarya denken nach wie vor nur an ihre Gewinne, und niemand hindert sie daran, obwohl jetzt alle Bescheid wissen über den See – und über die Kinder.«

»Warum ist das so auf der Welt, Papa? Das ist so gemein. Wenn ich groß bin, werde ich das ganz anders machen!«

Agnessa war dem Gespräch nicht gefolgt; ihre Gedanken waren mit anderem beschäftigt. Jetzt erst schien sie ihre Tochter wahrzunehmen und griff nach deren Schulter:

»Wenn du groß bist, wirst du hoffentlich nicht mehr in alten Säcken rumlaufen.«

Kira schüttelte ihre Mutter unwillig ab. Sie wollte weiter mit ihrem Vater über eine bessere Welt reden.

»Ich mache eine Zeitung, Papa, wo nur Sachen drinstehen, die stimmen. Und ich lasse auch nichts weg, nur weil es andere so wollen.«

»Es gibt viele Menschen, die so anfangen, Kira, dann aber im Laufe der Zeit ihre Kraft verlieren und sich den Mächtigeren beugen.«

»Ich nicht, Papa, du wirst es sehen. Ich werde es so machen wie Nurpeissow.«

Als Jakow nach der Teekanne greifen wollte, sah sie seine wunden Hände.

»Papachen, *ich* wollte doch Holz hacken. Meine Hände sind noch gesund, guck doch.«

Sie hielt dem Vater ihre kleinen, harten Hände entgegen.

Dass sie schon vierzehn Jahre alt war, sah man ihr nicht an. Sie sah nicht einmal wie zwölf aus.

Agnessa hatte die beiden allein gelassen. Sie ging in die Schlafkammer und setzte sich auf das Bett. Sie tastete ihren

Bauch ab. Zu fühlen war noch nichts, aber sie wusste, dass sie wieder ein Kind erwartete.

Das zweite ist unterwegs, und Kira wächst nicht, weil es nicht genug zu fressen gibt. Ich kann das nicht aushalten, was soll so ein Leben? Warum versteckt sich unser Gott vor all dem Leid?

Sie ging in den Vorratsraum und machte ihre tägliche Bestandsaufnahme, als ob es davon mehr würde. Den Zorn, der in ihr hochkam, meinte sie scharf und bitter auf der Zunge schmecken zu können. Sie wollte schreien, mit den Fäusten auf die leeren Bretter schlagen, damit der Zorn sie nicht auffraß. Sie ging in die Küche zurück und zog den Mantel ihres Mannes und seine schweren Stiefel an.

»Ich hole noch mehr Holz. Wer weiß, wie es morgen aussieht. Die Wölfe werden auch wieder auftauchen. Entweder rast der Sturm ums Dorf oder die Wölfe. Wie ich diese Viecher hasse!«

Der Frühling war gekommen, und Agnessas Bauch war deutlich zu sehen. Sie und Jakow hatten darüber gesprochen, das Dorf zu verlassen und in die Stadt zu gehen, vielleicht nach Kazalinsk, und dort in der Fabrik zu arbeiten. Ein Sohn der Wolkows hatte bereits Interesse gezeigt, ihr Haus zu übernehmen.

Jakows Großvater hatte das Haus gebaut, und von den Feldern, die sie bearbeiteten, hatten schon seine Urgroßeltern gelebt. Ihm fiel es schwerer als Agnessa, die Zelte hinter sich abzubrechen. Irgendwann später kam Agnessa und sprach über die Männer aus Kazalinsk, die Anfang Mai wiederkommen würden.

»Kira würde es gut haben. Sie könnte als Kindermädchen arbeiten und abends in die Schule gehen und die Sprache lernen. Jakow, später könnte sie eine Ausbildung machen. Die

Männer kommen in ein paar Tagen. Der Junge von Artjom geht auch mit. Für ein paar Tenge kann man Mitglied in der Organisation werden und hat dann das Recht, sein Kind mit nach Deutschland zu schicken.«

Jakows Einwände, man wisse doch gar nicht, in welche Familien die Kinder kämen und ob das mit der Schule stimme, hatte sie nicht gelten lassen. Sie erinnerte ihren Mann an die beiden Mädchen, die letztes Jahr mitgefahren waren und an die Fotos, die ihre Eltern aus Deutschland bekommen hatten. Die beiden waren neu und sauber gekleidet gewesen. Auf einem Foto waren sie vor einem schönen Backsteingebäude zu sehen, umgeben von vielen anderen jungen Menschen. Sie hatten auf die Rückseite des Fotos geschrieben, das sei ihre Schule, in der sie die deutsche Sprache lernten. Ihr Vater war mit dem Foto zu einer Familie im nächsten Ort gegangen, deren Urgroßmutter deutsch lesen konnte. Er hatte sich das Wort »Berufsschule«, das auf einem Schild vor dem Gebäude zu sehen war, übersetzen lassen. Außerdem hatten sie Postkarten geschickt, denen zu entnehmen war, dass es ihnen gut gehe, wenn sie auch fleißig lernen müssten.

Jakow hatte schließlich mit Kira gesprochen. Sie hatte es nicht glauben wollen:

»Ich soll so weit weg von euch, Papa? Nein, das will ich auf keinen Fall, und du doch auch nicht, oder? Das ist bestimmt Mamas Idee gewesen.«

Kiras Angst war für Jakow unerträglich. Er war schon bereit einzulenken, als Agnessa in die Küche trat.

»Ich habe den Mitgliedsbeitrag bezahlt und Kira angemeldet.«

Jakow widersprach nicht und fügte sich wie seine Tochter.

Den Blick aber, den Kira ihrem Vater zuwarf, würde er sein Leben lang nicht mehr vergessen können.

Im Laufe der Zeit schien Kiras Groll auf ihre Eltern nachzulassen. Stattdessen begann sie, Interesse für die Veränderung zu zeigen. Sie las alles, was in Jakows Bücherschrank über Deutschland zu finden war, machte sich Notizen und schien bereit für das Abenteuer.

Am neunten Mai, dem Tag des Sieges über den Faschismus, waren die Männer aus Kazalinsk gekommen.

»Papachen, wenn wieder Winter sein wird, musst du gut auf deine Hände aufpassen. Ich kann das ja nicht mehr. Und die Mama hat mit dem neuen Kind zu tun.«

Jakow hatte keine Worte. Er nickte nur.

Als Kira in das Auto der Männer einstieg, drückte er ihr eine kleine Schachtel in die Hand. Nachdem die Autotüren geschlossen waren und sich das Fahrzeug in Bewegung setzte, beugte sich Kira aus dem Fenster und winkte ihrem Vater. Das Letzte, was er von ihr sehen konnte, waren ihre blonden Locken. Er lief dem Auto hinterher, bis es hinten am Horizont verschwand und er kaum noch Luft hatte. Er setzte sich mitten auf die Straße.

Kira saß lange regungslos neben dem älteren Mädchen aus Khantau, und erst viel später öffnete sie die Schachtel, das Geschenk ihres Vaters. Darin lagen die Ohrringe seiner Mutter, die Kira eigentlich erst zu ihrem achtzehnten Geburtstag hätte bekommen sollen.

Schon bei der Morgenbesprechung am Freitag war Alvermanns Gruppe lustlos. Auch die letzte Vermisstenanzeige, das Mädchen aus Belgien, die zum Schluss noch in Frage kam, konnten sie nach Eingang des Zahnbefundes ausschließen. »Wieder eines dieser Kinder, um die niemand trauert, die niemand vermisst und deren Beerdigung das Sozialamt zahlt«, – so hatte Alvermann das ausgesprochen, was in den Köpfen seiner Leute umging.

Für wie viele Kinder wird das noch zutreffen, bis ich in Rente gehen kann?, überlegte König.

Anrufe hatte es nach den Presseveröffentlichungen viele gegeben, Spinner und Wichtigtuer, die das Team wertvolle Zeit kosteten, aber auch ernst zu nehmende Meldungen, denen sorgfältig nachgegangen werden musste. Das würde noch Tage in Anspruch nehmen, und mit Nachzüglern war auch zu rechnen. Zu den Ohrringen hatte sich niemand gemeldet. Und heute waren noch einmal Fotos von dem Mädchen in den Zeitungen erschienen.

Masur stöhnte, als Alvermann die Telefonnotizen auf die Gruppe aufteilte.

»Neunundneunzig Prozent Abfall und endlose Stunden dank der vielen Idioten, die nur dumm quatschen, bis wir einen brauchbaren Hinweis finden«, schimpfte Meiners.

Am Abend, nach weiterer intensiver Ermittlungsarbeit, saß die Gruppe im Gelben Zimmer zusammen. Alvermann war noch kurz in Ellen Neussers Büro gewesen. Sie hatte inzwischen Kontakt zum Jugendamt aufgenommen und sich über Frederiks Familienverhältnisse informiert. Sie teilte ihm das Wichtigste in

Kurzform mit:

»Sein Vater hat sich vor der Geburt davongemacht, der Stiefvater säuft und schlägt dann zu. Meistens hat es Frederik abgekliegt, die eigenen Kinder behandelt er besser. Die Mutter hat dem Jugendamt mitgeteilt, dass Frederik abgehauen ist, nachdem er wieder mal Prügel bezogen hat und ihr Mann dann über sie hergefallen ist, als sie den Jungen beschützen wollte. Anfang März soll das gewesen sein. Jetzt ist er bei einem Paar, das Bereitschaftspflege macht und Erfahrungen mit schwierigeren Fällen hat.«

»Ja, das weiß ich, war schon da.«

»Mehr ist da nicht zu tun, Erik.«

»Na denn.«

Die Kollegen warteten ungeduldig, die Stimmung war gereizt. Den Tag über waren wieder etliche Anrufe hereingekommen, die aber wenig erfolgversprechend schienen. Gröbner hatte sich hin und wieder sehen lassen und sich unzufrieden zu den bisherigen Ergebnissen geäußert. Sie hätten nicht ewig Zeit, hatte er tatsächlich verlauten lassen, es warte genug Arbeit im Dezernat, die auch getan werden müsse.

»Als brauchten wir jemanden, der uns ständig in die Eier tritt. Wir gehen schon alle auf dem Zahnfleisch«, hatte Alvermann gewütet. »Was willst du? Der ist von Bergen verwöhnt«, klang Masur verbissen. »Wenn du dich vielleicht erinnern möchtest: Ich habe neulich noch eine kleine These genau zu diesem Thema veröffentlicht. Willst du sie noch einmal hören?«

Bulleken hatte sich hauptsächlich mit aktenkundigen pädosexuellen Straftätern beschäftigt. Die Aktenberge von 1999 hatte er ebenfalls gründlich durchforstet und Alvermann bereits seine Sicht der Dinge mitgeteilt. Jetzt sollte er die Gruppe in Kenntnis setzen. Ulfert Nieheim käme in Betracht.

Der habe zu den damaligen Freiern gehört, sei aber schnell von der Bildfläche verschwunden. In Berlin und Sachsen sei er dann wieder auffällig geworden, und zwar einschlägig, Verhaftungen habe er sich immer durch Flucht entziehen können.

»Das sollte uns interessieren«, hob Bulleken hervor, »bisschen viel Zufall, oder? Offensichtlich bekam er immer rechtzeitig einen Tipp. 2004 ist er hier gesehen worden. Der letzte Haftbefehl ist noch gültig. Wenn der uns ins Netz ginge, kämen wir sicher ein Stück weiter. Dann noch ein ›Guido‹, der von den Opfern als gewalttätig beschrieben wurde. Erinnerst du dich, Masur? Auf seinen Namen bin ich mehrmals gestoßen. Aber er ist nie identifiziert worden, oder?«

Masurs Augen, die bis dahin halb geschlossen waren, öffneten sich.

»Richtig, der wurde nie identifiziert. Und als wir kurz davor waren, hat die Staatsanwaltschaft das Ermittlungsverfahren beendet und Anklage erhoben, allerdings nur gegen den Betreiber des Bordells. Interessant, was? Wir konnten noch froh sein, dass sie das Verfahren nicht gänzlich eingestellt haben.«

Alvermann stand auf und ging zum Fenster.

»Gut, da bleibt Bulleken dran, Masur, verstanden? Erst mal nur Bulleken! Noch was?«

»Hm, außerdem ist Mitte letzten Jahres Günter Karasch entlassen worden. Habe mich mal umgehört. Soll eine Therapie machen, was immer das bringen soll.«

»Gut, auch dranbleiben.«

Die Gruppe hatte neue Anhaltspunkte, aber konkret zeigte sich erst mal nichts.

Die Befragungen der Anwohner waren so gut wie abgeschlossen. Nur einer von ihnen, ein Hans Kottawa, war immer noch nicht zu erreichen gewesen. Meiners hatte erst

heute den Arbeitgeber des Mannes ermitteln können und von ihm erfahren, dass der Angestellte am Mittwoch in aller Frühe zu einer Messe nach Paris gefahren war. Er sollte sich eigentlich heute bis mittags bei seiner Firma zurückgemeldet haben. Das war nicht geschehen. Seine Firma hatte schon zweimal mitgeteilt, dass Kottawas Handy eingeschaltet war, sich aber niemand gemeldet habe. Und eben Elsbeth Kremin mit ihrem Männli. Aber hier stimmten die Zeiten einfach nicht. Niemand wollte sich allerdings von dem Mann mit den eleganten Schuhen trennen, aber niemand hatte auch eine Idee, wieso er alleine um kurz nach sechs Uhr noch mal im Park gewesen sein sollte. Und wo, verdammt, war sein Begleiter geblieben? Frederik hatte sich um 5.25 Uhr in der Ambulanz gemeldet, und um 5.50 Uhr war das Mädchen bereits in der Klinik gewesen.

Alvermann hatte Frederik inzwischen befragt. Er konnte sich an die Schuhe der Männer nicht erinnern, weder an die Farbe noch an die Form.

»Übrigens, wenn es von beiden Seiten gut klappt, könnte das Ehepaar, bei dem er jetzt ist, seine Pflegefamilie werden. Der Junge schien ganz zufrieden, man darf also hoffen.«

Bulleken, der etwas zu feiern hatte, aber partout nicht mit der Sprache herauswollte, um was es ging, hatte mehrere Tüten Gebäck angeschleppt. Alvermann griff als Erster erfreut zu. Ein Nussring verschwand gerade in seinem Mund. Meiners, der neben Bulleken saß, flüsterte ihm zu:

»Guter Einsatz, Kollege, weiter so, da muss ich ja um meine Bestände nicht fürchten.«

Masur, der seit den Tränen der alten Dame deren fünf Sinne standhaft verteidigte, brachte jemand Neues ins Spiel:

»Was ist denn, wenn dieser Freund italienischer Designerschuhe von einem schwulen Date kam, da in den

Gebüsch. Mit diesen Schuhen doch gut möglich, oder?«

Meiners war anderer Meinung:

»Morgens um die Zeit? Blödsinn. Man trifft sich in den Kreisen bei Mondschein auf den Autobahnparkplätzen und rennt da durchs Gehölz, schön romantisch, nicht bei Sonnenaufgang.«

»Nein, lass doch mal. Wenn der sich da rumgetrieben hat, um sich beglücken zu lassen, ist er auf jeden Fall ein interessanter Zeuge, oder? Auch ein Grund, uns daran festzuhalten«, beharrte Masur und grinste, als Alvermann erneut nach den Tüten griff.

Alvermann zog die Hand zurück.

»Wie kann jemand«, spottete Masur, »der so viel frisst wie du, so dürr bleiben?«

»Ich treibe Sport, Masur!«

König wartete, ob der kleine Dialog weiterging. Dann ließ sie ihre Ideen hören:

»Es kann doch wohl nicht wahr sein, Herrgott. Über hundertsechzig Anwohner, und eine Aussage bleibt über. Mal sehen: Also erstens könnte unser Männi vielleicht schon früher als gewöhnlich Kackdrang gehabt haben. Soll ja vorkommen. Zweitens, wenn es einer unserer Täter war, und egal um welche Uhrzeit, hat er vielleicht etwas verloren, was zu seiner Identifizierung führen könnte. Ansonsten wäre es ihnen doch wohl darum gegangen, schnell und ungesehen zu verschwinden und verschwunden zu bleiben.«

Königs Stimme war lauter geworden. Sie hatte begonnen, sich in ihren dunklen Lockenkopf kleine Zöpfchen zu flechten, die in alle Richtungen von ihrem Kopf abstanden, ein sicheres Zeichen für Eifer und Tatendrang. Masur musterte die neue Haartracht anerkennend und meinte:

»Die Spurensicherung hat sicher nichts übersehen. Aber

natürlich – wenn es denn einer der Täter war, kann es so sein, und vielleicht ist er fündig geworden. Aber alles reine Spekulation, oder? Wir sitzen fest. Und Kottawa wird auch eine Pleite, da wette ich meinen Arsch drauf. «

Masurs Einschätzung gab letztlich die Frustration aller wieder. Die Ermittlungen traten auf der Stelle, so viel konnte man als gesichert annehmen. Selbst wenn es einen Schritt voranging, hieß das gar nichts, denn wenig später ging es zwei zurück.

König wollte von Masur wissen, ob es Neuigkeiten von der Lennenstraße gab. Der hatte inzwischen noch einmal mit seinem Informanten sprechen können und dessen Weisheiten bereits an das Team weitergegeben. Angeblich war eine üble Bande aus Osteuropa dabei, auch in Karlsbach mitzuspielen. Bordelle auf der Lennenstraße hatten in den letzten Wochen auffällig viele Damen aus der Ukraine im Angebot.

»Nein, ihr seid auf dem neuesten Stand. Auf jeden Fall keine Angebote für Pädophile.«

Bulleken fragte in die Runde, was denn nun der Unterschied zwischen Pädophilen und Pädosexuellen sei.

»Nee, Chef, jetzt nicht noch ein Fachvortrag. Ich will nach Hause, ich kann nicht mehr. Mann, der eine ist es, der andere tut es oder so ähnlich, google dir das gefälligst.«

Es war deutlich, Meiners hatte die Schnauze voll, und er war nicht der Einzige.

Nach einer weiteren Stunde, in der gereizte Stimmen dies und das erörterten, fasste Alvermann ihre bisherigen Ergebnisse zusammen und blies dann zum Aufbruch:

»Schlaft euch aus. Montag früh um halb acht, das muss reichen.«

Alvermann versuchte zum wiederholten Mal, Masur abzupassen, um mit ihm allein zu reden. Aber der hatte sich in

Rauch aufgelöst, wohl wissend, was ihm blühte. Bulleken klüngelte noch herum und packte Tüten und Geschirr zusammen.

»Und«, wollte Alvermann wissen, »war es eine schöne Feier?«

Bulleken lachte: »Ja, fand ich schon.«

»Na denn«, sagte Alvermann. Er hätte schon gerne gewusst, was es zu feiern gegeben hatte.

Unschlüssig stand er noch in seinem Büro und überlegte, bei Masur vorbeizufahren.

Bin zu kaputt, dachte er und fuhr nach Hause.

Sein Kühlschrank gähnte ihn mit leerem Maul an. Er sollte sich endlich bei Janne melden; er könnte zum Beispiel mit ihr essen gehen. Du bist eine feige Sau, Alvermann. Irgendwann steht es sowieso an, dann kannst du es auch gleich erledigen. Bald eine Woche Funkstille.

Er rief nicht an. Stattdessen setzte er sich mit einem letzten Joghurt in seinen Lieblingssessel. Die Glotze bot die übliche freitägliche Abendunterhaltung.

Viel Schrott und hin und wieder ein Mensch.

Eine Gruppe Sitzender beschäftigte sich mit Fragen, die niemanden interessieren konnten, zum Beispiel, was ein »absolutes No Go« sei. Alvermann wurde richtig sauer, als er die Auflösung zu hören bekam, nämlich etwa mit offener Hose vom Klo zu kommen oder sich öffentlich in den Zahnzwischenräumen herumzustochern. Er fasste es nicht und schmiss ein Kissen in Richtung Flimmerkasten.

Hör auf, mit deinem Leben rumzuschlappen.

Er raffte sich auf, ging in sein Gästezimmer und nahm sich seine Victoria aus Italien zur Hand. Liebevoll strich er über ihre Knöpfe und Tasten. Nach einer Viertelstunde war die linke Hand wieder beweglicher, und er versank im wilden Fließen einer Tarantella. Bei »Sous le ciel de Paris« wurde ihm schwindelig. Er musste sich setzen. Er horchte nach innen, ob die Stelle über dem Ohr die Chance ergriff und mitmischte. Sie meldete sich nicht, dafür war plötzlich vor seiner Flurtür ein ziemliches Getöse zu vernehmen. Er legte Victoria auf das Gästebett und ging nachschauen.

Vor der Tür bot sich ihm ein Anblick, den er so schnell nicht

wieder vergessen würde. Frau Nösser aus dem ersten Stock saß auf der obersten Treppenstufe, ein Glas mit irgendwas neben sich, und kämpfte sich durch einen ihrer Asthmaanfälle. Alvermann sah hilflos auf sie herunter, während sie beruhigend mit der Hand zu ihm hoch wedelte. Langsam beruhigte sie sich.

»Ich sitze hier oft, wenn Sie spielen, Herr Alvermann.«

Ein Blick auf die Uhr, Mitternacht war vorüber.

»Tut mir leid, ich habe die Zeit vergessen.«

Frau Nösser lachte jungmädchenhaft und war gar nicht mehr siebzig und drüber.

»Das ist meine Zeit, wissen Sie?«

Sie stand mühsam auf und langte nach ihrem Glas.

»Ich gehe jetzt, ich wollte Sie nicht stören.«

Wenig später saß Frau Nösser in seinem Wohnzimmer auf dem bequemen Sessel und schaukelte ein wenig mit. Und bei »Besame mucho« liefen ein paar Tränen. Aber sie sah nicht traurig aus.

Als er später im Bett lag, beteuerte er wem immer, in Zukunft einmal in der Woche seine Victoria zu spielen.

Er erlaubte sich noch kurz ein paar Gedanken, die weniger erfreulich waren. Er sah das Gesicht des Mädchens ohne Namen vor sich und musste Masur recht geben: Ihre Ermittlungen gingen keinen Schritt voran. Und dann war da noch der andere Masur, der jedem Gespräch aus dem Weg ging.

Morgen, dachte er im Einschlafen, *morgen ist auch noch ein Tag*.

Masur hatte sich gerade einen Rotwein eingegossen, als es an der Wohnungstür klingelte. Mist, er hätte kein Licht machen sollen. Er ahnte, wer da vor der Tür stand. Das Glas ließ er hinter einer Buchreihe eines seiner Regale verschwinden und ging öffnen.

Alvermann ließ sich Zeit. Zog den Mantel aus, machte eine Runde durch das Wohnzimmer und blieb dann vor Masur stehen.

»Also, wie sieht es aus. Schaffst du es allein oder nicht?«

»Was meinst du?«

Alvermann wurde sofort wütend.

»Hör mit dem Scheiß auf, mir ist nicht nach Spielchen. Ich bin genauso fertig wie du. Also lass uns das hier hinter uns bringen.«

»Riechst du was? Alkohol, Pfefferminzbonbons? Der eine Rückfall, gut, da gab es Gründe. Nein, ich will nicht darüber reden. Das ist vorbei. Lass mich also in Ruhe mit deinem Helfersyndrom.«

»Du dämlicher Hund!«

Sie sahen sich an, zwei nicht mehr ganz junge Männer, durch ihre Arbeit auf unterschiedliche Weise geformt. Alvermann war es gelungen, den Berg ein Stück höher zu klettern. Er hatte sich dabei die Hörner abgestoßen und war ruhiger geworden. Masur, weniger zu Konzessionen bereit, hatte dafür einen Preis zahlen müssen und war vom Entspannungstrinker zum Alkoholiker geworden. Wie lange er sich und anderen etwas vorgemacht hatte, bis die Diagnose stand, wusste Alvermann nicht. Mehrere Entgiftungen und zwei Therapien hatten

jedenfalls seinen erneuten Rückfall nicht verhindern können. All das ging Alvermann durch den Kopf.

»Wie lange ist deine letzte Beziehung her?«

»Wenn du mich weiter verhören willst, lad mich vor, verdammt.«

Alvermann verspürte nicht übel Lust, ihm eine reinzuhauen, ließ es aber und machte ein Friedensangebot: »Will ich nicht. Ich will einen starken Tee und mit dir reden, wie wir weitermachen in der Stettner-Sache.«

Als Masur in der Küche verschwand, hatte Alvermann nach kurzer Zeit das Glas gefunden. Er ging damit zu Masur und goss den Inhalt in den Spülstein.

»Unter einer Bedingung kann es weitergehen. Du hörst jetzt auf, gehst einmal in der Woche zu Burnett, und vor dem nächsten Glas rufst du mich an.«

Die Männer gossen die drei Flaschen Alkohol aus, die Masur in die Küche brachte. Alvermann war nicht sicher, dass es alle waren. Dennoch – es hatte etwas von einem Ritual, das einen Neuanfang bedeuten konnte.

Sie saßen bis spät in die Nacht zusammen. Erst ging es um das Stettner-Mädchen.

»Selbst wenn es das überlebt hätte, war es so mit Drogen abgefüllt, dass es vermutlich wenig Erinnerung an den oder die Täter gehabt hätte. Dennoch wäre es sicher in der Lage gewesen, uns interessante Details über die Organisation zu erzählen. So oder so, das sieht einfach nicht nach professioneller Arbeit aus, eher nach einem durchgedrehten Freier, der gemerkt hat, was er angerichtet hat. Mag sein, dass dann ein Profi hinterhergeschickt worden ist, um reinen Tisch zu machen.«

Masur stand immer wieder auf und wanderte im Raum hin und

her.

»Ja, ja, hatten wir alles schon. Wir landen immer wieder am selben Punkt. Allerdings frage ich mich gerade, ob der nicht vielleicht in der Klinik nachgeholfen hat.«

»Der Gerichtsmediziner ist sich sicher: kein Fremdeinfluss. Aber wer weiß?«

Irgendwann reichte es, und Alvermann erzählte von Janne und seiner Drückebergerei.

Masur betrachtete seinen Kollegen kopfschüttelnd:

»Wenn du mit jemandem sprechen kannst, dann doch wohl mit Janne, du Esel. Vielleicht gefällt dir nicht, was sie zu sagen hat, aber dann bist du wieder dran. Du willst beides, Alvermann, und das ist nicht immer zu haben. Was ist das für ein Eiertanz! Sozusagen der Klassiker der Eiertänze! Ich weiß, wovon ich spreche. Ich tue seit Jahren nichts anderes.«

Weit nach Mitternacht schlief Alvermann auf der Couch im Wohnzimmer ein. Er hatte sowieso keine Lust gehabt, nach Hause zu fahren.

Am nächsten Morgen standen die beiden Männer einträchtig zusammen in der Küche und tranken schwarzen Kaffee. Masur hatte sechs Brötchen gekauft und einen großartigen italienischen Schinken. Als Alvermann sich das vierte schnappen wollte, war Masur schneller: »Du Kameradenschwein! Halbe-halbe, ist ja wohl klar.«

Sie trennten sich vor der Haustür.

Ellen Neusser hatte alle infrage kommenden Zeitungen vom Wochenende ins Gelbe Zimmer gelegt. Alvermann fasste sich an den Kopf, als er die Schlagzeilen überflog. Als alle bis auf Masur eingetroffen waren, diskutierte er mit ihnen die Frage, die ihn und Masur vorletzte Nacht umgetrieben hatte. Meiners sprach sich gegen weitere Spekulationen aus, der Bericht des Rechtsmediziners sei schließlich eindeutig gewesen, das Mädchen sei an inneren Verletzungen gestorben.

»So eindeutig, Meiners, wie der Bericht von Schlechtriem?«, frozzelte Bulleken.

Alvermann hielt eine der Zeitungen hoch, um den Schlagabtausch zu stoppen.

»Lasst uns hiermit weitermachen, ja?«

Dann kam Masur, endlich. Das Gespräch stockte, alle sahen ihn an. Kein Vergleich zu neulich, als ihm der Rückfall aus allen Poren troff. Meiners wollte wissen, ob Männis Frauchen ihn ordentlich gemästet hätte.

Alvermann schaute irritiert in die Runde:

»Der Reihe nach. Masur, setz dich, wir sind gerade bei der Presse vom Wochenende.«

Die Zeitungen waren inzwischen über den Tisch ausgebreitet. In durchweg marktschreierischer Form berichteten sie über Frederik, den Jungen aus dem Park. Der Karlsbacher Express hatte sich zu der Überschrift »Junge im Hintern« verleiten lassen. Der Fotograf hatte die Holzfrau perspektivisch so gut getroffen, dass wirklich ein Riesenhintern den Artikel krönte.

So viel zum Thema Boulevardpresse.

Viel schlimmer aber war, dass die Idioten nicht nur seinen

jetzigen Aufenthaltsort so gut beschrieben hatten, dass der Rest der Journaille aus ihren Löchern gekrochen war und die Pflegefamilie ein mehr als unruhiges Wochenende hinter sich gebracht hatte, sondern dass man auch von ihm als »dem Zeugen, der alles gesehen hat« berichtete.

»Was mir Sorgen macht, sind nicht die Aasgeier von der Presse. Der Artikel wird ganz woanders für Aufregung sorgen«, war Alvermanns Kommentar.

Nach Verteilung der Routinearbeiten winkte er Masur und Meiners zu, noch zu bleiben. Er ging mit ihnen alle Fakten durch, präzise, Schritt für Schritt, als Frau Dr. van Laack in die Runde platzte:

»Wir haben endlich etwas. Online, ein anonymer Hinweis aus dem Milieu. Auf jeden Fall interessant.«

Sie legte Kopien des Ausdrucks über die Zeitungen.

»Von einem PC aus der Stadtbücherei übrigens. Ach, und eh ich es vergesse: Kollege Bergen vermisst einen der Schlüssel zu Trüstedts Wohnung. Sie wissen doch, er hat immer gerne alles beisammen. Rufen Sie Bergen bitte doch gleich mal an, damit das aus der Welt kommt. Eine Selbsttötung ist übrigens inzwischen ausgeschlossen, da lagen Sie richtig mit ihren Vermutungen, Herr Alvermann. Schlechtriem hat das zusammen mit dem LKA nachgewiesen. Und noch etwas: Unser kleiner Frederik ist wieder abgehauen. Die neuen Eltern waren wohl nicht nach seinem Geschmack, auch wenn die Pflegemutter ihn sehr mochte. Sie sorgt sich und hat sich bei Ellen Neusser gemeldet.«

Damit verschwand sie, freundlich lächelnd, und hinterließ den Männern etwas für ihre Nase und zum Nachdenken.

Masur blickte ihr sehnsüchtig hinterher und sog genießerisch die Luft ein:

»Das ist neu, was meint ihr? Riecht gut, riecht gut! Jetzt noch den Rock kürzer und eine Spur mehr Rot ...«

»Masur, geht es noch eine Spur pubertärer?«, keifte Alvermann und griff nach der Kopie der Anzeige. »Und damit das aus der Welt kommt – was soll das heißen? Und wieso rennt Bergen damit zur van Laack, anstatt mich eben anzurufen?«

Dann saßen sie da und starrten auf den Ausdruck.

»Na, endlich was!«, meinte Meiners.

»Ja, allerdings. So, Jungs«, kam Alvermann in Stimmung, »Fenster auf, durchlüften, eine Runde Kaffee. In zehn Minuten geht es weiter!«

Frederik musste warten. Um ihn würde Alvermann sich abends kümmern, und Bergen war jetzt Nebensache. Er würde den Teufel tun und nichts aus der Welt schaffen. Sich bei der van Laack zu beschweren. Der sollte gefälligst vorbeikommen und sich den Schlüssel selber holen. Außerdem hätte er im Moment nicht sagen können, wo sich der Schlüssel befand. Er hatte doch den ganzen Krempel brav abgeliefert.

Alvermann rief sich energisch zur Ordnung.

Vergiss es! Kümmere dich um das Wesentliche!

Er las die beiden Sätze noch einmal, die jemand mit nur ungenügenden Deutschkenntnissen verfasst hatte. Auffordernd nickte er nach der kurzen Pause in die Runde:

»So, hier werden wir erst mal dranbleiben. Legt mal los!«

Meiners kam der Aufforderung nach:

»Ich denke gerade über eine Razzia auf der Lennenstraße nach. Allerdings glaube ich, dass wir zu spät kommen werden. Die haben sicher längst reinen Tisch gemacht, spätestens nachdem die Presse über das Mädchen berichtet hat.«

»Die Frage ist«, überlegte Alvermann laut, »ob wir nicht nach den Erfahrungen von 1999 ganz anders an die Sache rangehen müssen.«

»Es passt«, ließ sich Masur vernehmen. »Mein Informant meinte gestern Nacht auch, aus dem Osten wären ein paar üble Subjekte dabei, die Lennenstraße aufzumischen, was ja bekannt ist. Neu war, dass sie etwas im Gepäck hätten, was es hier seit 99 nicht mehr gebe und unglaublich gefragt sei.«

»War das alles? Habt ihr Ratespielchen gemacht? Wieso hat er nicht Klartext geredet?«

Meiners hatte sich halb erhoben und musterte den Kollegen aufgebracht.

»Weil sich just in diesem Moment jemand zu uns gesetzt hat, der sich sehr für unser Gespräch zu interessieren schien. Mein Kontakt hat sich sofort verdrückt. Eine Scheißsituation. Irgendwie kochen die Gemüter auf der Lennenstraße gerade über. Mit der Ruhe ist es da jedenfalls vorbei.«

»Woher wissen wir, dass es sich nicht um Drogen handelt?«, blieb Meiners dran.

»Was sollten das für Drogen sein, die seit 99 nicht mehr am Markt wären? Der Drogenkuchen ist verteilt, die Familien lassen niemanden rein. Außerdem hätten die Kollegen längst reagiert. Nein, nein, keine Drogen.«

»Ja ja, ich weiß, unsere Informanten sind heilig, aber man wird ja mal denken dürfen, oder?«

Masur schien zu einer heftigen Antwort anzusetzen, als Alvermann sich einschaltete:

»Also, wenn die Dame hier das Stettner-Mädchen in einem Bordell in der Lennenstraße gesehen hat und uns auffordert, endlich was zu tun, dann passt es wirklich. Sie hätte allerdings konkreter werden können. Eine Razzia in allen Läden halte ich

für keine gute Idee. Wirbelt viel Staub auf und bringt nichts. Ich denke, ihr macht euch heute Abend auf den Weg, das scheint mir sinnvoller. Es sind insgesamt vier Läden, die infrage kommen.«

Der Albaner hatte die Wohnung von zwei Männern durchforsten lassen, aber Tobler war schneller gewesen. Nichts, was einen Hinweis auf einen möglichen Aufenthaltsort hätte geben können, in keine Richtung. Weder Hinweise zu seinen Konten noch Hinweise zu Kontakten, die man hätte anzapfen können. Der Mistkerl hatte gründlich hinter sich aufgeräumt.

Erst durch die Presse hatte er erfahren, dass Tobler ihn gelehmt hatte und dass das Mädchen im Krankenhaus gelandet war. Nicht nur der Gesichtsverlust – es hatte sich unter seinen Leuten natürlich herumgesprochen – machte ihm zu schaffen, auch sein Informationsnetz musste einen Riss bekommen haben, obwohl er gut zahlte. Was war da los? Gab es Gegenkräfte, die in seinen Machtbereich eindringen? Er schlief nicht mehr gut. Dafür funktionierte sein Darm reibungslos.

Er war einfach zu weit weg. Hier oben an der Elbe funktionierte das Geschäft. Die Evakuierung war schnell und reibungslos verlaufen. Blieb nur zu hoffen, dass der Brand alle Spuren vernichtet hatte. Warum Trüstedt, dieser Spinner, nach so vielen Jahren unvermutet vor dem Hof gestanden hatte, blieb ein Rätsel. Und dann darauf zu dringen, sein Besitztum unter die Lupe zu nehmen; er habe im Dorf dies und das gehört. Gerade zu einem Zeitpunkt, an dem Außenaufnahmen gemacht worden waren. Trüstedt war zwar der Zutritt verwehrt worden, aber er musste etwas gesehen oder gehört haben. Als er anfang, mit der Polizei zu drohen, hatten seine Leute reagiert. Den Rest hatte die Familie des Albaners übernommen. Wobei es letztlich scheißegal war, dass die Bullen den Selbstmord nicht geschluckt hatten. Dabei, dachte er amüsiert, hatte sein jüngerer Sohn ein Szenario entwickelt – nach dem Motto: noch

eine letzte Nummer und dann ist Schluss –, das fast funktioniert hätte. Entscheidend war gewesen, dass sie dem Idioten seinen Schließfachschlüssel abgenommen hatten. Alles, was bei ihm zu Hause nicht auffindbar war, hatten sie im Schließfach einer Bank gefunden.

Für den nächsten Job brauchte er wieder jemanden, auf den er sich hundertprozentig verlassen konnte. Er würde seinen ältesten Sohn damit beauftragen. Was unerfreulich blieb, war, dass sie einen guten Standort hatten aufgeben müssen.

Masur und Meiners trafen sich um 21 Uhr in der Stadt. Sie einigten sich auf ein schnelles Essen in einem armenischen Restaurant, in dem in den letzten Jahren Russen und Polen ihre Geschäfte abwickelten. Masur traf hier manchmal Kontakteute. Bei den so genannten Gefälligkeiten, die dann ausgetauscht wurden, zeigte sich Masur nie kleinlich, ganz im Gegenteil.

Wenn Pjotr Orlow heute Abend da sein würde, würde er vielleicht noch das eine oder andere erfahren können. Pjotr war ein mieser Kerl, keine Frage, aber von Sex mit Kindern hielt er nichts. Seinen Sohn und seine Tochter hütete er wie seine Augäpfel. Schon vor Jahren war er mit seinen zwei Frauen, den Kindern und seinen Brüdern nach Deutschland gekommen und versorgte seine Mutter in der Heimat mit dem Nötigsten. Masur mochte den Mann trotz dessen Brutalität. Er hatte Grundsätze, und auf seine Informationen war bisher immer Verlass gewesen. Er war einer der Großen im Milieu.

Orlow zeigte sich nicht, und nach einem großartigen Eintopf klapperten sie die Bordelle ab. Bis auf schlechte Luft, viel Schminke und jede Menge »zartes Brustfleisch«, wie Meiners begeistert meinte, fanden sie in den ersten Häusern nichts, was ihnen hätte weiterhelfen können. Nach zwei Stunden hatte Meiners dann genug gesehen. An der Bar des dritten Bordells verfluchte er den Chef:

»Der sitzt gemütlich mit dem Arsch zu Hause und lässt uns hier rumrennen mit dicken Eiern. Die Nutte will doch wohl anonym bleiben und hier nicht um uns herumtanzen. Scheißidee.«

Masur sah das ähnlich, konnte sich aber bis zuletzt an dem Anblick der vielen Damen erfreuen.

»Wir machen die Runde zu Ende.«

Er hatte bisher durchgehalten und keinen Schluck Alkohol zu sich genommen, was ihm verdammt schwergefallen war. In dieser Atmosphäre war Alkohol eigentlich unumgänglich.

Im »Black Cat« hatte sich einiges geändert. Überrascht schauten sich die beiden Männer um. Das ehemals miefige Bordell hatte den Besitzer gewechselt, und der hatte die Zeichen der Zeit erkannt. Nach einer umfassenden Renovierung war aus der alten Plüschbude in Rot und Gold eine Art afrikanisches Luxusresort geworden.

Meiners entschied sich für einen letzten Genever an der Bar, und Masur trank vermutlich seine zehnte Cola. Sie waren sich einig, die Mission bald zu beenden.

Als Masur das Glas zum Munde führte und dabei die Augen durch den Raum wandern ließ, wurde sein Blick von einer Hure, die neben dem Gang zu den Toiletten stand, eingefangen. Nach einer Weile senkte sie den Blick und kramte in ihrer Handtasche. Masur wandte ebenfalls den Blick ab und gab Meiners einen Schein, damit dieser bezahlen konnte – er wolle noch zur Toilette, dann könnten sie gehen. Meiners nickte. Als Masur wieder in Richtung der Beobachterin schaute, war sie verschwunden. Er machte sich auf den Weg, während sein Kollege interessiert ein Paar betrachtete, das sich auf einem Sofa in der Nähe der Bar amüsierte, wobei sie nur Strümpfe trug. Er war vor allem fett und schien sie gerade erdrücken zu wollen.

Masur sah die Frau gleich, nachdem er die Bar verlassen hatte und in den Gang einbog. Sie stand mit einer anderen Frau in einer Nische, scheinbar in eine angeregte Unterhaltung vertieft. Masur drehte sich um und sah zwei Muskelpakete, die hier die Aufpasser gaben, ebenfalls in den Gang einbiegen. Der in der kompletten Ledermontur sah aus, als würde er ohne Zögern

zuschlagen, und zwar richtig. Masur stellte sich vor einen Kondomautomaten. Notgedrungen zog er eine Packung. Als der in Leder ihn passierte, fühlte er einen kurzen, heftigen Stoß. Während er sich umwandte, entschuldigte sich der Mann. Es klang wenig freundlich, eher wie eine Drohung. Masur reagierte betont gleichmütig, er wollte keinen Streit. Die beiden Kerle sollten verschwinden, falls die Frau tatsächlich mit ihm in Kontakt treten wollte und nicht auf eine Nummer aus war. Die Männer gingen tiefer in den Gang hinein. Die Frau drehte ihm jetzt den Rücken zu. Als Masur die beiden Frauen passierte, fühlte er für den Bruchteil einer Sekunde eine Hand in seiner, die ein Stück Papier hinterließ. Er ging weiter und betrat den Vorraum der Toiletten. Er ging in eine der Kabinen und verriegelte die Tür. Schnell zog er den Zettel aus seiner Tasche, offenbar ein Kassenbon. Mit einem dunklen Stift war auf einer Seite eine kurze Mitteilung geschrieben, die nur schwer zu entziffern war:

»Morgen 23 Uhr.«

Ein lautes Hämmern an der Tür ließ ihn den Zettel ins Klo werfen und gründlich nachspülen. Als er die Kabine verließ, standen die beiden Männer direkt vor seiner Tür. Einer drang in die Kabine ein, warf einen Blick in die Toilette und in den Mülleimer. Mit raschem Griff wurde er auf den Boden befördert und in Windeseile durchsucht. Sie tarnten ihre blitzschnellen Griffe als Versuch, ihm wieder auf die Beine zu helfen. Gleich darauf waren sie verschwunden. Masur ging zum Waschbecken und ließ Wasser über sein Gesicht laufen. Der Schreck saß ihm in den Gliedern. Das hätte übler ausgehen können. Er ging auf den Gang hinaus. Meiners hatte inzwischen bezahlt und kam ihm entgegen.

Er schien Masurs Unwohlsein zu bemerken und ging rasch vor

ihm her zum Ausgang. Draußen wollte er wissen, was auf der Toilette passiert war. Masur schüttelte seine Benommenheit ab. Er spürte einen heftigen Schmerz im Lendenwirbelbereich. Sie hatten ihn unsanft auf den Boden gesetzt. Er berichtete Meiners von dem Übergriff und dem Zettel.

»Ich lass Verstärkung kommen; wir nehmen uns den Laden vor.«

»Junge, ich habe hier morgen eine Verabredung. Wir hauen ab.«

Mit ungelassenen Bewegungen versuchte Masur, ins Auto zu kommen. Meiners schlug vor, ihn in die Ambulanz der Stettner-Klinik zu fahren.

»Blödsinn, brauche einen ... Tee und ein Bett. Setz mich zu Hause ab.«

Die Holzfrau mit ihrem merkwürdigen Eierkind wirkte in der Morgensonne fast fröhlich. Alvermann schaute durch die Öffnung und konnte Decken und Plastiktüten ausmachen. Es gab erstaunlich viel Platz. Allerdings war es Alvermann rätselhaft, wie der Junge durch die kleine Öffnung in den Hintern gelangen konnte. Ob er wieder hierher kam? Alvermann nahm den Brief, den er seit gestern Abend mit sich herumtrug, steckte noch einen 20-Euro-Schein dazu und legte ihn unter die Plastiktüten. Er hatte unter seine Telefonnummer geschrieben, dass sie zusammen nach einer anderen Bleibe suchen könnten.

Er folgte mit den Augen dem Pfad, der zu dem Fundort des Mädchens führte. Eines der rot-weißen Absperrbänder flatterte noch in den Haselsträuchern. Mit ein paar Schritten war er bei den Sträuchern und zerrte es aus den Zweigen. Ein paar Schritte weiter, und er konnte die Stelle sehen, wo es gelegen hatte. Ein paar Narzissen lagen dort.

Das war der Junge, dachte Alvermann.

Er schlenderte weiter durch den Park und fragte sich, wie er den neuen Aufenthaltsort des Jungen erfahren konnte. Ihm wurde mulmig. Wie groß war die Gefahr für Frederik nach dem Bericht in der Zeitung? *Hätte ich das nicht voraussehen und entsprechende Maßnahmen ergreifen müssen?* Als sein Handy klingelte, schrak er aus seinen Gedanken auf.

»Meiners. Morgen, Chef. Hat dich Masur schon über den lustigen Männerabend gestern informiert?«

»Na immerhin, in die Sache kommt Bewegung. Heute Abend kann es doch interessant werden, oder? Masur will da alleine hin. Bin ich nicht mit einverstanden, können wir später bereden.

Was hast du noch?«

»Dieser Kottawa hat sich endlich gemeldet. Ich treffe ihn in seiner Mittagspause im ›Rigoletto‹ um vierzehn Uhr. Willst du dazukommen?«

»Ich versuche es. Bin allerdings vorher bei der van Laack und weiß nicht, wie lange es dauern wird. Gröbner will auch kommen, und du kennst ja sein Sitzfleisch. Auf jeden Fall um siebzehn Uhr im Gelben Zimmer, alle. Und wir haben immer noch kein Geschenk für Johanna. Schick Bulleken mal los; der kennt was von ihrem Musikgeschmack. Und einen dicken Blumenstrauß soll er kaufen mit viel Rot. Ist, glaube ich, ihre Lieblingsfarbe.«

»Ja ja, rote Blumen.«

»Meiners! War es das?«

»Irgendwie ein merkwürdiger Vogel, der Kottawa. Tat so, als wären wir die besten Freunde, stellte Fragen über Fragen und wollte kein Ende finden. Klebrig.«

»Wer? Ach so, dieser Kottawa. Hm. Liegt sicher an deiner gefälligen Telefonstimme.«

»Haha.«

Alvermann hatte Dr. van Laack und Gröbner den bisherigen Stand erläutert. Er war vor allem auf Gröbners Reaktion gespannt und hoffte auf dessen frühere Kooperationsbereitschaft. Gröbner jedoch zeigte sich weiterhin unwirsch. Er plusterte sich auf und kritisierte, dass die Ermittlungen nicht vehement genug vorangetrieben würden, und die Richtung sei überhaupt völlig abwegig. Seit wann man anonymen Hinweisen nachgehe und dann gleich so ein Horrorszenario entwickle. Vermutlich sei das einer der üblen Fälle von Kindesmissbrauch in einer unserer bundesdeutschen Familien, die leider nicht so selten seien. Nicht mehr und nicht weniger.

»Aus der anonymen Anzeige ist ja nun mehr geworden. Ich gehe davon aus, dass die Frau aus dem ›Black Cat‹ uns ein deutliches Stück weiterbringt. Und der Angriff auf Masur spricht doch für sich.«

Gröbner schüttelte weiter den Kopf, als sei das alles Blödsinn. Wer wisse denn überhaupt, ob diese Frau identisch sei mit der Anzeigenden?

Alvermanns Blutdruck, der sich bislang friedfertig gezeigt hatte, verfiel in ein Presto con fuoco.

Du Arschloch! Wir halten unsere Knochen hin, ackern sechzehn Stunden am Tag, und du weißt alles besser!

Dr. van Laack stellte sich auf Alvermanns Seite. Der anonyme Hinweis sei ja nur das Tüpfelchen auf dem i. Entscheidend seien Masurs Kenntnisse des Milieus, die Qualität seines Kontakts zu seinen Informanten, und der Termin heute Abend spreche ja wohl eine deutliche Sprache. Und außerdem sei man

in einer Situation, in der jedem Hinweis nachgegangen werden müsse.

»Was ist los, Herr Gröbner? Gibt es Druck von oben?«

Chapeau, Frau Doktor.

Es ging noch eine Zeit lang hin und her. Langsam nordeten beide Gröbner wieder ein. Van Laack forderte ihn auf, um 17 Uhr dazuzukommen.

Die Zeit war längst überschritten, um noch zu Meiners und Kottawa zu stoßen. Alvermann erkundigte sich bei Bulleken, ob er an den Geburtstag der Kollegin denke.

»Sie mag Jazz, Chef, da habe ich null Ahnung. Soll ich nicht besser fragen?«

»Und was ist dann mit der Überraschung? Jetzt lass dir was einfallen, kann ruhig was kosten.«

»Dann kaufe ich auf jeden Fall rotes Einwickelpapier. Das ist dann schon mal was.«

Kurz vor 17 Uhr war kaum noch Platz im Gelben Zimmer. Frau Dr. van Laack begrüßte kurz und gab dann weiter an den Mann von der Spurensicherung. Schlechtriem hatte Fränzchen geschickt. Ob das sein richtiger Name oder ein Spitzname war, wusste niemand mehr so genau. Er war er einer der humorlosesten Menschen des Präsidiums, wenn man von Bergen einmal absah.

Masur zischte Meiners zu: »Der hat sein Reagenzglas im Arsch, da kannst du einen drauf lassen.«

Meiners nickte abwesend. Er war in Gedanken bei dem Gespräch mit Kottawa und überlegte, wie er den Inhalt gleich kurz und bündig überbringen sollte.

Fränzchen referierte über die bisherigen Ergebnisse. Wo immer er sein Reagenzglas hatte, er referierte knapp und

sachlich.

Sie hatten große Mengen verwertbarer DNA- und Faserspuren sicherstellen können. Eine abschließende Stellungnahme werde jedoch noch auf sich warten lassen, weil man mit den Vergleichsproben der berechtigten Personen noch nicht durch sei.

»Einer der Pfleger der Stettner-Klinik fehlt uns noch für den Ausschluss, ist noch in Urlaub. Ein DNA-Geber ist in hohen Maßen vertreten, zu fast siebenundsechzig Prozent – vermutlich der Missbraucher –, in der Datenbank nicht gespeichert. Übrigens noch, die DNA einer der berechtigten Personen war gespeichert.«

Allgemeines Aufsetzen, Fußegescharre und Gemurmel.

»Und zwar von einem Frederik Huber aus Mülheim. Sein genetischer Fingerabdruck ist voriges Jahr in die Kartei gekommen, weil er zunächst verdächtigt worden war, zu einer jugendlichen Einbrecherbande zu gehören. Später hat sich seine Unschuld erwiesen, seine DNA ist aber in der Datenbank verblieben, Gott sei dank, wie sich jetzt herausstellt.«

Während seines kleinen Vortrages hatte sich die Gruppe schon wieder beruhigt, und Meiners ließ einen Zettel herumgehen:

Fränzchen for President.

Alvermann griff sich den Zettel und knüllte ihn zusammen.

»Dann wissen wir, um wen es sich handelt.«

Er erklärte den Zusammenhang. Fränzchen sammelte gleichmütig seine Papiere zusammen.

Masur bekam das Wort und referierte ebenfalls kurz und bündig über seine Kontakte zum Milieu und den gestrigen Abend. Er schloss genervt die Augen, als aus seinem Treffen

mit der Prostituierten ein Polizeieinsatz wurde.

»Wir sollten es so klein wie möglich halten. Sie erwartet mich und kein Sonderkommando im ›Black Cat‹. Und wenn sie von dem Zusammenstoß vor der Klotür etwas mitbekommen hat, wird sie sich klugerweise sowieso nicht blicken lassen.«

Der Tumult dauerte relativ lange, weil Masur nicht nachgeben wollte. Schlussendlich sorgte Alvermann für Ruhe, indem er entschied, die Frage im Anschluss mit seiner Gruppe zu besprechen. Gröbner gefiel das offensichtlich nicht; missgestimmt legte er seine Stirn in Falten.

Dann war Meiners dran:

»Kottawa war eine interessante Erfahrung für mich: Jemand mit ausgezeichneten Manieren und so elegant, hat mich sehr an Masur erinnert.«

Anerkennendes Gelächter, sogar von Masur.

»Außerdem liebenswürdig und gebildet. Und ...«

»Schwul, was?«, unterbrach Masur.

Alvermann kratzte sich ausgiebig hinterm Ohr, kein gutes Zeichen.

»Also, um zur Sache zu kommen. Kottawa war morgens gegen vier Uhr fünfzehn kurz unterwegs zum Tanken und hat dann den Wagen geparkt, und zwar an der Stelle, die uns der Junge beschrieben hat. Er gab zu, das Fahrzeug vor ihm zugeparkt zu haben. Aber er dachte, dass er ja gleich losfahren werde. Zirka dreißig Minuten lang war er in seiner Wohnung mit Packen beschäftigt und wollte dann starten. Das Auto vor ihm war verschwunden, was ihn sehr gewundert hat wegen der Beengtheit. Er hatte nachgesehen, ob sein Fahrzeug beschädigt worden war. Aber keine Beanstandung. Ob es ein Wagen aus Karlsbach gewesen sei, wisse er leider nicht.«

»Und, weiß dein Freund, um was für ein Fahrzeug es sich gehandelt hat?«, wollte Masur wissen.

»Ein Mercedes 270 CDI, schwarz, Diesel. Da war Kottawa sich sicher.«

»Na dann, ein schwarzer Mercedes Diesel, vielleicht aus Karlsbach, vielleicht nicht. Kein Problem, den haben wir ruckzuck. Ich wusste es gleich, Kottawa ist eine Nullnummer«, fasste Masur zusammen, was er in den Gesichtern seiner Kollegen las.

Unruhe entstand. Gröbner stand auf und schwafelte etwas von wichtigen Terminen und davon, dass er mehr erwartet hätte. Als er den Raum verließ, nutzte Fränzchen den Moment, um sich ebenfalls zu verdrücken.

Frau Dr. van Laack musterte die Gesichter der Kollegen. Sie lächelte mitfühlend.

»Na ja, das kennen Sie doch, dass es zäh wird. Ich denke, Sie brauchen Geduld und niemanden, der Sie entmutigt. Was ist nun mit dem Termin heute Abend?«

Masur bestand darauf, alleine zu fahren, und die van Laack bestand auf zwei weiteren Kollegen inkognito, die sich vorher auf der Lennenstraße positionieren sollten. Masur zeigte sich nach wie vor dickschädelig:

»Nach dem, was da gestern gelaufen ist, wird die Frau vielleicht gar nicht erscheinen, wenn sie klug ist. Möglicherweise ist sie untergetaucht. Und von Kollegen inkognito halte ich nicht viel, Frau Doktor. Ich denke gerade an das Desaster voriges Jahr, als unserem Obermakkaroni ein einziger Blick in diese Pizzeria am Markt genügte, um sich ganz schnell zu verdrücken. Bitte nicht die Order »inkognito«; dann sehen die nämlich alle aus wie Jungs beim Schultheater.«

Masur übertrieb natürlich, aber Alvermann gab ihm recht, was

den Auftritt letztes Jahr anging. Ein dicker Fisch, der so gut wie todsicher dabei war, in ihre Netze zu schwimmen, sprang doch noch wieder heraus und ward nie mehr gesehen. Eine absolut peinliche Veranstaltung.

Frau Dr. van Laack, immer freundlich und immer diskussionsbereit – es sei denn, sie wollte nicht, so wie jetzt:

»Zwei vom Sondereinsatz amüsieren sich ab zweiundzwanzig Uhr und greifen ein, wenn es notwendig ist. So, das dazu. Dann noch, bevor wir zu den Lustbarkeiten kommen – bitte denken Sie daran: Morgen Abend ist die Fortbildung hier im Haus. Die Unterlagen hat jeder in seinem Fach, nicht wahr? Wer von Ihnen wird da sein?«

Die Kollegen guckten angelegentlich in die Luft. Das musste Alvermann regeln, er war schließlich der Chef.

»Ja, es ist so, dass wir eigentlich niemanden entbehren können.«

»Papperlapapp, kommen Sie mir nicht damit, Herr Alvermann. Also, wer kommt in den Genuss, etwas für seine Fortbildung tun zu können?«

»Hm, dann würde ich vorschlagen, Bulleken, dass du teilnimmst. Du hattest dich doch neulich für das Thema interessiert und kannst uns bei Gelegenheit dein Wissen weitergeben.«

Die Kollegen schauten unschuldig in die Runde. Der Kelch war an ihnen vorbeigegangen, gottlob.

So ist das also hier, wenn man Fragen stellt, dachte Bulleken, und nickte ergeben.

»Dann kommen wir jetzt zum gemütlichen Teil, endlich«, munterte Alvermann seine Truppe auf. Meiners holte Ellen Neusser, und Bulleken ging in die Teeküche. Gleich darauf kam

er mit einem Riesenpaket und einem Blumenstrauß zurück, beides in schönstem Rot. Das Paket schob er mit einem Fuß vor sich her, die Blumen legte er auf den Tisch vor Alvermann.

Der räusperte sich und gab mit sonorer Stimme den Festredner:

»Liebe Johanna, ich glaube, du weißt, was du für einen wohltuenden Einfluss auf uns Kerle hier hast. Ohne dich – und natürlich Ellen und Frau van Laack hier, wäre es nicht auszuhalten. Dafür sei dir gedankt und hier eine ... na ja, eine kleine Überraschung.«

Er überreichte der sichtlich gerührten König die Blumen, ein Meer roter Tulpen, und schob das Paket in ihre Richtung.

Die Kollegen schauten neugierig auf das voluminöse Machwerk, das Bulleken zu verantworten hatte. Er sollte doch eine CD besorgen, meinte Ellen Neusser sich erinnern zu können. Sie hielt König eine Schere hin. Nachdem die Kordel zerschnitten war, öffnete sie den Karton. Bulleken hatte offensichtlich den Auftrag genutzt, um sich seiner Tageszeitungen des letzten Jahres zu entledigen. In die Massen von zerknülltem Papier hatte er ein Lebkuchenherz mit der Aufschrift »Holde Maid, wir lieben dich« und ungefähr zwanzig verschiedene Süßigkeiten versteckt, alle rot verpackt wie die CD, die natürlich ganz zuunterst lag. Das Gelbe Zimmer sah bald aus wie eine Müllhalde mit roten Tupfen.

Alvermann ging und kam mit Sekt zurück. Für Masur hatte er Orangensaft, den er für alle deutlich vor ihn hinstellte. Es *sollten* alle mitbekommen.

»Na ja«, meinte Frau Doktor, »ein Glas für jeden zum Anstoßen. Sicher.«

Masur fuhr nach Hause, um sich umzuziehen. Alvermann wollte bis zum Stettnerpark mitgenommen werden.

»Ich habe keine Zeit für Volksreden. Muss mich konzentrieren. Ich trinke heute nichts, morgen nichts und all die anderen Tage auch nichts – also!«

»Ja, ja, ganz was Neues. Ich will noch mal nach dem Jungen sehen – also!«

»Na dann, steig ein. Vielleicht ist es unsere letzte gemeinsame Fahrt.«

»Wahrscheinlich. Willst du mit oder ohne Blumenschmuck?«

Alvermann sprang nach der kurzen Fahrt aus dem Wagen, beugte sich dann noch mal zu Masur:

»Aber im Ernst, pass auf dich auf. Lass dich auf nichts ein. Gegen die haben wir schon mal verloren, und zwar auf ganzer Linie.«

Masur zielte mit seiner rechten Hand auf Alvermann:

»Django hat 'ne große Wumme.«

Er verdrehte die Augen und entfernte sich mit raschen Schritten. Masur blickte ihm nach. Es war nicht das erste Mal, dass Alvermann eine dienstliche Angelegenheit auch zu seiner privaten machte. Masur wusste, was ihn umtrieb.

Er hatte mit Alvermann ab der Mittelstufe dieselbe Klasse besucht und die gleichen Ehrenrunden gedreht. Sie hatten zusammen ihre Mopeds frisiert und im selben Plattenladen die neusten Scheiben der Stones mitgehen lassen. Er fühlte sich in der Familie des Freundes fast wie zu Hause. Und als die Sache mit Robert passierte, war auch er erschüttert, und die Trauer der Familie hatte ihn tief berührt. Der alte Alvermann hatte seinen

Jungen bis zuletzt zu Hause haben wollen. Es war ein harter Kampf gewesen. Aber nachdem die Spurensicherung abgeschlossen war, hatte er sich durchsetzen können. Wann immer Masur in jenen Tagen bei den Alvermanns war, hielten Vater oder Bruder die Trauerwache.

Der Park lag ruhig in der Dunkelheit, nur hier und da erhellt von Bogenlampen. Als er in die Nähe des Sees kam, meinte er, Rufe aus Richtung der Holzfrau zu hören. Erschrocken hastete er los.

Kurz vor seinem Ziel hörte er nichts mehr. Leise lief er auf die Holzfrau zu. Frederiks ehemaliger Unterschlupf sah verlassen aus. Im Licht der Bogenlampe schien die Skulptur gewachsen zu sein.

Er hockte sich neben sie, griff durch die Öffnung und tastete mit den Händen umher. Nichts, leer bis auf Decken und Zeitungen. Der Briefumschlag und die 20 Euro waren verschwunden. Hoffentlich, dachte er, hoffentlich hat der Junge ihn.

Als er sich aufrichtete, erhielt er einen Schlag von hinten an die Schulter. Im Umdrehen ging er in Verteidigungshaltung und dachte an seine Waffe im Büro.

Ein Mann, dessen Gesicht von zu viel Alkohol und zu wenig Zugehörigkeit sprach, blickte ihn aus vorwurfsvollen Augen an. Seine Sprache war verwaschen. Er roch nach dem Leben, das er führte. Er mochte sechzig oder siebzig Jahre alt sein, vielleicht aber auch jünger.

»Was suchen Sie denn? Den Jungen? Alle suchen Sie den Jungen. Erst will niemand was wissen, und dann plötzlich Hinz und Kunz. Was wollen Sie denn von ihm?«

Unvermittelt wich er zurück und riss seine Augen auf, als bemühe er sich, den Nebel aus seinem Kopf zu vertreiben. Er

strich über seinen rechten Arm, der merkwürdig bewegungslos herabhing.

Wen meinte der Alte? Einige Pressefritzen hatten sich in den letzten Tagen hier rumgedrückt. Wenn es denn nur die waren ...

»Wissen Sie, wo er ist? Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?«

Der Mann wandte sich ab und ging schwankend von ihm weg. Alvermann folgte ihm zu einer Bank in der Nähe, auf der etliche gefüllte Plastiktüten, eine Flasche Wein XXL und mehrere Decken lagen. Der Alte nahm die Flasche und versuchte ungeschickt, sie mit einer Hand zu öffnen. Alvermann half ihm und gab ihm die geöffnete Flasche zurück.

»Mein Arm!«, sagte der Alte mit verzerrtem Gesicht, »das Schwein! Hat mir erst was zu trinken mitgebracht, und dann ...«

Die letzten Worte waren nicht mehr zu verstehen.

»Ich will weiter nichts von Ihnen, ganz sicher nicht, ich will nur wissen, was mit dem Jungen ist.«

Der Mann setzte die Flasche an den Mund. Nach etlichen Schlucken reichte er sie Alvermann, der dankend ablehnte. Schwerfällig ließ er sich auf seiner Bank nieder.

»Ich war auch mal en feiner Pinkel, können Se mir glauben. Hatte sogar en Auto und en Haus und so was wie 'ne Familie. Aus, raus, dein Klaus. Meine Alte hat 'nen noch feineren Pinkel getroffen und is abgehauen. Und der Junge und ich, wir hams nich geschafft, wissen Se?«

Wie gerne hätte er dem Alten den Alkohol aus dem Schädel geprügelt.

Wieder nahm der Mann einen Schluck, der Wein lief über sein Kinn auf den Pullover. Er greinte und rief dann Worte, die nicht zu verstehen waren, vielleicht einen Namen.

»Lasset die Kindlein zu mir kommen, hat er doch gesagt. Unser Herr, das war ein feiner Junge.«

Alvermann sprach langsam und betonte jedes Wort:

»Hören Sie, Mann, wissen Sie, wo der Junge jetzt sein könnte?«

»Da in der Alten aus Holz war er. Hab ihm was zu essen abgegeben. Wein nie, der war ja noch klein. Jetzt isser weg. Alle sin weg.«

Er rüttelte den Alten an der gesunden Schulter, versuchte ihn aus dem wirren Geflecht aus Vergangenheit und Gegenwart zu holen.

»Kommen Sie, helfen Sie mir. Ich muss Frederik dringend finden.«

»Ich darfs doch keinem erzählen, sonst kommen die und wollen mir wieder wehtun.«

Alvermanns Ahnungen. Er begriff, dass es sich nicht um eine Schlägerei unter Pennern gehandelt hatte.

»Wer war das? Wer hat Sie verletzt?«

»Das waren die doch. Die haben sich an mich rangemacht. Erst ganz freundlich, dann sind die immer gemeiner geworden.«

Die letzten Worte waren wieder kaum noch zu verstehen. Der Alte fiel um wie ein gefälltter Baum. Alvermann rief die Kollegen von der Wache an. Sie sollten umgehend eine Suchmeldung nach Frederik durchgeben und eine Schnapsleiche einkassieren. Wenig später kam ein Polizeiwagen und sorgte für den Abtransport.

Das Blinken seines Anrufbeantworters lenkte ihn von seinen trüben Gedanken ab. Janne!

»Wenn du nicht gestorben bist, lieber Erik, sollten wir uns beraten, ob oder ob nicht. Ich meine, ich habe dich noch nicht

vergessen; es könnte aber bald geschehen.«

Lachend stand Alvermann eine Weile neben dem Telefon, den Hörer in der Hand. Dann hörte er noch zweimal die kleine Nachricht ab. Wie sehr er Jannes Stimme mochte, Herrgott, und wie müde er war.

Er öffnete eine Flasche Rotwein und nahm Glas und Flasche mit ins Bett.

Seine Gedanken kreisten um Frederik, und dann wieder um den Alten. Morgen würde er ihn nüchtern antreffen und hoffentlich mehr erfahren. Wo war der Junge, verdammt? Zwischendurch mischte sich Jannes Stimme ein. *Ob oder ob nicht.*

Das, dachte er, ist nicht die Frage.

Masur war sich nicht sicher, ob die Frau da sein würde. An ihrer Stelle hätte er das Weite gesucht.

Das hier ist eine Liga, dachte er, in der man untergeht, wenn man nicht ganz starke Zuspielder hat, und wer sollten die sein?

Er fuhr die Kaiserallee entlang und parkte zwei Straßen vor der Lennenstraße. Instinktiv griff er nach der Waffe. Er lachte belustigt auf, als er an das letzte Gespräch mit Alvermann dachte. Er schloss den Wagen ab und machte sich auf den Weg.

Im »Black Cat« brauchte er nicht lange, um die Kollegen zu identifizieren, die zu seiner Sicherheit abkommandiert waren. Alles in allem machten sie ihre Sache nicht so schlecht. Als sich zwei Damen neben ihnen in die Polster sinken ließen, wurden sie sogar richtig gut.

Was haben wir für eine prima Arbeit, befand Masur. So viel Spaß, der auch noch bezahlt wird.

Gegen 0.30 Uhr – er hatte sich nur an Kaffee und Cola festgehalten und war mehrmals mit eindeutigen Angeboten bedacht worden – war Masur sicher, dass hier nichts mehr zu erwarten war. Der Gedanke, dass der Frau möglicherweise etwas passiert war, tauchte hartnäckig immer wieder auf.

Er zahlte und verließ den Platz an der Bar, auf dem er an die neunzig Minuten gehockt hatte. Seine beiden Schatten spielten die Nummer angetrunkener Helden, die sich auf den Weg zu neuen Abenteuern machten.

Draußen atmete er tief ein, die Luft drinnen war geschwängert von Schweiß und anderem. *Wenn man in Vögelstimmung ist, dachte er, passt es.*

Er hatte es kommen sehen, dass sich die Frau nicht blicken lassen würde. Dennoch war er enttäuscht, und die Frage blieb, ob sie jemand davon abgehalten hatte zu erscheinen. Das würde er heute nicht mehr klären können.

Auf jeden Fall nicht gleich zum Wagen zurück, beschloss er. *Lieber noch ein paar Schritte in der milden Nachtluft. Hab heute eh nur auf dem Hintern gesessen.*

Nachdem er das Rotlichtviertel verlassen hatte, lag die Kaiserallee vor ihm. In Richtung Oper wurden die Straßen immer ruhiger, kaum noch Menschen unterwegs. Die beiden hinter ihm hielten Abstand. An den Schaukästen der Oper blieb er stehen und schaute sich Fotos und Plakate an. Lange her, dass er die heiligen Hallen der klassischen Musik besucht hatte, und das hatte er auch nur einer Frau zuliebe getan. Wagner. Bis zum bitteren Ende hatte er durchgehalten und sich geschworen: nie wieder. Während der Begeisterungstürme des Publikums und seiner damaligen Freundin hatte er sich ernsthaft gefragt, ob er etwas an den Ohren hätte. Er erinnerte sich jetzt deutlich an sie; Marie hatte sie geheißt. Winzige Hände und Füße, blaue Augen und kurze schwarze Haare. Sie hatte sich an dem Abend so bemüht, ihm die Welt der Oper zu erschließen. Für Masurs Verhältnisse waren sie lange zusammengeblieben, aber in die Oper hatte sie ihn nie mehr mitschwatzen können.

Wieso hatten sie sich getrennt? Er wusste es nicht mehr und machte sich jetzt auf den Rückweg.

Er überquerte die Markusstraße, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Zwischen den geparkten Autos in Höhe der Einfahrt des Opernparkhauses hatte sich eine Frau gezeigt und war gleich wieder verschwunden. Seine beiden Begleiter grölten maßvoll in zirka zwanzig Metern Entfernung einen Karnevalsschlager.

War sie das gewesen? Aufs Äußerste angespannt ging er in die kleine Straße hinein. Kurz vor dem Parkhaus blieb er stehen, kramte in seinen Taschen und tat so, als suche er etwas. Auf einem Autodach legte er seine Brieftasche ab und schaute in alle Fächer, leise vor sich hin fluchend. Er hörte seine Kollegen, bevor er sie sehen konnte. Da war wieder eine Bewegung, deutlicher diesmal, auf der gegenüberliegenden Straßenseite zwischen zwei Blumenkästen. Dann zeigte sie sich: die Frau, auf die er neunzig Minuten gewartet hatte. Seine Kollegen bogen gerade in die Straße ein. Sie blieben stehen, krakeelten überzeugend weiter. Masur griff nach der Brieftasche und steckte sie ein. Sollte er rübergehen oder war es besser, wenn sie zu ihm kam? Es war hier zu leer, verdammt, warum hatte sie sich ausgerechnet diesen Ort ausgesucht, um sich bemerkbar zu machen? Sie musste ihn seit Verlassen des Bordells beobachtet haben. Wenn er jetzt zurückging in das belebtere Rotlichtviertel, würde sie ihm folgen? Er war sich nicht sicher. Prüfend blickte er in beide Richtungen, zögerte noch und überquerte dann die Straße.

Dann ging alles rasend schnell. Aus dem Parkhaus kam ein Auto mit hoher Geschwindigkeit und hielt wenige Meter vor Masur. Zwei Männer sprangen heraus. Der eine hielt seine Waffe auf Masur gerichtet und bedeutete ihm zurückzugehen. Der andere lief auf die Frau zu und schoss dabei mehrmals. Masur glaubte, sie schreien zu hören. Er hastete zurück hinter die parkenden Autos und ging in Deckung, gleichzeitig zog er seine Waffe. Vorsichtig schaute er durch die Fenster eines der abgestellten Wagen, duckte sich aber gleich wieder, als eine Kugel die Scheiben zertrümmerte und Glasscherben auf ihn niederregneten. Die Zeit schien stillzustehen. Masur hatte die Augen fest geschlossen und meinte, die ganze Szenerie aus der Vogelperspektive sehen zu können, sah sich hinter dem

Fahrzeug hocken und sah gleichzeitig die Frau leblos auf der Straße liegen.

Die Geräusche von quietschenden Reifen drangen in die Bilder. Er kam wieder hoch und merkte, dass er blutete. Seine Kollegen hatten ihn erreicht, einer hielt bereits ein Handy am Ohr und alarmierte die Kollegen. Der andere musterte kurz die blutenden Schnitte und lief dann auf die andere Straßenseite. Masur folgte ihm. Die Frau lag hinter den Blumenkästen auf dem Boden. Mehrere Schüsse hatten sie getroffen, einer war in ihren Kopf gedrungen. Masur sank neben ihr auf die Knie und suchte nach ihrem Puls. Seine Finger zitterten, sonst spürte er gar nichts. Einer der Kollegen vom Sondereinsatz schob ihn zur Seite und legte seine Fingerspitzen an ihre Halsschlagader.

»Nichts.«

Er stand auf und half Masur auf die Beine.

Alvermann hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlafen zu sein, und weigerte sich, wach zu werden, bis es Masurs Stimme über den Anrufbeantworter zu ihm ins Bett schaffte: »Werd wach, Penner. Komm schon, ich brauche dich. Geh ran!«

»Ja, Herrgott noch mal! Was ist los, hast du sie getroffen?«

»Ja, aber die anderen waren schneller. Sie ist tot: Fahndung nach den Tätern läuft.«

»Bist du verletzt?«

»Bisschen Blut hier und da. Alles in Ordnung ansonsten.«

»Wo bist du?«

Keine zwanzig Minuten später saßen Alvermann und Masur zusammen im Krankenwagen. Während Masurs Schnitte verarztet wurden, berichtete er über den Verlauf der missglückten Aktion.

»Die Frau wusste, wie gefährlich das war. Trotzdem hat sie

sich dafür entschieden.«

Masurs Stimme klang ungewöhnlich leise. Alvermann half seinem Freund hoch.

»Was hätten wir anders machen sollen? Hör auf, dich fertigzumachen. Ich bringe dich nach Hause, und wir trinken noch ein Wasser zusammen.«

»Großartiger Vorschlag«, meinte Masur.

Alvermann hatte sich wegen des Schlüssels nicht gemeldet, und Bergen war wieder bei Dr. van Laack vorstellig geworden. Er hatte es eilig gemacht: Sie seien auf der Suche nach einem Schließfachschlüssel; irgendwo müsse Trüstedt Unterlagen gehortet haben. Sie hatte die Gruppe erneut aufgefordert, diesmal zu kooperieren. Masur, dem die letzte Nacht noch in den Knochen steckte, hatte den erstaunten Kollegen seine Bereitschaft erklärt, Bergen aufzusuchen. Alvermann war unterwegs. Er hätte vermutlich Bedenken geäußert. Meiners hatte nur gesagt:

»Ist deine Beerdigung!«

Masur suchte in Alvermanns Chaos das Schlüsselbund und kündigte sich telefonisch bei Bergen an. So genau war ihm seine Motivation nicht klar; Kollege Bergen war in seinen Augen immer noch ein Stinkstiefel ersten Ranges. Aber Alvermann und die van Laack hatten sehr deutlich gemacht, dass er in Bezug auf Bergen etwas gutzumachen hatte. Also dann.

Masur hatte kaum geklopft, als Bergen auch schon die Tür öffnete und ihm förmlich das Schlüsselbund aus der Hand riss. Rasch ließ er die einzelnen Schlüssel durch seine Finger gleiten.

»Das ist alles? Fehlt da nicht vielleicht ein Schlüssel?«

»Vielleicht?«

»Ja, ich meine, dass es doch sein könnte. Wenn ich an Alvermanns Zimmer denke – da geht es doch drunter und drüber, nicht wahr?«

»Ist aber nicht, nichts abgefallen, gar nichts, kein bisschen, Herr Kollege, alles dran!«

Bergen schien enttäuscht. Er legte das Bund in einen Pappkarton, auf dem »Trüstedt« stand. Als er sich wieder zu Masur umdrehte, schien er sich beruhigt zu haben. Er musterte Masurs Kleiderordnung, insbesondere die roten Turnschuhe.

»Ich habe gerade Tee gekocht. Darf ich dir eine Tasse anbieten?«

Du hast etwas gutzumachen, Junge.

»Gern, Kollege, eine Tasse Tee ist doch immer sehr beruhigend.«

Bergen stellte zwei Tassen auf den Tisch, Zucker, Milch und Teegebäck. Das letzte Zusammentreffen erwähnte er mit keinem Wort.

»Setz dich, Kollege. Vielen Dank, dass du dir die Mühe machst. Ja, wir sind jetzt ein gutes Stück weiter, nicht wahr? Trüstedt ist kein so unbeschriebenes Blatt mehr. Was uns gewundert hat, war, dass ihr so recht ja noch nichts hattet, am Mittwochmorgen. Nun, da sieht es inzwischen erfreulicher aus.«

Masur hatte heftig mit dem Kopf genickt und ordentlich zugegriffen; das Teegebäck war erste Sahne.

»Setz du dich ruhig auch, kostet das gleiche Geld.«

»Wie? Ach so. Ja, also, wir haben das Unterste zuoberst gekehrt und wirklich nichts ausgelassen.«

Masur hatte sich Bergen noch ein wenig rühmen lassen, wollte dann zum Schluss aber unbedingt den Namen des Therapeuten von Frau Wanders wissen.

»Diesen holländischen Namen, wie Matjes oder so ähnlich. Den müsst ihr doch inzwischen haben.«

»Frau Wanders ist Niederländerin, das ist richtig. Sie spricht vorzüglich deutsch, mit einem leicht niederländischen Akzent.«

»Den Namen des Therapeuten, Bergen, bitte sei so gut.«

»Der wiederum ist ein Pole. Sein Name ist Maciek Piecek, ganz einfach, und er weilt zurzeit in Urlaub, leider. Ob Friedrich Trüstedt sein Patient ist, wissen wir noch nicht. Und aufgrund der therapeutischen Schweigepflicht werden wir vermutlich von dieser Quelle nur wenig erfahren, nicht wahr? Ich persönlich halte es ja für richtig, den Patienten zu schützen, auch wenn es uns gewisse Barrieren in den Weg stellt. Dafür haben wir aber einen PC ausfindig gemacht, den er bei einem seiner Arbeitgeber, der Pharmafirma Hofmann, immer benutzt hat, und dort wiederum wurden wir fündig.«

Bergen, der sich nicht gesetzt hatte, sondern weiter vor Masur hin und her stolziert war, wippte auf den Zehenspitzen. Er hatte die Hände bei seinem kleinen Vortrag gefaltet.

»Seitdem wir an dem Fall arbeiten, nicht wahr, konnten wir die Ermittlungen ein gutes Stück vorantreiben.«

Masur war beeindruckt. Er beglückwünschte sich, dass er gegen Bergen so ausfällig geworden war.

Als er sich verabschiedete, hielt ihm Bergen zuvorkommend die Tür auf, und Masur marschierte aus dem Zimmer, nachdem er sich den Rest vom Teegebäck in die Taschen gestopft hatte.

Du lieber Himmel, dachte er, da ist in der frühen Kindheit aber heftig was danebengegangen.

Bergen holte sich das Schlüsselbund wieder aus dem Karton. Er war sich so sicher gewesen, auf einen Schlüssel zu einem Schließfach, zu einer Zweitwohnung oder zu weiß Gott was zu stoßen. Nichts, nur die Schlüssel zu Trüstedts Wohnung. Er musste irgendwo doch noch einen Ort gehabt haben, an dem er Papiere, Briefe, Behördendokumente, eben persönlichen Kram aufbewahrte. Er vertiefte sich wieder in die Protokolle der Kollegen aus Aldenburg. Nun, er hatte den Trüstedt-Fall so weit im Griff. Seine Art, systematisch zu arbeiten und sich nicht

beirren zu lassen, führte letztlich immer zum Erfolg.

Die Pharmafirmen, für die Trüstedt als Übersetzer tätig gewesen war, hatten mit ihren Herren Rechtsanwälten versucht, ihre Türen geschlossen zu halten. Bei Hofmann indes hatte Trüstedt einen eigenen Arbeitsplatz gehabt. Bergen war es mit Gerichtsbeschluss gelungen, hier einzudringen und den PC des Getöteten zu beschlagnahmen. Es hatte gelohnt, nicht locker zu lassen. Er hatte Schlechtriems beste Leute bekommen, um den Computer zu knacken. Im Ordner »Privat« fanden sie unter »Korrespondenz« Briefe, die sie ein ordentliches Stück weitergebracht hatten.

Trüstedt, offensichtlich der Besitzer eines Gutshofs in Norddeutschland, hatte an den Pächter geschrieben und sein Kommen angesagt. Er überlege, den Hof wieder zu übernehmen und wolle über einen möglichen Termin sprechen. Er hatte keine Antwort bekommen und in einem weiteren Brief nur noch seine Ankunft mitgeteilt. Danach war es ein Leichtes gewesen, die Stationen der Reise an die Elbe nachzuvollziehen, die er kurz vor seinem Tod unternommen hatte. Die Kollegen aus dem Norden hatten ganze Arbeit geleistet und Bergen die Vernehmungsprotokolle zugeschickt. Trüstedt war von der alten Anna Seefeld erkannt worden, die früher auf dem Gutshof gearbeitet hatte. Sie hatte ihn gar nicht gehen lassen wollen und ihn in ihr Haus gelotst. Erst als er ihren Kaffee getrunken und ein Stück Kuchen gegessen hatte, durfte er los. Er wolle auf dem Hof mal nach dem Rechten sehen, und sie hatte ihn darin bestärkt. Da gehe es nicht rechtens zu, man höre und sehe niemanden von den Bewohnern im Dorf.

Und dann war eine gute Woche später der Gutshof bis auf die Grundmauern abgebrannt, ein mehr als denkwürdiges Zusammentreffen. Bergen hatte gewusst, dass das kein Zufall

war.

Und auch Frau Seefeld hatte sich im ganzen Dorf über dieses Zusammentreffen ausgelassen:

»So ein Zufall aber auch, das gibt es doch nicht. Da spaziert der Junge nach Jahrzehnten durch das Dorf, und wenig später brennt der Hof runter bis auf die Grundmauern. Wie ist das denn nur möglich? Da hat doch der Teufel seine Hand im Spiel, das hat er wohl.«

So und ähnlich verbreitete sich Anna Seefeld über diesen merkwürdigen Zufall, der ihr einfach nicht aus dem Kopf wollte. Auf diesem Weg hatten auch die Brandermittler von dem Besuch erfahren. Und nachdem sie mehrere Brandsätze gefunden hatten, waren sie zunächst der Meinung gewesen, einem Versicherungsbetrug auf die Spur gekommen zu sein. Als dann der als Suizid getarnte Mord an Friedrich Trüstedt bekannt wurde, machte sich die Kripo auf die Suche nach möglichen Erben. So kam eins zum anderen, und Bergen hatte, wie gesagt, die Fäden in der Hand, nur leider keinen Hinweis auf einen zweiten Ort.

Die Täter hatten gründlich gearbeitet. Das Feuer hatte nur wenig Verwertbares übrig gelassen. Die Menschen, die seit einiger Zeit auf dem Hof gelebt hatten, mussten rechtzeitig verschwunden sein, sodass zum Glück niemand zu Schaden gekommen war. An den Pächter heranzukommen, erwies sich als unmöglich: Seine Berliner Firma, an die auch die Briefe von Trüstedt gerichtet waren, stellte sich als Briefkastenfirma heraus.

Bergens Zusammenarbeit mit den Aldenburgern war äußerst zufriedenstellend gewesen, und so war er zuversichtlich, dass es am nächsten Tag endlich zu einem Durchbruch kommen würde. Er sollte von allen Papieren und Fotos, die nach dem

Brand sichergestellt und rekonstruiert werden konnten, Kopien zugestellt bekommen. Und dann würde sich hoffentlich klären, warum Friedrich Trüstedt getötet und bald darauf der Hof abgefackelt worden war.

Die Fortbildung zum Thema pädosexuelle Straftäter war für Mittwochabend achtzehn Uhr angesetzt worden. Nach Dienstschluss war Bulleken eine Runde durch den Park gelaufen, und anstatt jetzt irgendwo noch etwas trinken zu gehen, lenkte er seine Schritte wieder in Richtung Präsidium.

Er war jetzt schon das zweite Mal kurz hintereinander für eine Fortbildung ausersehen worden, und er begriff allmählich, dass es sich nicht um eine Auszeichnung handelte, sondern dass die anderen sich auf seine Kosten drückten.

Kurz nach achtzehn Uhr betrat er den Konferenzraum. Das Thema schien nicht auf großes Interesse gestoßen zu sein.

Alle Beamten von der Kriminalinspektion eins hatten eine Einladung erhalten, und nur vier Frauen saßen da und unterbrachen ihr Gespräch, als er eintrat.

»Na, Kollege? Ist das zu fassen? Da wagt sich ein Mann in diese Fortbildung. Du wirst sicher der einzige bleiben, wollen wir wetten?«

Wenig später erschien die Vortragende, eine Frau um die vierzig, die forsch in den Raum trat. Sie stutzte einen Moment, als sie die kleine Gruppe sah, lächelte etwas mühsam und stellte sich vor. Ihr Name sei Barbara Fricke, sie arbeite in einer Gruppe mit, die Psychotherapie für pädosexuelle Straftäter anbiete, und informierte dann über den Ablauf des Abends. Als keine Fragen oder Vorschläge kamen, bat sie die Anwesenden um eine kurze Vorstellung:

»Sie sind ja nun nicht so viele. Umso intensiver wird vielleicht der Abend.«

Frau Fricke holte Unterrichtsmaterial aus ihrer Tasche und

verteilte die Unterlagen.

»In der therapeutischen Arbeit mit pädosexuell orientierten Männern«, begann Frau Fricke ihren Vortrag, »die gegenüber Kindern sexuell übergriffig geworden sind, geht es uns darum, ihre verzerrte Wahrnehmung aufzulösen. Diese Männer nehmen Kinder in ihrem Denken verzerrt wahr, sodass es zu einer Vielzahl von falschen Bewertungen und willkürlichen Schlussfolgerungen kommt, die bei dem Täter zu einer Fülle von Rechtfertigungen der sexuellen Handlungen führt.«

Da muss man schon ganz schön verzerrt wahrnehmen, dachte Bulleken, *wenn man das nicht mitkriegt, was man da anstellt, du lieber Himmel.* Er guckte sich die Unterlagen an. Na, Gott sei Dank, er hatte alles auch schwarz auf weiß.

Und weiter ging es. Die Frauen stellten hin und wieder Fragen, Bulleken hielt sich zurück. Nach einer Stunde endlich die erste Pause.

»Na, Kollege, interessant, oder?«, fragte ihn eine der Frauen, die ihn durch ihre Brille aufmerksam betrachtete. »Unsere Täter auch mal von dieser Seite zu betrachten ... Schade, dass nur so wenige gekommen sind, so wenige Männer vor allem. Finde ich gut, dass Sie hier sind, das baut meine Vorurteile ein wenig ab.«

»Welche Vorurteile?«

»Dass Männer immer schon alles wissen und nie in Fortbildungen kommen – es sei denn, sie müssen.«

Bulleken lächelte angestrengt und ging mit ihr nach draußen in den immer noch wundervollen Maiabend.

Nach der Pause ging es weiter mit Statistiken und Erfahrungswerten zu einer möglichen Entwicklung der pädosexuellen Ausrichtung. Bullekens Interesse ließ langsam nach, außerdem wurde er müde.

Womit muss ich mich hier in meiner freien Zeit rumschlagen, grübelte er und verwünschte Alvermann. *Ich will das alles gar nicht wissen, ich will die Kerle vom Stettnerpark in den Knast bringen, egal, wie verzerrt die wahrnehmen.*

Seine Gesprächspartnerin von vorhin wollte wissen, wie es sich bei diesen Männern mit der Gewaltbereitschaft verhalte.

»Diese Männer wollen eine Beziehung und sind keine Vergewaltiger. Das heißt, natürlich gibt es die *auch* in dieser Gruppe.«

Nach einer weiteren Pause berichtete Frau Fricke über die Therapie. Bulleken konnte sich nicht vorstellen, dass Männer im Kreis saßen und darüber ins Gespräch kamen, wie sie neulich noch Sex mit einem Kind hatten. Und tatsächlich schien es am Anfang genau darum zu gehen, Voraussetzungen zu schaffen, dass sich die Teilnehmer in der Gruppe emotional sicher fühlten. Nur dann entwickle sich bei ihnen die Bereitschaft, sich dem Therapeuten gegenüber zu öffnen und sich später auch zu beteiligen, wenn das sogenannte Deliktszenario anderer Gruppenmitglieder im Mittelpunkt stehe. Schritt für Schritt übernahmen die Gruppenmitglieder die Rolle der Fragenden, und sie würden die Probleme, Kniffe und Täuschungen ihrer Gruppenkollegen oft besser kennen als der Therapeut und seien oftmals imstande, ihren Gruppennachbarn weitaus einfühlsamer und treffender zu konfrontieren. So entwickle sich die Gruppe oft als Zufluchtsort, weil es nur hier möglich sei, sich als der zu zeigen, der man sei.

Und so weiter und so fort, Frau Fricke kam richtig in Fahrt. Bulleken war erleichtert, als die Vortragende ihr Pulver verschossen hatte, weit vor der Zeit. Es reichte einfach. Immerhin hatten alle einen mehr oder weniger harten Arbeitstag hinter sich, bis auf Frau Fricke vielleicht, die enttäuscht schien,

dass keine Fragen mehr gestellt wurden.

Gegen einundzwanzig Uhr trat er als freier Mann vor die Tür und sah zu, dass er Land gewann.

47 Jahre zuvor

Der schmale rotgoldene Streifen vergrößerte sich und war endlich auch über den Hügelkamm gekommen. Als das Licht die Dachziegel des Gutshofs erreichte, wurde die dünne Rauchfahne sichtbar. Aus den offenen Fenstern der Gutsküche war schon vor Stunden Topfgeklapper zu hören gewesen. Ein Mann in den Achtzigern, das Gesicht mit Rasierschaum bedeckt, öffnete eine Flügeltür im hinteren Teil des Hauses und betrachtete kritisch den Himmel. Seine Hosenträger waren vor der Brust mit einem geschwungenen Lederband verbunden, auf das der seit Generationen befolgte Wahlspruch der Trüstedts gestickt war: Tue recht und scheue niemand.

Der Alte hielt sich trotz seines Alters gerade. Brustkorb und Arme waren muskulös, und die Schultern zeigten die Hauttönung dessen, der bei Wind und Wetter im Freien arbeitete.

Sein Blick fing eine Gestalt ein, die sich gerade auf dem Fahrrad die Pappelallee zum Gutshaus hinaufquälte, bald jedoch abstieg und das Rad führte.

»Sieh an, sieh an, das konnte er früher besser. Zu viel Pasteten und die Fleischeslust«, brummte der Alte vor sich hin und dachte nicht ohne Neid an die Haushälterin des Pfarrers, eine stattliche Person, die des Nachts, so wurde im Ort gemunkelt, gern ihr Bett verließ, um ein anderes aufzusuchen.

Die Pappelallee zog sich über etliche Kilometer bis zum Gutshof hin. Während sie am Anfang ihres Weges und den größten Teil recht schmal blieb, öffnete sie sich zum Ende hin zu den Stallungen und Scheunen. Hier hatten viele Winter und

Sommer das Holz ausgebleicht, das Fachwerk bog sich unter der Last des Daches.

Der Alte sah dem Pfarrer zu, der sein Fahrrad neben dem Pferdestall abstellte und die letzten Meter zu Fuß ging.

»Na, da werden wir draußen feiern können; das Wetter hält sich, Hochwürden. Gehen Sie nur immer in die gute Stube, die Frauenzimmer erwarten Sie bereits. Lassen Sie sich einen Wacholderschnaps geben. Er ist noch besser als der vom letzten Jahr«, stellte er zufrieden fest und schloss die Tür.

Mit kräftigen Bewegungen zog er sein Rasiermesser mehrmals über das Schleifband und rasierte sich rasch fertig.

Bevor er seinen heutigen Arbeitsplatz aufsuchte, begrüßte er die sieben oder acht Frauen, die bei den Vorbereitungen für das Taufessen befanden: alle Tiegel, Töpfe, Kasserollen, Pfannen und Kessel schienen ihren angestammten Ort verlassen zu haben. Dutzende Eier und Mehl wurden zu Teig verarbeitet, Saucen angerührt, Süßspeisen vorbereitet und Unmengen von Gemüse geputzt. Einen Moment betrachtete der Alte das geschäftige Hin und Her. Er griff sich ein paar Kirschen, steckte eine in den Mund und spuckte den Kern auf den Küchenboden.

»Na, Frauensleute, dass es mal nur nicht zu wenig wird.«

Als er seine Schwester Lene entdeckte, die er seit Kindertagen verabscheute, wütete er gleich los:

»Sieh zu, dass du den Frauen nicht im Weg stehst, und bring mir was zu essen rüber. Nur etwas Brot und Sülze.«

»Nein? Dann vielleicht etwas von der guten Fischpastete?«

»Herrgott«, tobte er los und warf mit den restlichen Früchten nach seiner Schwester: »Du wirst auch immer tauber, du blödes Ding. Nur Sülze, keine Fischpastete!«

Aufgebracht knallte er die Tür hinter sich zu und setzte seinen Weg fort. Wie sein Vater dieses Weib nur immer hatte bevorzugen können.

Bald blieb er stehen, um über die Ebene nach Westen zu schauen. Am Horizont war gerade noch ein Ausläufer des Waldsees zu erkennen. Sechs von den großen Reusen hatte er dort gestern Abend mit Friedrich ausgelegt. Beide hatten sie ein paar Gläser zu viel getrunken, und der schwere Holzkahn war in der Dunkelheit immer wieder ins Schwanken geraten. Seine Angst nicht verhehlend, hatte er den Jüngeren ermahnt:

»Junge, nun mach mal langsam, sonst geschieht noch ein Unglück. Dass du auch nie schwimmen gelernt hast!«

»Sagt einer, der's auch nicht kann!«

Friedrich hatte gelacht, die Ruder aber langsamer durchs Wasser gezogen.

Zum Abend mussten die Reusen eingeholt werden. Das konnte Friedrich ohne seine Hilfe.

Der Alte ging weiter und pfiiff die Melodie seines Lieblingsmarsches, wobei er seinen Gang immer mehr dem Rhythmus anpasste. Zu guter Letzt marschierte er stramm wie ein Gardeoffizier über den Hof.

»Scheint gute Laune zu haben, der alte Trüstedt, obwohl er gestern Abend ordentlich ins Glas geguckt hat.«

»Das hat dem noch nie was ausgemacht. Außerdem freut er sich immer, wenn's so weit ist, richtig gruselig. Mir wird schon schlecht, bloß beim Geruch.«

Die beiden Mägde blickten dem Alten hinterher, der zielstrebig auf die Tür der Abseite zumarschierte.

Die Frauen hatten recht. Der Alte hatte gute Laune und freute sich auf den Tag, der vor ihm lag. Er schlachtete, zerstückelte,

zersägte und weidete mit wahrer Leidenschaft aus.

Jetzt hatte er sein Ziel erreicht und schloss die Tür auf. Fast zärtlich betrachtete er die ausgebluteten Wildkadaver und griff zum Schlachtmesser. Während er mit sicheren Schnitten die Tiere zerlegte, dachte er an seinen erstgeborenen Sohn, der Vater geworden war.

In diesem Raum hatte er vor fast vierzig Jahren versucht, seinen Sohn für das Schlachthandwerk zu interessieren. Die Hitze stieg immer noch in ihm hoch, wenn er daran dachte, wie sehr er enttäuscht worden war. Er hatte den Sohn an die Stalltür binden müssen, damit er nicht weglief. Und als er ihm einmal Messer in die Hand gegeben hatte mit der Aufforderung, dem Lamm, das er zwischen seinen Knien festhielt, die Kehle durchzuschneiden, hatte der das Messer fortgeworfen und war weinend davongelaufen. Man hatte ihn abends suchen müssen; von allein war er nicht nach Hause gekommen. Dafür war der Zweitgeborene, um den er sich bis dahin wenig gekümmert hatte, später zu ihm gekommen und dem Vater zur Hand gegangen wie ein Mann.

Immerhin, jetzt hatte die Frau seines Erstgeborenen einen Erben zur Welt gebracht. Dafür musste man dankbar sein, dass er sich zumindest als ganzer Mann zeigte, was das Zeugen von Nachkommen anging.

Das Taufkleid hatte mit den Jahren gelitten. Die Spitzenborte waren unansehnlich geworden, hier und da zerrissen. Die Großtante des Täuflings, Magdalene Trüstedt, hatte mit Mühe die schlimmsten Mängel behoben.

Der Täufling verschlief die Zeremonie. Wie hingegossen lag er in den Armen seines Paten Friedrich Trüstedt. Nur einmal öffnete er kurz ein Auge, als ihm das kalte Taufwasser in den verschwitzten Nacken lief, aber es reichte nicht, ihn zu wecken.

»... und so taufe ich dich auf den Namen Eduard Friedrich Trüstedt.«

Neun Jahre später

Er bog um die Ecke der Scheune und blieb stehen, um abzuwarten, ob ihm jemand gefolgt sei. Als er sicher war, allein zu sein, bückte er sich und griff in eine Öffnung am Boden neben der Holzwand. Behutsam holte er eine Schachtel hervor, ein Geschenk seines Vaters. Er fuhr mit dem Zeigefinger über die geschnitzten Initialen *E*, *F* und *T*, die sich auf dem Deckel befanden. Dann öffnete er die Schachtel. Zuerst sah er nur das Gras, das er am Abend zuvor erneuert hatte. Mit dem Zeigefinger hob er es ein wenig an und sah die beiden Käfer. Einer bewegte sich, als er ihn mit dem Finger berührte, er krabbelte auf seine Hand, machte aber keine Anstalten, davonzufliegen. Der andere, der mit den wenigen Punkten, rührte sich nicht, auch nicht, als er unsanft auf den Fußboden gesetzt wurde.

»Komm, beweg dich«, sagte der Junge drohend und stieß mit dem Fuß zu. Als nichts geschah, zertrat er den Käfer. Den anderen setzte er vorsichtig in die Schachtel zurück. Er würde ihn »Fünfer« nennen, weil er fünf schwarze Punkte auf dem Rücken hatte. »Fünfer«, flüsterte er, »hab keine Angst, ich tue dir nichts.«

Da knarrte die große Holztür vom Haupthaus. Er hörte seinen Namen rufen: »Edu, komm, Abendbrot ist fertig!«

Er wusste, wer heute Abend zu Besuch gekommen war und mit am Tisch saß. Er würde sein Essen nicht hinunterbekommen, und die Mutter würde vorwurfsvoll gucken oder, schlimmer noch, traurig sein.

Eduard gab nach drei Bissen auf.

»Du isst doch so gern Forellen, Junge. Was ist bloß wieder mit

dir los, hm? Komm, mir zuliebe!«

»Ich hab Bauchschmerzen, ich geh noch an die Luft.«

»Tu das, lieber Junge, frische Luft macht die Wangen rot. Und du weißt ja, scheue recht und tue ...«

Ein Wandern im Nebel, helle und dunkle Schatten, ein Versuch, der mit einem törichtem Blick ins Nichts endete.

Die Großtante Lene, deutlich älter geworden, betrachtete liebevoll ihren Neffen.

»Das wird schon. Ein Trüstedt lässt sich nicht unterkriegen.«

Als er später in seinem Bett lag, nahm er die große Tafel Nusschokolade in die Hand. *Du Dreckskerl*, sagte er immer wieder. Dann riss er die Verpackung auf und schlang Stück für Stück gierig hinunter. Heute blieb der Ekel, wurde noch durch die Mengen Kakao und Zucker verstärkt. Er spürte, dass er sich würde übergeben müssen, und lief mit nach hinten geneigtem Kopf und Oberkörper den Flur entlang zur Toilette.

»Junge, was ist denn los, was ist mit dir?«

Seine Mutter war in ihrem Schlafzimmer und sah ihn durch die offene Tür vorbeilaufen.

»Du solltest schon längst schlafen und nicht über den Flur tanzen.«

Er hörte die Mutter lachen, wahrscheinlich hatte er lustig ausgesehen. Er schloss die Tür hinter sich ab und schaffte es, sich gerade rechtzeitig über die Kloschüssel zu beugen, bevor in einem widerlichen Gemisch Schokolade, Sperma und die wenigen Fischbrocken vom Abendbrot aus ihm herausflossen. Danach fühlte er sich leer, und das war besser als angefüllt zu sein mit dem Dreck.

Am Anfang hatte er geweint, wenn der Onkel da gewesen war, und hatte die Schokolade fortgeworfen, hatte sie tief im Müll

versteckt. Inzwischen aß er sie auf, die ganze Tafel, und weinte schon lange nicht mehr.

Er wollte nicht mehr in sein Bett zurück und ging in das Zimmer seines Vaters. Er schloss leise die Tür und tastete sich durch die Dunkelheit zum Bett, um die Nachttischlampe anzuknippen. Das Zimmer sah bei Licht so aus wie immer und war ihm doch ganz fremd. Und der Sekretär des Vaters hatte eine Staubschicht. Eduard schrieb mit dem Finger »Papa« in den Staub – und dann noch »komm doch wieder«.

Er dachte an die vielen Male zurück, als er den Sekretär des Vaters untersucht hatte und auf die Geheimfächer gestoßen war. Damals hatte er sich dem Vater überlegen gefühlt, der glaubte, er könne seine Geheimnisse auf die Art vor ihm verstecken. Er wünschte jetzt, er hätte dem Vater nicht hinterherspioniert.

Eduard wollte nicht nachdenken, er wollte sich in Vaters Bett legen. Und er wollte so tun, als wartete er und als könnte es gar nicht mehr lange dauern, bis die Schritte seines Vaters auf der Treppe zu hören sein würden. Er wickelte sich in die Decke, die sein Vater immer in Ehren gehalten hatte, weil sie schon seinem Vater gehört hatte.

Im Traum war sein Vater wieder da und lag neben ihm im Bett. Es war so wie früher, warm und sicher. Doch dann rief der Vater mit donnernder Stimme nach dem jüngeren Bruder, Eduards Onkel. Und als der vor dem Bett stand, musste er auf Geheiß des Vaters auf allen vieren zu der Schachtel mit dem einen Käfer kriechen und war plötzlich so klein, dass er da hineinpasste. Die Schachtel öffnete sich von allein, und der Onkel musste hineinkriechen. Dann schloss sie sich, und der Hund vom Hof nebenan sprang durchs Fenster ins Zimmer. Vor dem hatten ja alle Kinder Angst, weil er ständig an seiner Kette

zerre und gefährlich aussah, sobald man in seine Nähe kam. Der schnappte sich die Schachtel und sprang mit ihr im Maul aus dem Fenster. Und als Eduard zufrieden zu seinem Vater hochblickte, hatte der schwarze Punkte im Gesicht und war ein Marienkäfer.

Seine Mutter weckte ihn am nächsten Morgen. Sie saß neben ihm auf dem Bett; er wusste nicht, wie lange schon. Sie strich durch sein Haar und sagte, dass sie ihn beide vermissten und dass sie zusammenhalten müssten – für einen alleine sei es zu schwer.

Es hatte angefangen, als er wegen eines Einsers in Rechnen mit dem Onkel zum Fischen fahren durfte, über ein ganzes Wochenende. Er hatte sich gefreut, seinen Rucksack gepackt und stolz die neue Angelrute in den Kofferraum gelegt. Wenn er mit dem Onkel ein ganzes Wochenende zum Fischen fahren durfte, dann war er groß, das stand fest. Er hatte etwas gefangen, der Onkel nichts. Voller Stolz hatte er mit Onkels Hilfe den großen Fisch geschuppt, ihn auf einen Stock gesteckt und dann über einem Feuer draußen vor der Hütte gegart. Nach dem Essen konnte er selber entscheiden, ob er sich die Zähne putzen wollte. Nur die Hände musste er waschen und die Teller im See spülen. Als er nach diesem schönen Tag fast eingeschlafen war, hatte der Onkel sich zu ihm gelegt. Zuerst hatte er noch gelacht und gesagt, der Onkel solle in sein eigenes Bett gehen, er rieche so stark nach diesem Rasierwasser, diesem komischen Zeug, dessen Geruch an Weihnachtsplätzchen erinnere, und dabei sei doch noch gar nicht Weihnachten. Dann war ihm das Lachen vergangen.

Er hatte einmal versucht, der Mutter davon zu erzählen. Der Onkel sei so komisch, er wolle am Wochenende nicht mehr zu ihm fahren. Da hatte die Mutter wieder traurig ausgesehen. Und

etwas später hatte sie gesagt: »Eben *weil* er so komisch ist, hat Papa doch gesagt, wir sollen uns um den Onkel kümmern, weißt du nicht mehr? Er hat sich Sorgen um ihn gemacht, hat sich gedacht, was sein wird, wenn er nicht mehr da ist und auf ihn aufpassen kann.«

Seit damals hatte er es nie wieder versucht.

Eduard saß auf einem Birnbaum, einem der vielen, die rechts und links in langer Reihe den kleinen Fahrweg begrenzten, der ins Dorf führte. Von hier aus hatte er eine gute Sicht auf die Chaussee und auf Fahrzeuge, die von dort auf den Fahrweg abbogen. Seine Großmutter hatte sich angekündigt. Sie sollte für die Ferien zu ihnen kommen. Ein Nachbar war morgens in die Stadt gefahren und wollte sie am Abend mitbringen. Eduards Mutter hatte entschieden, sich von ihrem Blinddarm zu trennen. Sie hatte Eduard von der Operation erzählt und ihn so weit beruhigt, dass er nun voller Freude auf die Großmutter wartete. Sie kochte ihm bestimmt wieder seine Lieblingssessen, falschen Hasen und rote Grütze, oder, noch besser, Suppe mit Birnen und Klößen. Und wenn sie da war, ließ sich der Onkel nicht blicken.

Als er ein Auto von der Chaussee abbiegen sah, kletterte er so schnell er konnte vom Baum herunter und lief über die Wiese zum Hof.

»Mama, sie kommen! Die Oma kommt, Mama, jetzt komm schon raus!«

Lachend erschien die Mutter und stellte sich zu Eduard.

Sie hatte zwei Küchentücher mitgebracht und gab eines ihrem Sohn. Beide winkten um die Wette, als der Wagen vorfuhr.

»Das ist mir ja ein feines Empfangskomitee. Na, Edu, was habe ich wohl hier in der Tasche, hm?«

Die Großmutter hielt eine große schwarze Tasche hoch und

sah dabei äußerst zufrieden aus. Eduard sprang hoch, und als er die Tasche zu fassen bekam, ließ die Großmutter los. Eduard stellte sie auf den Boden. Er solle vorsichtig sein, ganz vorsichtig.

Zum Vorschein kam ein Karton, in den ein paar kleine Löcher geschnitten waren. Eduard schaute seine Mutter an: Wusste sie, was in dem Karton war? Sie sagte nichts, und so hob er den Deckel des Kartons ab.

Zwischen Salatblättern saß eine kleine Schildkröte, die langsam den Kopf in ihren Panzer zurückzog, als Eduard ihn mit dem Finger berühren wollte.

Eduard war sprachlos vor Staunen. So ein Tier kannte er nur aus Büchern. Es sollte ihm gehören, ihm ganz allein, und er war verantwortlich für das Tierchen, wie die Mutter betonte.

Die Großmutter musste genau berichten, was sie vom Händler erfahren hatte über Futter und Haltung. Es sei eine Landschildkröte aus Griechenland. Sie könne uralt werden, wenn sie artgerecht gehalten würde.

Die Mutter war bereits drei Tage im Krankenhaus, und Eduard bekam jeden Tag sein Lieblingsessen. Die Operation war gut verlaufen. Eduard wollte am Wochenende mit der Großmutter in die Stadt fahren und die Mutter besuchen. Sie würden dann in der Wohnung der Großmutter übernachten und am nächsten Tag wieder zurückfahren. Der Onkel sollte sie zum Zug bringen. Er hatte sich bisher nicht blicken lassen.

Natürlich musste die Schildkröte mit. Eduard hatte sie Paul genannt, der Schildkrötenname schlechthin, wie Oma meinte.

Der Besuch in der Stadt war ein großes Abenteuer. Wohin es auch ging, Paul war immer mit dabei. Aufregend war ein Besuch im Zoo. Eduard wollte Paul seine Verwandten zeigen. Die riesigen Landschildkröten, auf denen man sogar reiten

konnte, schienen Wesen aus einer anderen Zeit zu sein. In einer Ecke tummelten sich auch Dutzende Schildkröten in Pauls Größe. Eduard setzte Paul mitten unter sie, sie sollten zusammen spielen. Für wenige Schrecksekunden wusste er nicht mehr, welches der Tiere seins war. Oma fand Paul jedoch ohne Schwierigkeiten heraus; sie behauptete, ihn zweifelsfrei an den zwei schwarzen Punkten am Rand seines Panzers wiedererkannt zu haben.

Der Besuch im Krankenhaus war kurz. Der Mutter ging es noch nicht gut: Sie war blass und schien Schmerzen zu haben. Eduard hatte von seinem Taschengeld Blumen gekauft und sie auf das Bett der Mutter gelegt. Das kräftige Blau der Glockenblumen sprang ihm fast schmerzhaft ins Auge angesichts des abgezehrten weißen Gesichts. Plötzlich meinte er das Gesicht seines Vaters kurz vor dessen Tod zu sehen, und er verspürte einen solchen Schmerz im Bauch, dass er sich auf dem Stuhl am Bett der Mutter zusammenkrümmte.

»Ich glaube, wir gehen jetzt und lassen dich allein. Eduard muss noch Salat kaufen für Paul. Ruf an, wenn du weißt, wann du entlassen wirst.«

Der Onkel holte sie vom Zug ab, und wie auf der Hinfahrt sprach Eduard kein Wort mit ihm außer der Begrüßung und ein kurzes Ja oder Nein auf Fragen des Onkels.

»Hör mal, Gerti, es geht nicht, dass der Junge nur immer mit Frauen zusammen ist. Ihm fehlt der Vater. Er blockiert ja regelrecht, sobald ein Mann auftaucht, selbst wenn es sein Onkel ist. Lass die beiden mehr zusammen unternehmen, das hilft dem Jungen.«

»Ich weiß nicht, Mutter. Eduard ist irgendwie komisch, wenn er mit Friedrich zusammen war, und ...«

»Ja, eben, das meine ich ja, er muss einfach Zeit haben, sich

mit einem Mann auseinanderzusetzen.«

Eduard erfuhr in den nächsten Tagen von seiner Mutter, der Onkel habe sich angeboten, Eduard für ein paar Tage mit zum Fischen zu nehmen. Ob er sich freuen würde. Den Fisch würde der Onkel dann mitbringen, und die Oma könnte wieder mal ihre Fischsuppe mit Klößen kochen.

Ja, hatte Eduard nur gesagt, und dass er auf jeden Fall Paul mitnehmen würde.

Schon am ersten Abend war das Schlimme geschehen: Paul war verschwunden. Eduard erinnerte sich genau, die Zigarrenkiste auf die Holzbank gestellt zu haben. Er war verzweifelt. Mehrmals durchsuchte er die Hütte, Paul blieb verschwunden. Nach dem Abendessen bat Eduard den Onkel, ihm bei der Suche zu helfen. Paul habe noch keine frischen Salatblätter bekommen, er würde bestimmt verhungern.

»Vielleicht weiß ich ja, wo Paul ist. Wenn du ein bisschen nett zu mir bist, dann hast du ihn bald wieder.«

Eduard bekam gleich Bauchschmerzen, aber er versprach, nett zu sein, und fragte, ob er Paul dann nicht schon gleich wiederhaben könnte. Nein, meinte der Onkel, erst später ...

Vor dem Schlafengehen sollten noch die Reusen raus, damit es am nächsten Tag nicht an Grillfisch mangelte.

Schweigend gingen beide zum Ruderboot. Es war ein herrlicher Abend, noch mild vom Tag, dennoch kroch in die Wärme bereits die erste Nachtkühle. Eduard dachte an seinen Vater, der diese Tageszeit geliebt hatte.

»Merkst du, Edu, wie die Sonnenwärme noch nicht aufgibt? Aber warte nur, wie die Nachtkühle gleich auf dem Wasser zunehmen wird. Komm, nimm meinen Pullover um die Schultern.«

Er hörte die Stimme seines Vaters so deutlich, als ginge er

neben ihm und als könne er gleich den Pullover des Vaters auf den Schultern fühlen, mit dem typischen Vatergeruch nach Zigarre oder Pfeife.

Immer waren er und der Vater gemeinsam hinausgefahren, weil einer alleine die Reusen nicht auslegen konnte. Er, Eduard, hatte gerudert, während der Vater die Netze ins Wasser gelassen hatte, akkurat geradeaus gerichtet, damit die Fische in die Eingangsschlitze fanden.

Der Onkel hatte es besonders auf Schleie abgesehen, die er gern aß. Er ruderte in ein Seerosengebiet, wo er regelmäßig anfütterte. Nachdem er den ersten Holzstecken tief im Wasser versenkt hatte, gab er Eduard das Kommando: »... und los«, während er das Reusennetz Stück für Stück ins Wasser gleiten ließ.

Eduard war nicht bei der Sache; er dachte an seinen hungernden Freund. Er war doch sein Beschützer und hatte versagt. Wieder und wieder ging er in Gedanken alle Möglichkeiten durch. Wo hatte er bloß noch nicht gesucht?

Der Onkel hatte sich weit aus dem Kahn gebeugt, um den zweiten Stecken in den Grund des Sees zu stoßen, als das Unglück geschah. Eduard hatte die beiden Ruder nicht gleich tief eingetaucht, und als er nun die Ruderblätter durch das Wasser zog, kippte der Holzkahn schwer zur Seite. Der Onkel verlor das Gleichgewicht und schien einen Moment lang in der Luft zu schweben, bevor er mit einem merkwürdigen hohlen Laut ins Wasser stürzte. Eduard hatte sich erst erschreckt aufgerichtet. Dann setzte er sich wieder und starrte auf die Unglücksstelle. Es war dunkel, nur die schmale Mondsichel erhellte die Oberfläche ein wenig. Anfangs konnte Eduard den Kopf des Onkels immer wieder über der Wasseroberfläche sehen. Er schien sich in etwas verfangen zu haben, vielleicht in

der Reuse oder in den Seerosen. Er rief Eduard zu, er solle näher an ihn heranrudern, wurde immer wieder unterbrochen von gurgelnden Geräuschen, wenn er mit dem Kopf unter Wasser geriet. Eduard ruderte von ihm fort. Er sah zu, wie der Kopf des Onkels immer häufiger unter Wasser verschwand. Eduard fühlte keine Angst, er fühlte gar nichts.

Etwa zehn Minuten später vertäute er den Kahn am Steg. Er machte sich sofort auf die Suche nach Paul und fand ihn wenig später im Auto des Onkels im Kofferraum.

»Hast du Angst gehabt allein? Und Hunger hast du bestimmt auch. Der Dreckskerl, jetzt kann er dir nichts mehr tun. Ich bin ja da, ich bin ja da«, flüsterte Eduard.

Paul bekam frische Salatblätter, und seine Zigarrenkiste kam direkt neben Eduards Matratze zu stehen.

Alle Gedanken an dunkles Wasser, Seerosen und Reusen verbannte Eduard aus seinem Kopf. Er hörte noch ein wenig den Geräuschen aus der Kiste neben ihm zu und war irgendwann eingeschlafen.

Eduard und seine Mutter saßen im Wartezimmer der psychiatrischen Ambulanz. Eduards Lehrerin hatte die Mutter bereits mehrmals angerufen und sich besorgt gezeigt über die scheinbare geistige Abwesenheit des Jungen im Unterricht.

Zuletzt hatte sie die Mutter in die Schule bestellt.

»Wissen Sie, so geht das nicht mehr weiter. Der Sportlehrer hat große Probleme mit ihrem Sohn. Als er neulich dem Jungen Hilfestellung am Barren geben wollte, hat der nach ihm getreten und gespuckt. Später kam er nach Pausenende nicht in den Unterricht. Ich habe ihn in der ganzen Schule gesucht. Er saß zusammengekauert im Geräteraum der Turnhalle, versteckt hinter dem Mattenwagen. Ich hätte ihn nicht gefunden, wenn er nicht vor sich hin gemurmelt hätte. Er war nicht ansprechbar;

erst, als ich ihn berührte, schien er zu sich zu kommen und ist weggelaufen. Wir haben hier alle Verständnis für Eduard – erst der Tod des Vaters, dann jetzt sein Onkel unter so tragischen Umständen. Aber so, wie es aussieht, braucht er Hilfe. Ich habe Ihnen hier eine Telefonnummer aufgeschrieben.«

Eduards Mutter hatte lange gezögert. Warum sollte sie mit ihrem Sohn zu einem Psychiater gehen? Edu war doch nicht verrückt. Er war traurig und fühlte sich allein ohne Vater und Onkel. Und tragisch war natürlich, dass der Onkel während eines gemeinsamen Urlaubs ertrunken war. Seit dessen Tod hatte Edu nur noch wenig gesprochen, schlecht geschlafen und war immer dünner geworden. Das alles hatte sie noch nachvollziehen können. Vor ungefähr drei Wochen aber war sie noch spätabends in Edus Zimmer gekommen, weil er vergessen hatte, seine Johanniskrautropfen zu nehmen. Sie fand ihren Sohn leichenblass vor, seine Bettdecke voller Blut. Entsetzt hatte sie die Decke hochgehoben. Dann hatte sie lange weinend an seinem Bett gesessen, und er hatte ihr stockend und zitternd von den Verletzungen erzählt, die er sich mit Messern und Rasierklingen selber beibrachte.

»Warum?«, hatte die Mutter immer wieder gefragt. Edu hatte nicht antworten können.

Seitdem sprach er kein einziges Wort mehr.

Nun saß er neben der Mutter im Wartezimmer des Arztes. Der wollte mit Eduard allein sprechen und bat die Mutter, draußen zu warten.

Später sprach er mit der Mutter allein. Ihr Sohn sei sicher sehr verstört durch den letzten Todesfall. Offensichtlich fühle er sich irgendwie schuldig, dass er auf den Bruder des Vaters nicht besser aufgepasst habe. Eduard habe immer wieder davon gesprochen, dass er Paul habe retten wollen.

»Paul?«, fragte die Mutter.

»Hieß Ihr Schwager nicht Paul?«

Er blickte von der Zeitung auf und schaute durch die große Scheibe des »Rigoletto« auf die Straße. Auf der anderen Straßenseite stand Janne. Sie tat nichts, stand einfach nur da und schien nachzudenken, ging ein paar Schritte und blieb wieder stehen. Dann verschwand sie mit energischen Schritten aus seinem Blickfeld. Er stürzte zur Tür und lief quer über die Straße. Ein Wagen musste scharf bremsen; der Fahrer zeigte ihm einen Vogel und fuhr weiter. Er konnte es nicht glauben, Janne war verschwunden. Er suchte sein Handy in der Hosentasche und wählte ihre Nummer, während er zurück zum Lokal ging.

»Verdammt, Janne, du wolltest das Treffen. Ich habe dich gesehen, gerade. Wo steckst du?«

Er hörte nur ein Lachen, und dann hatte sie gleich wieder aufgelegt.

Er setzte sich an seinen Tisch. Dieses Lachen. Als er rausschaute, kam sie wieder in sein Blickfeld, überquerte die Straße und trat durch die Tür. Sie sah ihn und kam strahlend auf ihn zu, mit einem Strauß Osterglocken und Tulpen in der Hand.

Es war gut, dass sie da war. Sie drückte ihm den Strauß in die Hand und strich dann mit ihren Fingern vorsichtig über seine Lippen.

»Die mag ich so, weißt du?«, sagte sie.

Der Anfang konnte als gelungen betrachtet werden. Seine Hand schaffte es immer, ihre Haut zu berühren. Dann fragte sie irgendwann: »Fährst du noch nach Holland?«

»Nein«, sagte Alvermann und zwang sich, Janne in die Augen zu schauen.

Er kam sich vor wie ein Schwein.

»Wieso nicht? Ich meine, du hast mir sehr deutlich gemacht, dass dir das wichtig ist und dass du nicht darauf verzichten möchtest.«

»Hör auf, Janne, mich in die Ecke zu drängen. Ich habe dir gesagt, dass ich nicht mehr fahre, das muss reichen.«

»Ich überlege hin und her, wieso ich dir das nicht lassen kann. Es nimmt mir nichts, und ich mache auch Erfahrungen, die du nicht teilst.«

»Sexuelle Erfahrungen?«, fragte er alarmiert.

Janne schaute ihn amüsiert an.

»Und wenn?«

»Dann wäre ich einerseits entlastet, und andererseits will ich es mir gar nicht erst vorstellen!«

Janne reagierte nicht, rief stattdessen den Kellner, um Wein zu bestellen. Alvermann spürte, wie es in ihm zu arbeiten begann.

»Was treibst du da?«

Er griff nach ihrem Arm und zog sie zu sich.

»Hör auf, du tust mir weh!«

»Ich will wissen, wer es ist.«

»Da gibt es nichts mehr. Es ist zu Ende, bevor es überhaupt angefangen hat.«

»Ein Kollege? Hast du noch Kontakt zu ihm?«

»So ist das, Erik. Was wir selber tun, ist nichts Dramatisches, wir gestehen es uns zu. Nur das, was der andere tut, ist ein Stück Hölle. Ja, ich war die letzten Wochen öfter mal da, bei ihm und in der Hölle.«

Ellen Neussers Finger flogen über die Tastatur, als Alvermann nach einer Nacht der Versöhnung das Sekretariat betrat.

»Mein Gott, Chef, fast wie der Masur. Gesoffen, gehurt oder beides?«

»Ich muss schon sagen, die Frage lässt an Klarheit nichts zu wünschen übrig und verdient eine klare Antwort: Es geht dich einen Scheißdreck an. Und, irgendwas für mich?«

Alvermann griff in die Tüte mit Lakritzschnecken.

»Je öller, je döller. Nichts bis jetzt, kann aber noch kommen. Der Tag ist ja noch jung.«

Als er in seinem Zimmer stand, ließ er die Nacht mit Janne Bild für Bild vor seinem geistigen Auge ablaufen; für die schönsten nahm er sich Zeit. Und in den Spiegel im Schlafzimmer hatte er wieder nicht geschaut. Eigentlich schade – das wäre sozusagen ein gerahmtes Bild geworden.

Der Morgen danach war eher weniger erbaulich, vor allem, weil Janne unausgeschlafen und zickig gewesen war. Daran änderte auch der Kaffee aus seiner Espressomaschine nichts, ein Geschenk seiner Kollegen zu irgendeinem Jubiläum. Und erst recht nicht sein Versuch, sie auf Trab zu bringen:

»Janne, es ist schon nach neun, komm jetzt, an der Frisur ist eh nichts mehr zu retten.«

Aber wenig später, kaum dass die Haustür ins Schloss gefallen war, hatte sich ihre Laune schlagartig gebessert. Lotte von Gegenüber war auf ihrem roten Flitzer über die Straße gebraust gekommen und hatte mit einem eleganten Bremsmanöver vor Janne angehalten.

Eine schnelle, aber gründliche Musterung war erfolgt.

»Ist das dein Kind, Herr Halber Mann?«

»Nein, Lotte, ich habe keine Kinder. Das ist meine Freundin Janne, und du hast nicht aufgepasst, als du über die Straße gefahren bist.«

»Hab ich ja wohl. Aber du hast nämlich so Haare wie meine Oma, und die sieht ohne Brille auch nix.«

»Was?«, fragte Alvermann amüsiert, »wie deine Oma?«

Lotte war sich mit ihren kleinen Händen über die Schläfen gefahren:

»So graue eben, da und da.«

Dann war sie mit ihrem Tretauto wieder davongefahren, nicht ohne vorher demonstrativ den Kopf erst nach links und dann nach rechts gedreht zu haben. Und es war auch noch Zeit, Alvermann einen triumphierenden Blick zuzuwerfen.

Janne schaute ihr lachend hinterher, während Alvermann brummelnd das Auto aufschloss: »Kaum auf der Welt und machen uns schon fix und fertig!«

Als sie an der Klinik angekommen waren, hatte er sie am Arm gehalten und noch nicht gehen lassen wollen:

»Ich muss dir noch dringend etwas sagen, zu heute Nacht. Auch wenn es mir nicht leichtfällt.«

»Ach ja, und was? Nach dieser Vorrede ist es entweder was wirklich Dramatisches oder eine Unverschämtheit. Also was von beidem?«

»Du hast geschnarcht und beim Ausatmen immer noch so ein »Pühü« drangehängt. Das hat sich ... nicht sehr erotisch angehört.«

Vor lauter Lachen kam sie nicht aus dem Sitz hoch, und Alvermann hatte kräftig nachhelfen müssen.

Er hatte ihr nachgesehen, als sie zur Klinik ging und durch das

Eingangstor verschwand. *Ist das jetzt Glück?*, hatte er sich gefragt.

Der Holzkasten mit seinen Zigarillos wurde langsam leer. Er zählte nach – tatsächlich, nur noch dreizehn Stück. Dabei hatte er doch seinen Konsum deutlich reduzieren wollen.

Vorgenommen ist nicht getan, Junge, das ist klar, sonst wären es wohl mehr. Wenn diese Geschichte hier zu Ende ist, dann werde ich alles anders machen. Polizistenehrenwort, schwor er sich und klopfte dreimal an seinen Kopf.

Während er Feuer suchte, wählte er und bestellte telefonisch Nachschub. Dabei fiel ihm ein, dass er noch eine andere Bestellung aufgeben wollte. Er suchte die Telefonnummer von Tonger in Köln heraus.

Frau Nösser hatte ihm neulich nach seiner kleinen Mitternachtsvorstellung ein Lied vorgesungen, das sie gern hörte. Ihr alter Plattenspieler habe aber den Geist aufgegeben, und als CD könne sie es nirgendwo finden. Alvermann hatte sich den Refrain gemerkt und sang ihn dem amüsierten Verkäufer vor. Er war Fachmann und hatte bald die Noten gefunden. Es gab sie allerdings nur in einem Sammelband, der noch am selben Tag abgeschickt werden würde.

Endlich hatte er Streichhölzer gefunden, und sein Zigarillo brannte, als Masur in der Tür stand.

»Rauchen ist in allen Räumen untersagt, Alvermann. Spendier mir auch mal sowas.«

»Die sind zu schade für dich, die sind etwas für Kenner. Du paffst die doch nur so weg. Kautabak, das ist was für dich.«

»Jetzt quatsch nicht, gib schon einen her von deinen Luxusstängeln.«

Masur ließ sich auf den Besucherstuhl vor Alvermanns

Schreibtisch fallen, bekam die Kiste rübergereicht und Feuer.

Alvermann musterte seinen Freund:

»Das dauert, Masur. Vor allem, wenn wir nicht darüber reden, also.«

»Wenn ich abgewartet und eine Streife angefordert hätte, nicht gleich auf sie zugegangen wäre! Oder, wie ich es überlegt habe, wenn ich zurückgegangen wäre oder mir überhaupt den beschissenen Termin geschenkt hätte.«

»Dann würde sie jetzt noch leben?«

»Ja doch, möglicherweise.«

»Wenn wir nur alles richtig machen, dann ist die Welt in Ordnung, was? Laut den Ballistikern stammen die Kugeln aus zwei verschiedenen Waffen, also haben beide Männer auf sie geschossen. Sie hatte keine Chance. Und selbst wenn ihr euch nicht getroffen hättet – sie stand auf der Abschussliste.«

»Es sitzt mir im Nacken, ich höre die Schüsse und sehe sie da auf dem Boden liegen. Sie hatte beschlossen, sich einzumischen und nicht wegzugucken. Das macht mich fertig. Und ich frage mich, wieso die sich in Rauch aufgelöst haben, obwohl wir doch sofort eine Fahndung eingeleitet haben. Ich begreife es nicht.«

»Du weißt, wie die planen. Da gibt es keine Lücken. Und, hör mal, wenn es zu lange dauert, geh zu unserem psychologischen Dienst. Rede mit den Kollegen über gestern, mit jedem einzelnen. Das ist eine Dienstanweisung. – Was anderes: Bulleken vermisst die Akte mit den Verhören, in denen es um diesen ›Guido‹ geht. Du hast natürlich nicht die Finger davon lassen können, oder? Kopier dir, was du brauchst, und sieh zu, dass er sie zurückbekommt, und zwar pronto.«

Masur nickte gottergeben:

»Es ist wirklich unglaublich, wie nah wir dran waren, und dann die Entscheidung, die Ermittlungen abzuschließen. Diesmal muss es anders laufen, Alvermann.«

Die beiden Männer holten sich noch einmal die Begleitumstände der damaligen Ermittlungen ins Gedächtnis zurück.

»Es wird nicht einfach sein, taktisch so klug vorzugehen, dass wir in der laufenden Ermittlung die Verdachtsmomente gegen die damaligen Täter unter der Decke halten können. Besorg uns Kaffee, und dann werden wir bis zur Mittagsbesprechung zusammentragen, was wir bisher haben.«

Als Masur mit dem Kaffee zurückkam, saß Alvermann wie vom Blitz getroffen auf seinem Stuhl.

»Glaube, es oder glaube es nicht: Bergen hat unser Himmelskind gefunden.«

König hatte irgendwann begonnen, das Mädchen aus dem Stettnerpark so zu nennen.

»Was? Wo? Und wieso Bergen, dieser Blindfisch?«

»Er hat gerade einen Packen rekonstruierter Fotos und Papiere von dem abgebrannten Gutshof da oben im Norden bekommen, den Trüstedt vor seinem Tod besucht hat. Und da hat er sie entdeckt.«

»Das will ich sehen, bevor ich es glaube.«

»König ist auf dem Weg zu ihm, um das Zeug zu sichten.«

Zwei Stunden später saßen sie alle bis auf Bulleken im Gelben Zimmer. König öffnete die Fenster; es stank nach Nikotin und Fisch, eine ziemlich ekelhafte Mischung. Nicht nur Alvermann und Masur schienen das Rauchverbot zu ignorieren. Die Mappe mit Fotos und einigen wenigen Papieren, die sie in den letzten Stunden bei Bergen aussortiert hatte, lag auf dem Arbeitstisch.

Masur verschwand und kam kurz darauf mit einer Packung Mohrenköpfe zurück, die er von zu Hause mitgebracht haben musste. So etwas gab es in der Kantine nicht. Er winkte ab, als Alvermann ihm eine zweite Abarisco anbot.

»Nee, lass mal, ich esse lieber was Gesundes.«

Er riss die Packung auf und drückte sich eines der süßen Teile vollständig in den Mund. Er würgte ein wenig.

»Wie 'ne Mastgans bei der Stopfung.«, meinte sein Freund. König nickte. »Ja, stimmt. Neulich war ein Bericht im Fernsehen darüber; die sahen genauso aus.«

Sie öffnete die Mappe.

»Hier«, sie schob drei Fotos, die sie mehrfach vergrößert hatte, in die Mitte des Tische, »unser Himmelskind.«

Es wurde ruhig im Gelben Zimmer.

Eines der Fotos zeigte eindeutig das Mädchen aus dem Stettnerpark. Die beiden anderen waren zu unscharf, um eine Zuordnung sicher vornehmen zu können.

Der Regisseur hatte sich einiges einfallen lassen.

»Die Sache mit dem so genannten Natursekt werde ich nie verstehen.«

Masur klärte Meiners auf:

»Wenn du zu früh aufs Töpfchen gesetzt worden wärst, hättest du heute auch Spaß daran, glaub mal. Und meiner Meinung geht es nicht in erster Linie darum, was wer mag, sondern mit wem er die Dinge treibt, die er mag.«

König legte Foto für Foto auf den Arbeitstisch. Manche Fotos hatten durch das Feuer erheblich Schaden genommen und blieben trotz Nachbearbeitung unscharf. Andere waren qualitativ gut. Einige dieser Fotos ließen nur den Schluss zu, dass es bei den gezeigten Handlungen zu Verletzungen der Kinder

gekommen sein musste. Eines zeigte einen winzigen Jungen, dessen Mundwinkel aufgerissen waren. Er lag in einer Blutlache, und es sah nicht so aus, als habe er überlebt. Sie schluckte, bevor sie sich an Alvermann wandte:

»Meinst du, das ist echt? So was kann man doch heute leicht am Computer faken, oder?«

»Ja, kann man. Aber es ist nicht auszuschließen, dass das echt ist. Wir wissen, dass es Abnehmer gibt, die bereit sind, dafür richtig Geld zu bezahlen, vor allem für entsprechende Videos. Wir wissen das, Johanna; es hat keinen Zweck, sich was vorzumachen.«

Weitere Bilder, andere Gräuel.

Die Männer auf den Fotos hatten dafür Sorge getragen, unkenntlich zu bleiben: Ihre Gesichter waren abgewandt, oder sie trugen Masken.

Alvermann hatte sich wieder das Foto des Himmelskindes genommen und betrachtete es eingehend.

»Bulleken war doch auf dieser Fortbildung. Vielleicht weiß er was über Therapieerfolge bei pädosexuellen Straftätern? Würde mich interessieren, echt«, behauptete Masur.

Meiners war für die billigere Variante:

»Jeden Morgen eine ordentliche Portion Hängolin in den Kaffee, und gut ist. Und wenn sich dann noch was rührt, Schwanz ab.«

Irritiert sah Alvermann von den Fotos auf und kratzte sich an der bekannten Stelle.

»So sahen also ihre letzten Wochen und Monate aus, Herrgott noch mal«, beendete er die müßige Diskussion und begann, die Fotos zusammenzulegen.

»Wieso haben die erstens solche Fotos zurückgelassen?«,

fragte Meiners in die Runde. »Und zweitens: Wieso haben die das Feuer überstanden? Ich denke, der Kasten ist bis auf die Grundmauern abgebrannt.«

»Die Aldenburger haben mitgeteilt, dass es reiner Zufall war. Das Material befand sich im Keller in einem der Lagerräume mit Metalltür, und die hat das Feuer länger aufhalten können.«

»Und, Johanna? Das ist nicht alles, oder?«, fragte Alvermann und zeigte auf die Mappe. »Was sind das noch für Papiere?«

»Eine Menge Zeugs, mit dem ich nichts anfangen konnte, Reste einer alten Kartei, unleserlich, Kopien von Briefen und Werbung, und dann allerdings das hier.«

Sie legte ein Stück Papier zwischen die Fotos, das links unten einige leserliche Buchstaben aufwies.

Alvermann beugte sich über den Tisch und zog es zu sich heran.

»Was ist das?«

»Das sieht für mich nach einer ausgedruckten Liste mit Orten und Namen aus. Hier kann man, zumindest nach etlichen Vergrößerungen, »Aldenburg« lesen und darunter ein Wort, das auf jeden Fall mit »den« endet. Die Straße ist besser zu erkennen, »uche«, und »cke«. So, Kollegen, jetzt ihr!«

Masur versuchte sich als Erster:

»Hm, »... den«? Waden, Maden, baden, Faden ... ah, Laden. Ein Laden. »... uche«? »Kuche« und »cke«, Kuchenecke. Keine Straße, sondern ein Laden, der Kuchenecke heißt.«

»Und in dem wird Pornografie verschachert? Nee, nie! Was hast du, Johanna?«

»Wir haben einen Kunden, nämlich den »Sexladen« in der Buchenhecke. Steht dick und fett im Internet.«

Der Richter Hans G. Bartholdy nutzte die Mittagspause, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Er goss sich Kaffee aus seiner Thermosflasche ein und holte eine Plastikdose aus seiner Aktentasche.

Von gestern war noch ein wenig Huhn übrig, das er mitgebracht hatte und jetzt mit Meerrettich aus der Tube bestrich. Er aß mit Genuss, leider war der Kaffee nicht mehr richtig heiß.

Die Verhandlung gerade hatte sich komplizierter gestaltet, als er gedacht hatte. Der Anwalt des Angeklagten war ein schlauer Fuchs, das musste man zugeben. Bartholdy machte sich Stichpunkte für das Urteil, das er nach der Mittagspause verkünden würde. Der Zeuge hatte einen vorzüglichen Eindruck hinterlassen, Kleidung, Frisur – alles tadellos, außerdem Akademiker. Er glaubte nicht, dass dieser Mann den Streit angefangen hatte. Der Angeklagte hatte ihn provoziert, und der Zeuge hatte in Notwehr gehandelt, das stand für Bartholdy fest.

Als er das Urteil verkündete, verzichtete die Staatsanwaltschaft auf Rechtsmittel, der Anwalt, wie erwartet, nicht. Na dann.

Die nächste Sache, die nach der Pause aufgerufen wurde, war eine dieser miesen Drogengeschichten, die ihn inzwischen ankotzten. Wie viel Zeit hatten die Justizbehörden mit den kleinen Dealern, die konsumierten, schon vertan. Sobald sie sich für eine Therapie entschieden, konnten sie vorzeitig den Knast verlassen. Und an die Großverdiener war sowieso nicht heranzukommen –die genossen weitab aller Zugriffsmöglichkeiten der Justiz ihr Leben in vollen Zügen.

Der Wachtmeister rief »die Strafsache gegen Schwab, Katharina« auf. Niemand erschien, nur die Zeugen. Nach

fünfzehn Minuten erließ Bartholdy gegen Frau Schwab einen Haftbefehl wegen Nichterscheinens vor Gericht. Bis zum nächsten Termin hatte er genügend Zeit, das Gericht zu verlassen und einen Kaffee zu trinken. Vielleicht im »Café Schmitz«, da würde er keinem Kollegen begegnen.

»Auf jeden Fall hatte unser Bergen gestern einen richtig schönen Tag, Kollegen. Er konnte der Gruppe Alvermann mal zeigen, wie Ermittlungen geleitet werden.«

Masur wippte auf den Zehenspitzen und hatte die Hände vor dem Bauch gefaltet.

»Gut, dass er den Fall übernehmen konnte, nicht wahr? Wir hätten jämmerlich versagt.«

König schaute sich in der Kollegenrunde um, die sich im Gelben Zimmer eingefunden hatte und Masurs Darbietung interessiert folgte.

»Ich finde, Kollegen«, vermittelte König, »die Aldenburger haben gute Arbeit geleistet ... oder eher das LKA da oben. Bergen hat deren Früchte geerntet und wir jetzt auch. Aber immerhin hat unser Kollege die Verbindung für uns hergestellt. Also seien wir dankbar ... hm ... nicht wahr?«

»Wir haben sie bald«, begeisterte sich Meiners. »Nach der Schießerei am Dienstag waren wir uns schon einig, dass die Lennenstraße und vermutlich das »Black Cat« in der Kinderprostitution drinhängt. Und jetzt diese Liste. Dass die Razzia gestern nichts gebracht hat, war zu erwarten; hätten wir uns eigentlich schenken können. Wir stehen im Ring mit Gegnern, die über beste Verbindungen verfügen und zudem alles andere als blöd sind.«

»Mit wem wir es hier zu tun haben, das war mir 99 schon klar.« Masur griff sich das letzte süße Schaumteil, das vom Vortag übergeblieben war. »Und auch, dass Fotos und Videos nur einen Teil der Konsumenten zufriedenstellen. Dank Bullekens kleinem Vortrag weiß ich jetzt, dass unsere Kandidaten unter

Verzerrung leiden und auf der Suche nach Beziehung sind. Und ich kann nicht genug von diesem süßen Zeug in mich reinstopfen; das war damals auch so.«

Bulleken fühlte sich als Sachkundiger verpflichtet zu ergänzen:

»Vergewaltiger gibt es unter den Heteros und unter den Pädosexuellen, da unterscheiden die sich nicht.«

»Ja, gut, dann haben wir es hier eben mit Vergewaltigern dieser Spezies zu tun. Übrigens, Kollegen, zu eurer Information: Der Codename Matjes ist entschlüsselt.«

»Ach ja? Lass hören«, forderte Alvermann auf.

»Maciek, Maciek Piecek. Ein einwandfreier Name, du solltest mal was mit deinen Ohren machen.«

Alvermann fand, dass die beiden Namen sehr wohl ähnlich klangen, wenn auch, so gab er zu, Matjes nicht unbedingt der klassische Jungenname war, vermutlich auch nicht in Holland.

Sie hatten noch die eine oder andere Idee für ein paar holländische Jungennamen, bis Alvermann seine Gruppe zur Ordnung rief.

»Werde nachher Günter Karasch besuchen«, kündigte Bulleken an, »und zwar unangemeldet. Dann habe ich mich noch einmal auf die Suche nach Nieheim gemacht, mit Erfolg. Unser Freier von damals sitzt seit zwei Monaten in U-Haft in Berlin. Was meint ihr – wäre doch nicht übel, ihm ein wenig auf die Eier zu gehen, oder? Und übrigens, die Akte 16/305 aus 99 ist immer noch verschwunden. Münster hat noch mal im Keller gesucht: nichts.«

»Menschenskind, Masur!«, schnauzte Alvermann.

Masur schlug sich auf die Brust:

»O verdammt, tut mir leid, hätte dir Bescheid sagen müssen. Habe mir die Akte aus deinem Zimmer geholt, um mir noch mal

die Aussagen zu diesem ›Guido‹ durchzulesen. Ich kann dich umfassend über den Herrn informieren, wenn du willst.«

»Gut«, meinte Alvermann und nickte Bulleken zu, »fahr am besten schon morgen. Lass dir den Antrag von der van Laack unterschreiben, ich spreche gleich mit ihr.«

Als er nach dem Telefon griff, klingelte es. Alvermann hob ab und hörte kopfschüttelnd zu.

»Die Klinik. Norbert Blecher, unser Freund aus dem Park, kann entlassen werden. Der Arm ist in Gips, und der ganze Mann ist sozusagen runderneuert, gewaschen und neu eingekleidet.«

»Und?«

»Er weigert sich zu gehen. Er sitzt auf seinem Bett und singt Kirchenlieder.«

»Er singt was?«, wollte Meiners wissen. »Der will wahrscheinlich nicht zurück auf die Straße. Kann ich gut verstehen nach dem, was die mit ihm angestellt haben.«

Alvermann überlegte einen Moment:

»Du kennst doch da jemanden in Düsseldorf, in diesem Caritasheim. Versuch doch mal, den Alten da unterzubringen. Wenn du ihm den Vorschlag machst – mittags warmes Essen und abends eine Tür zum Abschließen –, da hört der auf zu singen und kommt mit, da wett ich drauf. Und auf der Fahrt könnt ihr ein wenig ins Gespräch kommen. Mir gegenüber war er gestern reichlich zugeknöpft.«

Meiners wollte erst nicht den Sozialarbeiter geben, sah aber dann die Möglichkeit, den Alten zum Sprechen zu bringen. Er versprach, sich um den Herrn Kammersänger zu kümmern, und zog ab.

Dreißig Minuten später war er vor Ort, und Alvermann behielt

recht: Norbert Blecher, der Obdachlose aus dem Stettnerpark, ging lammfromm mit und bedankte sich mehrere Male bei Meiners. Ihn hätte der Herr geschickt.

Tatsächlich erfuhr er während der Fahrt nach Düsseldorf ein interessantes Detail, das der Alte bisher verschwiegen hatte. *Er* habe dem Jungen geraten, aus dem Park zu verschwinden. Hinter der alten Papiermühle sei ein Schuppen, da könne er sich bis zum Winter aufhalten. Zu seinen Peinigern könne er nichts Neues beitragen; als die ihn quälten, da sei er schon weggetreten gewesen. Aber er schwor bei allen Heiligen, ihnen nichts von der Papiermühle gesagt zu haben – glaube er wenigstens.

Frederik hatte den Brief von Alvermann gefunden und war mit dem Geld sparsam umgegangen. Die ersten Tage nach der Flucht verbrachte er an unterschiedlichen Orten, war nur nachts unterwegs und rechnete ständig mit seinen Verfolgern. Den Schuppen hinter der stillgelegten Papiermühle hatte er öfter aus sicherer Entfernung beobachtet. Nachdem dort alles ruhig geblieben war, fasste er langsam Vertrauen zu dem Ort.

Nach einem Großeinkauf in einem türkischen Laden – Wasser, Haferflocken, Milch, Brot, Thunfisch und Äpfel – war das Geld ausgegeben. Der Sohn des Besitzers, ein Junge in seinem Alter, hatte ihm türkische Süßigkeiten mit in die Plastiktüte gesteckt und ihn verschwörerisch angelächelt.

Er schleppte die Tüten in sein neues Heim. Der Schuppen war gar nicht so schlecht. Nach hinten raus gab es eine Tür, durch die er sich, falls angebracht, in das dahinterliegende Waldstück verdrücken konnte.

Stück für Stück trug er seine Schätze über eine Leiter auf den Zwischenboden. Hier lagen Decken, Zeitungen und sogar eine Tasse, wahrscheinlich von seinem Freund aus dem Park. Nachdem er gegessen hatte, fühlte er sich zum ersten Mal nach seiner Flucht wieder ruhiger, obwohl die Angst nicht völlig verschwunden war. Er hatte sich nach diesem Drecksartikel schon gedacht, dass sie kommen würden. Den Mann, der noch am Sonntagabend aufgetaucht war, hatte er sofort als einen von denen erkannt. Er hätte nicht sagen können, wieso, er wusste es einfach. Aber selbst wenn er sich irrte, wollte er es nicht darauf ankommen lassen. Die Pflegemutter hatte gemeint, der sei sicher auch von der Presse. Aber die hatten sich anders benommen.

Kleinigkeiten im Verhalten seines Stiefvaters hatten ihm oft gezeigt, wann es besser war, zu verschwinden. Und jetzt war es wieder so weit gewesen, ganz klar. Obwohl er die Pflegemutter mochte. Sie hatte lustige Augen. Außerdem hatte sie ihm abends zuvor Gulasch gemacht, der fast so schmeckte wie der von seiner Mutter.

Er hatte sich montags, noch bevor es hell wurde, durch den Garten hinterm Haus abgesetzt. Im Abhauen machte ihm so schnell niemand etwas vor. Zum Glück hatte er seinen Freund Norbert im Park getroffen, der noch nicht völlig zugedröhnt gewesen war und ihm diesen Tipp gegeben hatte.

Er kroch unter die Decken. Fast besser als in der Holzfrau. Und seit Tagen war er richtig satt. Ob er seinen neuen Freund nicht doch anrufen sollte? Vor- und Nachteile hielten sich die Waage. Das Mädchen hatte er nicht retten können, vielleicht, weil er sich erst gedrückt hatte und nicht gleich losgelaufen war. Wenn er jetzt herausfinden würde, wem der Mercedes gehörte, dann könnte er vielleicht etwas wiedergutmachen. Ihm würde bestimmt etwas einfallen. Er müsste erst mal an Namen und Adresse kommen. Die Nummer des Autos hatte sich in seinem Gehirn eingebrannt, und über das Kennzeichen konnte man den Besitzer feststellen, das wusste er. Aber würde man ihm den Namen sagen? Er verfluchte sein Alter, nicht zum ersten Mal in seinem Leben.

Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte, als er den Motor eines Autos hörte. Es schien vor der Papiermühle anzuhalten. Wer hatte einen Grund, vor der Mühle zu halten? Er schlich zu dem winzigen Dachfenster und spähte hinaus, als gerade ein Mann um die Ecke der Mühle bog und auf den Schuppen zuing.

Der Junge schaffte es in wenigen Sekunden zur Hintertür und

war schon im Wald verschwunden, als er eine Stimme seinen Namen rufen hörte. Der Norbert hat gequatscht, dachte er, während er tiefer in den Wald hineinlief.

Meiners sah sich in dem Schuppen um. Nichts, was auf die Anwesenheit des Jungen schließen ließ. Er stieg die Leiter hoch. Hier sah es anders aus. Er ging zu dem Lager und legte eine Hand unter die Decken. *Noch warm*, dachte er. *Bis gerade hat hier jemand gelegen*. Er schaute sich um und war sicher, dass es der Junge gewesen war. Nur Lebensmittel, kein Alkohol, Süßigkeiten. Er rief Alvermann an, der richtig ärgerlich wurde, was selten vorkam:

»Der kennt dich doch nicht; klar, dass er abgehauen ist. Wer weiß, ob er sich traut, zurückzukommen. Mensch, Meiners, ab und zu mal nachdenken.«

Damit legte er auf. Meiners musste ihm recht geben. Es war sinnlos, weiter nach dem Jungen zu suchen; der würde sich versteckt halten. Aber gut auch, wie schnell er reagiert hatte. *Cleveres Kerlchen*, dachte Meiners anerkennend.

Bulleken hatte sich vorgenommen, Günter Karasch ohne Vorurteile entgegenzutreten. Der Mann, der ihm am Nachmittag die Tür öffnete, sah wie ein typischer Banker aus, gestriegelt und knitterfrei, so ziemlich das genaue Gegenteil von Masur.

Bulleken zeigte seinen Ausweis: »Ich habe ein paar Fragen, die ich Ihnen aber nicht hier an der Tür stellen möchte.«

»Jagdzeit eröffnet? Also bitte, wenn es sein muss. Habe mich schon gewundert, wo ihr bleibt. Aber besser ihr als ein Trupp selbstgerechter Spießer oder Schlimmeres.«

»Wieso?«, wollte Bulleken wissen, als er eintrat.

»Nach dem, was im Stettnerpark geschehen ist, rechne ich mit allem.« Die Stimme von Karasch klang weniger aggressiv als resigniert. Er führte Bulleken in einen hellen Wohnraum mit Blick über die Karlsbacher Innenstadt.

»Also, stellen Sie Ihre Fragen, damit wir es hinter uns bringen.«

»Haben Sie Probleme mit der Nachbarschaft?«

»Seit meiner Haftentlassung musste ich schon einmal umziehen; es gab Unterschriftenlisten und Drohungen. Hier geht es bisher. Ich hoffe, dass es so bleibt.«

»Haben Sie Ihren damaligen Nachbarn einen Grund geliefert, gegen Sie vorzugehen?«

»Ein Bewährungshelfer hat mich besucht, den einer der Nachbarn kannte. Und dann hat jemand meine Post geöffnet, zum Schutz der Allgemeinheit, versteht sich. Das war es dann. Ist das für Sie ein Grund?«

Karasch stand auf und stellte sich ans Fenster, mit dem Rücken zu Bulleken. Als er sich umdrehte, war er blass

geworden.

Bulleken versuchte erst gar nicht, sich die Situation vorzustellen, wenn es denn überhaupt so gewesen war.

»Sie sind aus der Haft entlassen und saßen wegen Kindesmissbrauchs? Seit wann sind Sie draußen?«

»Ich bin am zweiten August letzten Jahres entlassen worden, habe meine Strafe also abgesessen. Und jetzt mache ich eine Therapie.«

»Hilft Ihnen die Therapie?«

»Ja, aber nicht vor euren Nachstellungen.«

»Herr Karasch, wo waren Sie in der Nacht zum achtundzwanzigsten Mai, also in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch letzter Woche?«

»Hier, in meinem Bett. Und, nein, keine Zeugen.«

»Bei wem machen Sie eine Therapie?«

»Ich glaube nicht, dass ich Ihnen das sagen muss.«

»Nein, Sie müssen hier und jetzt gar nichts.«

»Maciek Piecek. Seine Praxis ist auf der Schillerstraße. Er bietet Gruppentherapie für solche wie mich an.«

Bulleken wurde hellhörig. Schon wieder der Matjes. Schien gut im Geschäft zu sein.

»Würden Sie ihn, falls nötig, von der Schweigepflicht entbinden?«

»Falls möglich, nein! Sicher nicht.«

»Er ist zurzeit in Urlaub, oder?«

»Ja, ausgerechnet jetzt, wo sie Trüstedt umgebracht haben.«

»Wie soll ich das verstehen?«

Bullekens Hirn lief auf Hochtouren.

Karasch ging durch den Wohnraum und drehte sich an der Tür

zu ihm um.

»Das hat uns alle mitgenommen. War es das jetzt? Sind wir fertig?«

»Herr Karasch, bitte beantworten Sie mir die Frage, was Trüstedt mit dem hier zu tun hat.«

Karasch versuchte erst gar nicht zu verbergen, welchen Verdruss ihm diese Frage bereitete.

»Er war mit mir in der Gruppentherapie, bis er in diesem Hotel krepirt ist. Sicher die gerechte Strafe für so einen, nicht? Dabei hatte er gerade seine Depressionen überwunden und wollte anfangen zu leben.«

Am nächsten Morgen, als die Gruppe sich zu einem kurzen Informationsaustausch traf, schlug Bullekens Bericht wie eine Bombe ein.

Sie holten Bergen dazu, und Masur genoss es in Erinnerung an Bergens Vortrag neulich, ihm jetzt von den neuesten Erkenntnissen berichten zu können.

Gemeinsam trugen sie den Stand der Ermittlungen zusammen, und Meiners kam zu der Erkenntnis, dass Trüstedt als Kinderschänder und Besitzer des Gutshofs, den er an eine Menschenhändlerbande verpachtet hatte, tief mit im Sumpf gesteckt haben musste.

Warum sie ihn liquidiert hatten, blieb noch ein Rätsel.

»Vielleicht«, überlegte Bulleken, »wurde ihm mulmig angesichts all dessen, was er da im Norden ermöglichte, und ist hingefahren, um den Pachtvertrag zu beenden. Und dann gab es Krach. Irgendwas in dieser Richtung, was meint ihr?«

»Entweder zu beenden oder mehr rauszupressen, das bleibt erst mal offen. Vielleicht hat er ja aber auch nichts von den Sauereien gewusst, die auf seinem Grund und Boden

veranstaltet wurden«, hielt König für möglich, »wobei das schon ein merkwürdiger Zufall wäre.«

Bergen hörte eine Weile zu und mischte sich dann ein:

»Herr Piecek ist noch in Urlaub. Möglicherweise weiß er, warum Trüstedt an die Elbe gefahren ist. Wobei ich nicht glaube, dass er uns viel mitteilen wird. Da steht seine Schweigepflicht dagegen, was ich persönlich für sehr richtig halte, nicht wahr? Gerade solche Menschen brauchen Schutz, sonst können sie sich nicht auf ein tiefer gehendes Gespräch einlassen.«

Masur faltete die Hände und nickte andächtig, und bevor Bergen sich weiter dem Thema Schweigepflicht hingeben konnte, bedankte Alvermann sich für seine Hilfe und verabschiedete ihn mehr oder weniger deutlich. Bergen zog ab. Er hatte der alvermannschen Truppe noch etwas beibringen können, so viel stand fest.

»Wenn der Geburtstag hat«, meinte Meiners, »sollten wir ihn fragen, was er persönlich von der Schweigepflicht hält. Kostet nichts, und er hätte seine helle Freude.«

Masur hielt das für keine gute Idee, weil er nämlich Bergen überhaupt keine helle Freude machen wollte.

Frederik war immer tiefer in den Wald hineingelaufen. Irgendwann konnte er nicht mehr und setzte sich auf einen umgestürzten Baum. Sein Herz schlug wild. Mit dem Zipfel seines Hemds wischte er sich den Schweiß vom Gesicht. Er war kurz davor aufzugeben und den Polizisten anzurufen. Aber war auf den Verlass? Sein Stiefvater hatte immer gepredigt: keine Bullen. Wenn es was zu klären gibt, nimmt man das selbst in die Hand.

Wenn er bloß nicht so ein verdammter Feigling gewesen und gleich zum Krankenhaus gerannt wäre, dann würde sie bestimmt noch leben.

An dem Ort, wo die Kerle sie weggeworfen hatten, war er öfter gewesen und hatte Blumen aus dem Park hingelegt. Jedes Mal hatte er ihr versprochen, dass sie es büßen würden. Er begann zu zittern, obwohl ihm der Schweiß den Rücken hinunterlief.

Wohin konnte er überhaupt noch? Es blieb nicht ewig hell, und er musste den Weg zurückfinden, raus aus dem Wald. Er merkte bald, dass er im Kreis lief, und machte sich Markierungen mit Pfeilen aus Zweigen. Nach einer guten Stunde war er endlich wieder am Rand des Waldes, ganz in der Nähe der Papiermühle angekommen. Er setzte sich hinter einen Baum, von dem aus er den Schuppen im Blick hatte. Langsam wurde er ruhiger und spürte seinen Hunger. Er dachte an die Thunfischdose, die noch halb voll war, und an den Rest Brot. Es half nichts, er musste erst rausfinden, ob das Auto noch vor der Mühle stand. Nachdem er in großem Bogen das ganze Areal umrundet hatte, konnte er sich davon überzeugen, dass der Wagen verschwunden war. Trotzdem war er vorsichtig und hielt sich hinter den Bäumen, als er zurückging. Es dämmerte

inzwischen. Er war jetzt fast sicher, ohne Gefahr einen Blick durch das Fenster der Hintertür wagen zu können. Schritt für Schritt ging er in gebückter Haltung auf den Schuppen zu, die letzten Meter rannte er. Er hockte sich vor die Tür und versuchte, leise zu atmen. Nur das Blut war zu hören, das in seinen Ohren rauschte. Er richtete sich auf und sah durch die schmutzige Scheibe. Der Raum war leer bis auf die Leiter, die hoch führte, und die Maschinen, die rechts neben der Eingangstür standen. Als er die Tür öffnen wollte, verließ ihn der Mut. Er setzte sich wieder und wartete, worauf auch immer. Der Hunger bohrte in ihm.

Ich geh nur rein, hol die Tüte und hau wieder ab.

Er schaute durch die Scheibe und hatte die Klinke schon in der Hand, als ihm vor Schreck schwindelig wurde. Da schlich schon wieder ein Kerl herum. Jetzt blickte er sich um und war schon über die Treppe nach oben verschwunden. Frederik sackte vor der Tür zusammen, kroch ein Stück weg. Er versuchte, sich zu konzentrieren. War das der Mann von vorhin oder ein anderer? Es gelang ihm nicht, wieder aufzustehen; ihm wurde schwarz vor Augen.

Später hörte er den Motor eines Autos, das sich näherte, aber diesmal bis vor den Schuppen gefahren kam. Der Junge war unfähig, sich zu bewegen, blieb einfach nur sitzen. Wer war das jetzt noch? Nach endloser Zeit, als alles ruhig geblieben war, raffte er sich auf und kroch um den Schuppen herum. Als er um die Ecke schaute und den Mann erkannte, der auf dem Bordstein saß, wusste er, dass er jetzt nichts falsch machen durfte.

Gegen Abend fuhr Alvermann in den Süden der Stadt, in dem er sich selten aufhielt und sich nicht auskannte. Meiners hatte ihm zwar den Weg beschrieben, aber er landete in

Einbahnstraßen, die ihn immer wieder von dem ehemaligen Industrieviertel wegführten. Er konnte es nicht fassen, dass er so viel Zeit mit Hin-und Herfahren vertat, dass er endlich jemanden fragte und in wenigen Minuten vor der Papiermühle stand. Sollte er hier halten oder bis zum Schuppen fahren? Besser war es, weiterzufahren und direkt davor zu halten. Falls der Junge wiedergekommen war, sollte er merken, dass er, Alvermann, nichts zu verheimlichen hatte.

Er stellte den Wagen neben dem Schuppen ab und ging eine Weile hin und her, setzte sich in sein Auto und rauchte. Schließlich hockte er sich neben die Schuppentür auf den Bordstein. Der Himmel war wolkenlos, und als die Sonne unterging, blieb es hell genug, um ihn erkennen zu können. Noch eine Abarisco, sagte er sich, dann fahre ich wieder. Gedanken kamen und gingen: das Himmelskind, Trüstedt – wie die beiden Fälle wohl zusammenhingen? –, Janne, und dass er bald wieder nach Holland fahren musste. *Was alles in meinem Kopf Platz hat*, wunderte er sich ohne die Spur eines schlechten Gewissens. Und gleich darauf sah er Robert vor sich, in dessen Kopf so viele chemische Formeln gepasst hatten, dass Alvermann es nicht hatte glauben können. Robert in seinem besten Anzug, den er zum Abitur getragen hatte, und dann für diesen letzten Anlass. Ihre Mutter war nie darüber hinweggekommen, wie auch? Der Vater hatte darauf bestanden, dass der Junge die Fußballschuhe anhaben sollte, und er, der Bruder, hatte seither Träume von Schuld und Versagen, die er nicht loswurde.

Als der erste kleine Kiesel vor ihm landete, schreckte er hoch und glaubte noch, sich geirrt zu haben. Dann kam der nächste. Er stand auf und blickte um sich. Was immer das zu bedeuten hatte, auf jeden Fall wollte sich da jemand nicht offen zeigen. Gefahr schien Alvermann nicht zu drohen; es wäre Zeit genug

gewesen, ihn zu überwältigen oder Schlimmeres zu tun.

Er ging in die Richtung, aus der die Steine geflogen kamen, und bog um die Ecke. Da saß der Junge und bedeutete ihm aufgeregt, ruhig zu bleiben – und dann, dass sich im Schuppen noch jemand aufhielt.

Alvermann ging pfeifend zu seinem Auto zurück, gähnte und streckte sich. In aller Ruhe schloss er die Tür und startete. Dann drückte er das Gaspedal durch und hielt mit quietschenden Reifen an der Schuppenecke. Er riss die Tür auf, und Frederik sprang ins Auto.

»Bück dich!«, schrie Alvermann und raste den kleinen Weg an der Papiermühle entlang. Mehrere Schüsse verfehlten den Wagen, einer jedoch traf den hinteren Reifen. Alvermann verlor beinahe die Kontrolle über das Fahrzeug. Nur mit Mühe gelang es ihm, hinter der Mühle abzubiegen, um aus dem Schussfeld zu kommen. Der Wagen verlor an Geschwindigkeit, aber sie erreichten die Straße, die das südliche Wohnviertel mit dem Zentrum von Karlsbach verband. Alvermann sah im Rückspiegel einen Mann auftauchen; beleuchtet vom Mond stand er da für eine Sekunde, dann war er wieder verschwunden. Irgendwo muss er sein Auto geparkt haben. *Hoffentlich weit weg*, dachte Alvermann.

»Bleib unten«, rief er Frederik zu. Er selber stieg aus und stellte sich mitten auf die Straße. Ein Lkw, der aus Richtung Innenstadt kam, blendete auf und betätigte wie wild die Hupe. Alvermann blieb stehen. Der Lkw kam mit kreischenden Bremsen nur wenige Meter vor ihm zum Halten. Alvermann winkte Frederik, und beide stiegen an der Beifahrerseite ein.

Zwei Männer saßen in der Fahrerkabine. Papiere und Tüten hatten sich überall verteilt, irgendeine rote Flüssigkeit hatte sich auf den Beifahrer ergossen. Die Notbremsung musste heftig

gewesen sein. Während der Fahrer schrie und wild gestikulierte, holte Alvermann seinen Ausweis aus der Jacke.

»Fahren Sie weiter, Mann, los, fahren Sie!«

Scheinwerfer tauchten wenig später hinter ihnen auf, verschwanden aber bald wieder.

Dr. Jürgen Rössler kam wie so oft erst spät nachts nach Hause. Er schaute in die Zimmer der Kinder; erst nachdem er ausgiebig geduscht hatte, kehrte er zurück und drückte Hendrik einen Kuss auf seine schlafrote Wange. Nebenan, im Zimmer seiner Tochter, setzte er sich auf einen Kinderstuhl ans Bett und betrachtete sie. Er streckte seine Hand aus und verharrte einen Moment über ihrem Kopf, so als sei er im Begriff, übers Haar zu streichen, zog die Hand aber wieder zurück. Dann saß er nur da und schaute auf ihre kleine Gestalt, die sich unter der Decke abzeichnete.

Am nächsten Morgen setzte er sich kurz zu seinen Kindern und zu seiner Frau an den Frühstückstisch. Die Zeit drängte; draußen wartete sein Chauffeur, der ihn zu seinem ersten Termin bringen sollte. Trotzdem warf er einen kurzen Blick in die Zeitung. Der Stettner-Fall war inzwischen eine Woche alt und sorgte immer noch für Schlagzeilen. Das Mädchen blieb die Unbekannte aus dem Park, und der Junge, der es gefunden hatte, war ebenfalls verschwunden. Seine Frau trat hinter ihn und strich über seine Wange.

»Was glaubst du, wie lange unsere Polizei noch braucht? Ich dachte immer, hier bei uns könne das nicht geschehen. Gestern war Elternabend, und wir haben nur über die Sicherheit unserer Kinder gesprochen. Die Eltern sind verängstigt und haben mich gefragt, ob du nicht etwas tun kannst.«

»Wir sind im Gespräch mit der Polizei und mit der Staatsanwaltschaft, mehr ist im Moment nicht möglich. Außerdem überlegen wir in der Partei, für die Aufstockung der Ordnungskräfte im nächsten Haushalt mehr Mittel zu beantragen, aber das dauert.«

Ich halte den Druck nicht mehr lange aus, dachte Rössler und wandte sich an seine Kinder:

»Ich möchte, dass ihr heute Abend besonders brav seid. Ihr könnt bis einundzwanzig Uhr aufbleiben, aber dann geht ihr ohne eure üblichen Kämpfchen ins Bett.«

»Papa, wer kommt denn heute schon wieder? Du wolltest doch mit uns runter an den See und nach Kaulquappen gucken. Du hast extra gesagt, wir sollen nicht alleine gehen, sondern auf ...«

»Ja, ja, du hast recht, Schatz, aber gerade heute kommen ein paar Leute, die sehr wichtig für mich sind. Ich bitte das Hohe Haus um Verständnis, dass ich vertagen muss.«

Die neunjährige Mel hatte wie immer Verständnis für ihren Vater. Hendrik, der fünf Jahre jüngere Bruder, schimpfte:

»Blöder Papa, du sagst immer, was du nicht machst. Dann soll die Mama mit uns gehen.«

»Die Mama hat genug zu tun. Sie wird Stunden für unsere Gäste in der Küche stehen und hat keine Zeit, und ich bin nicht blöd, mein lieber Sohn. Das möchte ich nicht mehr hören. Aber ich bin bereit, morgen mein Versprechen einzulösen. Mittags habe ich einen Pressetermin, dann komme ich gleich nach Hause, ja?«

Rössler, der für den Parteivorsitz kandidierte, gab Mel einen liebevollen Klaps auf den Po, für den Sohn gab es einen ermahnenden Blick, dann war er durch die Haustür verschwunden.

Mel blickte mit fragendem Blick ihre Mutter an. Sollte ihr Vater ...? Nein, nach wenigen Sekunden läutete die Türglocke, und als Marion Rössler lachend öffnete, stand er mit dreien der vor dem Haus üppig wachsenden Hortensien in der Hand und überreichte sie seiner Frau. Nach einem Kuss war er endgültig

verschwunden.

Am Abend kam er frühzeitig zurück und verschwand in seinem Arbeitszimmer. Er wollte seine Rede noch einmal durchgehen, mit der er sich anlässlich einer anstehenden Debatte um Strafverschärfungen gegenüber Drogendealern positionieren wollte.

Marion Rössler empfing pünktlich um neunzehn Uhr die Gäste, zwei Kollegen aus der Fraktion mit ihren Ehefrauen. Während des hervorragenden Essens hielten sich alle an die Verabredung, den heutigen Abend nicht der Politik zu widmen, sondern sich amüsanteren Themen zuzuwenden. Mel und der kleine Hendrik saßen mit am Tisch, durften dann aber bald aufstehen. Hendrik hatte noch verlauten lassen, dass sein Papa leider doch blöd sei, weil er nie »das Wort haltet«. Jürgen Rössler verkniff sich ein Lachen und sagte streng: »Na schön, vielleicht hast du recht. Sag es aber bitte nicht weiter.«

Später saßen die Frauen im Wohnzimmer und spielten Canasta, bestens versorgt mit einem köstlichen Grauburgunder.

»Manchmal beneide ich dich, Marion. Jürgen ist ein fantastischer Vater. Weißt du, ich glaube, mein Mann würde unsere Mädchen in den Orient verkaufen, wenn ich nichts dagegen hätte. Sie stören ihn nur.«

»Hm, manchmal wünschte ich, Jürgen wäre ein weniger guter Vater und würde sich mehr für mich interessieren. Die Politik frisst ihn auf.«

Marion schaute in ihr Glas und schwieg. Dann stand sie auf und ging in die Küche.

Die Herren diskutierten nebenan recht kontrovers, mit der Zeit gelang es jedoch dem Hausherrn mit ein wenig moralischem Druck, die Kollegen auf seine Position einzuschwören.

Am nächsten Nachmittag saß Hendrik wartend auf den

Treppen, die vom Vorgarten zum Haus führten. Er hatte ein altes Marmeladenglas und ein Sieb aus der Küche entwendet. Mel war schon vor einer halben Stunde zurück ins Haus gegangen.

»Der Papa kommt wieder nicht pünktlich raus«, informierte sie leise ihre Mutter, die mit einer Migränemaske im verdunkelten Schlafzimmer lag.

»Es tut mir leid, Schatz, dass ihr wieder warten müsst. Mir geht es im Moment nicht so gut, sonst würde ich mit euch an den See gehen.«

Marion Rössler streckte die Hand nach ihrer Tochter aus. Mel ergriff die Hand und drückte sie leicht.

»Ach, Mama, ich bin doch schon groß, mir macht das nichts. Hendrik ist wütend, ich gehe ihn jetzt trösten. Mach dir keine Sorgen. Soll ich dir einen Tee machen, Mama?«

»Nein, du bist ein Schatz. Ich versuche zu schlafen. Aber geh bitte, und kümmere dich um Hendrik.«

Hans G. Bartholdy erledigte seine Einkäufe für das heutige Abendessen. Er hatte sich ein Rezept ausgesucht, das er schon lange ausprobieren wollte. Nach einem anstrengenden Verhandlungstag konnte er sich am besten mit dem Herstellen komplizierter Speisen entspannen. An einer der billigen Tankstellen hielt er an und tankte, bevor er nach Hause fuhr. Der Preis für Diesel war wieder erhöht worden. Dennoch war es eine richtige Entscheidung gewesen, den Wagen zu kaufen: Die Benzinpreise waren um einiges höher. Er stellte den Wagen in der Garage ab und ging zur Haustür. Auf dem Weg blieb sein Nachbar, Professor Dieter Stein, bei ihm stehen. Sie wechselten ein paar belanglose Worte. Stein, der an der juristischen Fakultät in Köln unterrichtete, erzählte von einem Seminar über Rechtsbeugung in der BRD. Er habe sich überlegt, ob Bartholdy nicht ein paar Stunden über die Praxis in deutschen Gerichtssälen berichten wollte. Sein Nachbar zeigte sich interessiert, und sie verabredeten einen Abend, um bei einem Rotwein über die mögliche inhaltliche Gestaltung ins Gespräch zu kommen. Sie verabschiedeten sich. Stein war angetan von seinem aufgeschlossenen Nachbarn. Er hatte von Bartholdy eigentlich als von einem äußerst harten und wenig verbindlichen Richter gehört. Insbesondere befreundete Rechtsanwälte hatten sich in dieser Richtung geäußert. Aber am Verlauf *dieses* Gesprächs gab es nichts auszusetzen.

Bartholdy stand inzwischen in seiner Diele und sortierte die Post. Eine Ansichtskarte seines Sohnes aus Sydney. Viel mehr als einen Gruß gab es nicht, aber immerhin, er meldete sich. Nach dem frühen Tod seiner Frau hatte er den Sohn in einem Internat am Bodensee untergebracht. Die Schulferien, die sie in

aller Regel gemeinsam verbrachten, waren bis zur Pubertät erträglich gewesen. Dann wurde es zunehmend schwerer, ein Gespräch zu führen, ohne dass Bartholdy wütend wurde oder sein Sohn gekränkt abreiste. Seitdem der Junge im Studium war, sahen sie sich nur noch zu Weihnachten. Sie hatten einfach keine Berührungspunkte. Anstatt Jura zu studieren wie der Vater, hatte er sich für Kunst entschieden, und nicht etwa für das Lehramt, sondern für die Kunsthochschule in Düsseldorf. Er war gleich beim ersten Anlauf genommen worden. Bartholdy konnte in keiner Weise nachvollziehen, dass die Kleckereien seines Sohnes auf Gegenliebe gestoßen waren. Dennoch, über die Karte freute er sich und stellte sie auf die Notenbank des Flügels.

In der Küche packte er die Lebensmittel aus und öffnete eine Flasche Barolo. Er ging mit dem Glas in seinen Wohnraum und suchte nach Wagners »Tristan und Isolde«. Er legte die erste CD aus dem Schubert ein und lauschte der Ouvertüre, während er genüsslich die ersten Schlucke seines Rotweins kostete. Zurück in der Küche vertiefte er sich in das Rezept für Veau braisé en Casserole, in der Kasserolle geschmortes Kalbfleisch. Das Rezept für sechs Personen reduzierte er um die Hälfte, so würde ihm für morgen immer noch etwas übrig bleiben. Das Kalbfleisch hatte er in der besten Metzgerei von Karlsbach gekauft, wie immer von ausgesuchter Qualität.

Nach dem großartigen Essen, für das er im Esszimmer gedeckt hatte, räumte er rasch die Spülmaschine ein und setzte sich ins Arbeitszimmer. Er hatte noch Urteile von heute zu diktieren. Kurz nach zweiundzwanzig Uhr schrillte das Telefon und unterbrach seinen Gedankenfluss. Unglaublich, dachte er, um diese Zeit noch anzurufen. Ärgerlich meldete er sich.

»Hans, ich muss dich dringend sprechen. Ich weiß, es ist spät,

aber es führt kein Weg daran vorbei. Ich bin in fünfzehn Minuten bei dir.«

Bartholdy war alarmiert. Wenn Rössler um diese Zeit noch kommen wollte, konnte das nur bedeuten, dass sich ein Sturm über ihnen zusammenbraute. *Wieso das?*, fragte er sich. Breckede hatte doch mitgeteilt, dass die Sache in trockenen Tüchern sei, dass sich nur der Preis erhöht hatte.

Jürgen Rössler sah erschöpft aus, als er wenig später Bartholdy gegenüber saß. Den Rotwein lehnte er ab, er wolle nur ein Glas Wasser.

»Morgen fährt jemand aus der Alvermann-Gruppe nach Berlin. Nieheim sitzt dort ein. Wenn die ihm ein Angebot machen, wird er reden.«

Bartholdys Stimme klang heiser, als er antwortete.

»Damit war zu rechnen, dass das irgendwann geschehen würde. Gut nur, dass du Stahl und Grünwald damals die Seegrundstücke zugeschoben hast. Ich kümmere mich gleich darum. Willst du nicht doch einen Schluck? Er ist großartig.«

Rössler nickte jetzt und ließ sich in den Sessel zurückfallen. *Die alten Seilschaften, dachte er. Wenn die halten, geht alles weiter. Durch diesen Irrsinn damals werde ich mein Leben lang an dieses Schwein gebunden sein.* Noch während Rössler mit seinem Glas beschäftigt war, wählte Bartholdy und ging mit dem Telefon aus dem Raum.

Alvermann hatte noch vom Lkw aus eine Fahndung eingeleitet, die wieder ergebnislos verlaufen war. Die Technik hatte noch nachts Spuren im Schuppen und vier Kugeln sicherstellen können. Nach einer kurzen Besprechung mit Masur im Präsidium war er mit Frederik zu sich nach Hause gefahren. Auf dem Weg berichtete der Junge, wo er sich seit seiner Flucht aufgehalten hatte, und vor allem, was seit Meiners Besuch im Schuppen geschehen war. Als sie später in Alvermanns Küche zusammen Brot und Käse aßen, hatte der Junge ihm plötzlich ein Autokennzeichen genannt.

»Von den Männern ... du weißt schon, die das Mädchen in den Park gebracht haben.«

Alvermann hatte sich jeden Kommentars enthalten, die Nummer nur auf den Rand einer Zeitung notiert. Er hatte Frederik noch eingeschärft, auf keinen Fall die Wohnung zu verlassen, weder ans Telefon noch an die Tür zu gehen.

Mitten in der Nacht schreckte er auf. Der Wecker zeigte zehn nach zwei, und er wusste, er würde nicht mehr einschlafen können. Er stand auf und ging in die Küche. Als der Kaffee durchlief, gellte ein Martinshorn durch die vollkommen stille Nacht. Er setzte sich an den Tisch und trank zwei Tassen Kaffee. *Prima, Alvermann, dachte er, genau die richtige Medizin, um schnell wieder einschlafen zu können.*

Die Ereignisse des vergangenen Abends gingen ihm durch den Kopf. Genau damit hatte er gerechnet, nachdem die Presse den Wirbel um den Jungen gemacht hatte. Mitten auf dem Tisch lag der Zeitungsausschnitt mit dem Kennzeichen. Er überlegte, gleich ins Präsidium zu fahren, entschied sich dann aber doch für sein Bett. Trotz des Kaffees war er bald

eingeschlafen. Im Hinübergleiten kam ihm der Gedanke, dass er gerade ein probates Schlafmittel entdeckt hatte.

Der Junge schlief, als sein Gastgeber gegen sechs Uhr aufstand. Keine Dusche, rasieren und im Schnellverfahren über die Zähne bürsten – das Kennzeichen ließ ihm keine Ruhe. Ein kurzer Blick in den Kühlschrank überzeugte ihn, dass Frederik nicht verhungern würde. »Pizza im Eisfach, such dir eine aus«, schrieb er auf einen Zettel. Daneben legte er sein Zweithandy und schrieb noch, dass unter der Eins seine Nummer gespeichert sei, und die Aufforderung, sich bei der kleinsten Auffälligkeit sofort zu melden.

Auf dem Weg ins Büro dachte er, dass alle guten Vorsätze schon wieder beim Teufel waren. Kein Sonnengruß, keine Wanne, und jetzt noch Kaffee mitten in der Nacht. Gleichwohl, sein Körper zeigte sich nicht aufsässig. Er tastete nach der Stelle hinter seinem Ohr. Was immer ihn da geärgert hatte, gab Ruhe.

Im Büro fuhr er seinen Computer hoch. Während er wartete, rief er eine Sozialarbeiterin vom Jugendamt an, die er privat kannte. Sie war noch zu Hause und schien sich über seinen Anruf zu freuen. Ohne große Lust stimmte er zu, sich demnächst wieder einmal abends zu treffen. Dann kam er rasch zu seinem Anliegen und berichtete ihr von Frederik. Der Junge könne noch ein paar Tage bei ihm wohnen und, ja, Frederik sei bestens versorgt. Er kümmere sich um ihn, und außerdem, log er, wohne seine Tante mit im Haus, die ganz wild darauf sei, den Jungen zu verwöhnen.

»So, dann wollen wir mal«, murmelte er vor sich hin. Er gab das Kennzeichen ein, das Frederik ihm genannt hatte.

Die Abarisco zwischen den Fingern, wartete er und suchte nach Streichhölzern. Als Name und Adresse auf dem Bildschirm

erschieden und wenig später die Typenzeichnung des Wagens, wusste er nach einer weiteren Anfrage, dass es sich um den Richter am Amtsgericht Hans G. Bartholdy handelte. *Ach du Scheiße*, dachte er und starrte auf die Informationen. Jäh tauchte eine vage Erinnerung in seinem Hirn auf, die sich nicht konkretisierte, aber weiter durch seinen Kopf geisterte. Masur musste her.

»Es könnte passen, es könnte passen!«

Alvermann schlug mit der Faust auf den Rand seines Schreibtischs. Die Abarisco landete unangezündet wieder in der Schublade, weiß Gott eine Seltenheit. Er druckte die Informationen aus, stürmte aus seinem Zimmer, die Treppen hoch zu Masurs Büro, und riss die Tür auf. Masur telefonierte. Er blickte ihn an wie eine Erscheinung. Alvermann rannte im Zimmer hin und her und zeigte Masur mehrmals mit der Hand an, endlich aufzulegen.

»Sag mal, wer ist denn hinter dir her? Sollte Gröbner es jetzt auf dich abgesehen ...«

»Masur, Schnauze, wir haben vermutlich den Besitzer des Mercedes.«

»Was, wieso, woher denn?«

»Der Junge hat sich das Kennzeichen gemerkt, ist jetzt erst damit rausgekommen. Hier!«

Alvermann hielt dem sprachlosen Kollegen die Ausdrucke hin.

Masur stand auf und las die wenigen Worte. Er ging ans Fenster und atmete tief ein und aus.

»Da sind sie, Alvermann!«

Es schien, als hätte er seitenweise Zeugenaussagen auswendig gelernt, als er zu referieren begann. Und dann kam es: »Eins der Opfer, Laura Heider, hat bei der ersten

Vernehmung im Juli 99 ausgesagt, dass es sich bei diesem ›Guido‹ um einen Mann aus besten Kreisen handle, der das aber schnell vergessen würde. Und später hat sie noch behauptet, er habe mal gesagt, er würde einer Frau dienen, deren Augen verbunden seien.«

»Und?«, Alvermann fuchtelte Masur mit seinen Händen vor der Nase herum, »Beschreibung, Mensch, Beschreibung!«

»Ja, ja, Moment, du bringst mich völlig aus dem Konzept. Schwarzes gelocktes Haar, graue Augen, circa eins siebzig groß und sehr markante Augenbrauen. Alter um die fünfundfünfzig. Die Beschreibung kam auch noch von einer Katharina, Nachnamen nicht parat.«

»Dann ist das auf jeden Fall der andere Kerl, nicht unser Bruzillis. Weiter!«

»Nur mit Gegenständen penetriert, nur ausnahmsweise einen Orgasmus, Mädchen bis zur Pubertät, keine Schambehaarung, und diese Katharina, ach ja, Schwab hieß sie, war sich damals sicher, dass Guido, warte mal, wo verdammt ...«

Masur kramte hektisch in seinen Schreibtischschubladen.

»Das darf nicht wahr sein, Alvermann, ich habe den ganzen Krempel fotokopiert und den Packen hier in dieses Fach gelegt, in einem blauen Hefter.«

Die beiden Männer durchsuchten Schublade für Schublade. Alvermann stutzte einen Moment und suchte weiter.

Masur, du Scheißkerl, wäre auch zu schön gewesen.

Nichts, definitiv, es gab in dem ramponierten Schreibtischmöbel keinen blauen Hefter.

»Bist du dir sicher?«, fragte Alvermann. »Ich meine, hast du sie vielleicht mit nach Hause genommen?«

Masur war schon auf dem Weg zur Tür.

»Blödsinn, nein. Komm mit, es geht gleich weiter. Die Akte 16/305 wird auch nicht bei Bulleken sein, wetten?«

Masur behielt recht: Die Akte, die sich auf den Freier mit dem Decknamen Guido bezog, war nicht aufzufinden.

Alvermann war noch nicht überzeugt und rief Ellen Neusser an.

»Hör mal, versuche doch mal, Bulleken irgendwie an die Strippe zu kriegen, per Handy oder über den Knast. Es eilt.«

Sie nahmen sich noch einmal Stapel für Stapel der 99er Akten vor und sortierten sie den Nummern nach. Die 16/305 war und blieb verschwunden.

Sie gingen in Masurs Zimmer zurück und warteten auf ein Lebenszeichen ihres Kollegen.

Ellen Neusser meldete sich bald:

»Ich habe ihn gefunden. Der ist völlig fertig. Nieheim ist nicht mehr da. Er sucht sich jetzt einen ruhigen Ort und ruft dann zurück.«

Alvermann verstand nicht.

»Was, wie verschwunden?«

»Mehr weiß ich auch nicht. Das kann er dir gleich selber sagen!«

Als sie auflegte, schrillte das Telefon gleich wieder.

Ein völlig verärgelter Bulleken meldete sich und berichtete, Ulfert Nieheim sei nach München unterwegs. Er werde da als Zeuge in einer Kammersache gebraucht, die sich hinziehen könne. Man rechne mit einer Woche, eher mehr. Der dortige Richter habe jegliche Besuche verboten, bis der Prozess vorbei sei.

Alvermann hatte laut gestellt, und Masur schien kurz davor, aus dem Hemd zu springen.

»Nicht zu fassen. Aber hör mal, hier gibt es auch Probleme.

Wir suchen dringend die 16/305er.«

»Die hat Masur mir zurückgegeben. Die Akten müssten vollständig sein oder waren es zumindest gestern noch. Ihr müsst euch die Arbeit machen und alle Stapel durchsuchen. Na, ich kann hier weiter nichts machen, ich komme mit dem nächsten Zug zurück.«

Bulleken beendete das Gespräch.

Die beiden Männer sahen sich einen Moment wortlos an.

»Ihr Arm reicht einfach zu weit, Alvermann!«

Masurs Stimme klang mehr als gereizt.

Alvermann verließ das Zimmer und kam mit seiner Aktentasche wieder.

»Rück die Flasche raus!«

»Ja, ist ja gut. Da war ich noch nicht dran. War was für den Notfall.« Masur holte die Flasche aus der untersten Schublade und reichte sie Alvermann, der sie in seiner Tasche verschwinden ließ.

»Das ist gegen unsere Abmachung. Erinnerst du dich?«

»Hör auf, dich zu ereifern. Ist es nicht. Da fehlt noch kein Schluck.«

»Du Jesuit. Also gut, du wirst auch keinen Alkohol irgendwo, irgendwann und irgendwie in deiner Reichweite versteckt halten, Masur!«

Alvermann hielt ihm die Hand hin, und Masur hielt es für ratsam, einzuschlagen.

»Bei Bernett habe ich einen Termin, Mitte Juni.«

»Und, gehst du auch hin?«

»Ja.« Und dann murmelte Masur noch etwas, das nach einem sehr hässlichen Schimpfwort klang.

»Gut. Also weiter. Lass uns mal nach einem Foto von Bartholdy fahnden.«

Es dauerte nicht lange, und Masur hatte in einer der Suchmaschinen ein Foto von Bartholdy gefunden.

»Da ist er mindestens fünfzehn Jahre jünger, aber die markanten Augenbrauen hatte er damals schon, schwarze Haare und graue Augen. Da ist er, unser Sonnyboy.«

»Hm, ja, ich denke auch, die Beschreibung passt auf ihn. Wobei warst du dir vorhin nicht sicher? Was wolltest du nachsehen?«

»Diese Schwab, meine ich, hätte über eine kleine Narbe gesprochen, die dieser Guido unterhalb des Schlüsselbeins hätte. Der habe sich zwar nie ausgezogen, aber sie hätte bei einer Gelegenheit an seinem Hemd gerissen, da habe sie einen Blick darauf werfen können. Na ja, ich meine schon, mich richtig zu erinnern.«

»Wir sind ein gutes Stück weiter als 99. Und jetzt, Masur ...«

»Wir haben sie aufgescheucht, sie wissen, dass wieder etwas im Gange ist. Keine Fehler, Alvermann, nicht einen einzigen. Und unsere Ermittlungen bezüglich Bartholdy müssen ab sofort verdeckt laufen.«

Bartholdy aß in der scheußlichen Gerichtskantine zu Mittag, Fisch wie jeden Freitag. Heute mit Senfsoße, da schmeckte man nicht, wie alt der Fisch war. In wenigen Minuten würde ihm die junge Frau vorgeführt werden, gegen die er Haftbefehl erlassen hatte. Sie war am Bahnhof aufgegriffen worden. Er ließ den Rest seines Essens stehen. Heute Abend warteten ganz andere Genüsse auf ihn. Er hatte sich diesmal ein spanisches Rezept ausgesucht, Kaninchen mit Tomaten, Oliven und frischen Kräutern. Nachmittags würde er zum Spanier in der Breitestraße fahren und einkaufen. Mal schauen, welche Weine sie dort im Sortiment hatten.

Er ging zurück in sein Zimmer und suchte die Akte raus.

Ihr Anwalt Dr. Rohner kam pünktlich. Er war in Eile und beschwerte sich, dass seine Mandantin noch nicht da sei. Sie tauschten ein paar Floskeln aus. Der Anwalt schaute immer wieder auf seine Uhr. Endlich wurde Frau Schwab vorgeführt. Sie blieb neben ihrem Anwalt stehen, der Wachtmeister setzte sich neben die Tür. Dr. Rohner begrüßte seine Mandantin und bat sie, sich hinzusetzen. Sie schien unter Entzugserscheinungen zu leiden. Mit zitternden Händen kramte sie in ihren Hosentaschen, setzte sich dann endlich. Als der Richter sie ansprach, schaute sie nicht hoch, sondern fasste nach dem Arm ihres Anwalts und flüsterte ihm etwas zu. Dr. Rohner bat den Wachtmeister, ein Glas Wasser zu besorgen. Frau Schwab blickte jetzt zum Schreibtisch des Richters. Sie rieb sich über die Augen. Dann schaute sie wieder hin, starrte regelrecht, mit offenem Mund.

»Da sitzt das verfluchte Schwein, ich glaub es nicht«, schrie sie plötzlich los und stürmte auf den Richter zu. Bartholdy sprang

vom Stuhl und rief nach dem Wachtmeister. Dr. Rohner war einen Moment fassungslos, dann versuchte er, seine Mandantin am Arm zu packen und zu ihrem Stuhl zurückzuführen. Sie schüttelte ihn ab.

»Lassen Sie mich, das ist der Kerl von damals. Hier sitzt er und ist Richter. Ich fasse es nicht!«

Frau Schwab hatte sich eine der Wasserflaschen des Richters gegriffen und schlug mehrmals erfolglos nach ihm. Dann traf sie ihn am Kopf, und die Wunde begann stark zu bluten. Der Anwalt griff jetzt energisch nach ihr, und drehte ihren Arm so heftig nach hinten, dass Frau Schwab von Bartholdy abließ. Sie ließ die Flasche auf den Boden fallen und hielt ihren Arm.

»Sind Sie verrückt geworden?«, keifte sie ihren Anwalt an.
»Sie haben mir den Arm gebrochen, Scheißkerl.«

Endlich kam der Wachtmeister mit dem Wasserglas zurück. Konsterniert betrachtete er die Szene.

»Na los, Mann, worauf warten Sie? Schaffen Sie das Weib hier raus!«, rief Bartholdy. Er ging zu seinem Waschbecken und drückte sich ein Handtuch auf die Wunde.

Bevor der Wachtmeister die Situation erfassen konnte, war Katharina Schwab an der Tür und auf den Gerichtsflur geflüchtet. Dr. Rohner griff nach seinem Handy und wollte einen Krankenwagen rufen, während der Wachtmeister hinter der Flüchtigen herlief.

»Lassen Sie das«, sagte der Richter. »Es hat aufgehört zu bluten. Wir wollen nicht übertreiben.«

Masur war im Haus unterwegs, um die Gruppe zu informieren. Frau Dr. van Laack sollte erst später dazukommen. Vorerst ging es darum, mit dem engsten Team Absprachen zu treffen. Die Situation hatte sich bedenklich zugespitzt, die Gegner saßen in den eigenen Reihen, so viel stand fest.

Alvermann sah sich skeptisch im Gelben Zimmer um. Er ging vor die Tür und wartete ungeduldig auf Masur.

»Bin ich paranoid, wenn ich überlege, ob hier inzwischen Wanzen sind?«

Masur schüttelte den Kopf.

»Habe ich auch schon überlegt. Wir sollten auf Nummer sicher gehen. Womöglich sind alle Zimmer der Gruppe verwantzt. Lass uns auf die anderen warten – sie müssen jeden Moment kommen –, und dann gehen wir zu Nikos. Da ist es um diese Zeit garantiert ruhig.«

Meiners und König verstanden nichts, gingen aber ohne Weiteres mit. Vor dem Präsidium sagte Masur etwas von Vorsichtsmaßnahmen. Sie gingen über die Straße und bogen an der nächsten Ecke in die Schillingstraße ein. Ein paar Meter weiter lag das griechische Restaurant, in dem sie hin und wieder ihre Mittagspause verbrachten.

Alvermann informierte über die neuen Entwicklungen. Auf den Namen des Richters reagierten Meiners und König mit Skepsis. Meiners hielt es für möglich, dass der Junge sich irrte. Und Aussagen von Prostituierten, ob man sich darauf verlassen wolle? Immerhin ging es um einen Richter mit einwandfreiem Ruf.

Masur wies ihn auf die verschwundenen Akten hin und auf die

Verlegung Nieheims. Ob das nicht für sich spreche?

»Die Akten hat Bulleken verschlampt oder du, das kommt doch nicht so selten vor, oder? Und die Verlegung von Nieheim – ja Himmel, ist das nicht ein wenig zu viel Verschwörungstheorie?«

König wandte sich an ihren Kollegen:

»Meiners, du denkst in Schablonen.«

Meiners hatte offenbar Probleme, das zu verdauen, und giftete zurück:

»Immerhin denke ich und bestehe nicht nur aus Gefühlsduseleien.«

»Deshalb sind wir in der Lage, gute Arbeit zu machen. Weil wir unterschiedlich denken und handeln«, beschied Alvermann mürrisch.

»Amen«, setzte Masur obendrauf und fuhr fort:

»Als das Himmelskind gefunden wurde, ging es mir wie Alvermann, die 99er-Sache geisterte mir sofort durch den Kopf. Und jetzt bin ich mir sicher, dass genau die Kamarilla von damals wieder aktiv ist. Ich weiß nicht, wo das Gesindel sich die letzten Jahre verkrochen hat, aber jetzt sind sie auf jeden Fall zurück, und es hat sich nichts geändert. Wir müssen diesmal auf Maßnahmen zurückgreifen, mit denen sie nicht rechnen, die auch nicht legal sind.«

Das war eine klare Aussage. Niemand sagte etwas dagegen. Sie nickten, und Masur sprach weiter:

»Akustische Wohnraumüberwachung und Peilsender ohne Rückendeckung. Wir sollten auch die van Laack nicht mit einbeziehen. Was machen wir, wenn sie dagegen ist? Dann werden wir trotzdem überwachen, und das ist richtig übel. Chef, was meinst du?«

Alvermann sah seine Kollegen an. Er hatte erst ihre Meinung hören und sie nicht beeinflussen wollen.

»Ich sehe keine andere Möglichkeit. Aber wer jetzt aussteigen will, kann das noch tun. Meiners?«

Der grinste in die Runde.

»Ohne mich läuft hier doch gar nichts, Jungs.«

Es war ihnen klar, dass sie ab jetzt neben ihrer Arbeit im Präsidium noch diese zweite, verdeckte Tätigkeit vorantreiben mussten, was mit erheblichem Organisationsaufwand und Mehrarbeit verbunden war. Und mit der Chance auf ein Disziplinarverfahren, wenn nicht mehr. Und es war ihnen auch klar, dass sie ohne richterliche Anordnung die Ergebnisse ihrer Überwachung vor Gericht nicht würden verwenden können. Gerichtsfeste Beweise sollten sich hoffentlich aus ihren eben gefassten Entscheidungen ergeben.

Alvermann wusste, wie dünn das Eis war, auf dem sie sich bewegen würden, und überlegte bis zuletzt, die Entscheidung zu widerrufen.

»Wie verständigen wir uns? Mit unseren Handys?«, fragte Meiners die Kollegen.

Masur nickte und überlegte einen Moment.

»Ja, stimmt. Die Telefone im Präsidium sind auch nicht sicher. Vielleicht übertreiben wir gerade, egal. Ich schlage vor, nur die wichtigsten Infos per Handy. Für Bartholdy gilt ab sofort der Deckname ›Winter‹. Falls das nicht reicht, können wir uns hier jederzeit treffen. Heute ist Freitag – wir sehen uns auf jeden Fall wieder am Montag um achtzehn Uhr, einverstanden?«

»Ich werde Probleme haben, meine Tagesmutter macht da nicht mit. Also muss ich mich ab und zu rausziehen.«

Alvermann beruhigte sie:

»Kein Problem, Johanna, sag vorher Bescheid, wenn es nicht geht. So, jetzt noch die Schichten für das Wochenende.«

»Ich beginne heute bis Samstag früh um acht«, kündigte Meiners an.

»Gut, dann komme ich bis Sonntagabend um zehn. Wir brauchen gute Kameras; besorge ich. Sobald wir ein Foto vorliegen haben, muss Frederik sich das angucken. Und Bulleken muss so schnell wie möglich in die Hütte von Bartho ... Winter. Ich denke, er hat alles, was er für die Überwachung braucht«, teilte Masur mit.

Bulleken hatte sich zu BKA-Zeiten bestens ausrüsten können, behauptete er zumindest. Er musste über einen ungeheuren Fundus an technischem Gerät verfügen. Die Gruppe hatte bereits in einem äußerst schwierigen Fall von Kindesentführung darauf zurückgegriffen. Alvermann wollte die Hintergründe des Vorrats gar nicht so genau wissen.

Er wollte Bulleken noch am Abend aufsuchen, ihn umfassend informieren und ihn bitten, die letzte offene Schicht zu übernehmen. Die Gruppe sah dem Wochenende nicht nur mit Freude entgegen. König sollte keine Schicht übernehmen, wenn es nicht unbedingt nötig war.

Alvermann rief anschließend Frau van Laack an und bat sie, zu ihnen ins Restaurant zu kommen.

»Na, Herr Alvermann, laden Sie mich zu einem Rendezvous ein?«, fragte sie.

Bevor sie dazukam, einigte man sich, bis auf die Überwachung des Richters offen zu sein, und war gespannt auf ihre Stellungnahme.

Sie hatte wieder ein neues Parfum, und Masur richtete es so ein, dass sie neben ihm saß. Sie bestellte sich ein Wasser und schaute erwartungsvoll in die Runde. Anfangs wollte sie immer

wieder den Bericht von Alvermann und Masur, die abwechselnd sprachen, unterbrechen, ließ es dann aber und hörte nur noch zu. Als der Name Hans G. Bartholdy zum ersten Mal fiel, stand sie auf, atmete tief ein und setzte sich wieder hin.

»Und es muss jemand von ganz oben mit im Rennen sein, sonst hätte Nieheim nicht so passend verlegt werden können«, meinte Masur. »Gröbner ist ein zu kleines Licht.«

In Johanna Königs Haaren zeigten sich die ersten Zöpfchen, als sie zu bedenken gab, dass dafür Bartholdys Möglichkeiten wohl kaum ausreichten. Alvermann stimmte zu: Vor allem das Besuchsverbot spreche eine deutliche Sprache.

»Und was denken Sie? Spielt Gröbner mit?«, fragte van Laack. Alvermann gestand ein, dass sie sich nicht sicher seien, aber immerhin bestehe die Möglichkeit.

Masur hatte schon wieder irgendeinen süßen Kram bestellt, den er sich unablässig in den Mund schob. Sie schwiegen und warteten darauf, dass ihre Chefin eine Entscheidung traf.

»Ja«, resümierte van Laack, »das ist in der Tat fatal. Ich muss darüber nachdenken. Habe leider keine schnelle Lösung.«

Sie schaute Alvermann nachdenklich an.

»Sie wollen überwachen, oder? Und ohne richterliche Anordnung, ja? Wenn Sie mir einen Antrag vorlegen, sagen wir morgen früh, kann ich den drei Tage, also bis Montagabend, unbearbeitet lassen. Dann sehen wir weiter. Versuchen Sie Ihr Glück. Mehr kann ich nicht tun.«

Bevor sie auseinander gingen, teilte Alvermann Frau van Laack noch Bartholdys Decknamen mit.

Seine Frau hatte ihm die Post in die Briefschale auf seinen Schreibtisch gelegt. Die Schale hatte seine Tochter irgendwann im ersten Grundschuljahr aus Ton gefertigt. Auf blauem Grund saß ein etwas verunglückter Vogel in Rot, und darunter stand: »für mein liper papa«

Nur Werbung, Dienstpost, nichts Besonderes.

Er ging in sein Arbeitszimmer und schloss die Tür, stand eine Weile verloren im Zimmer, setzte sich dann auf einen Stuhl und kämpfte gegen das Gefühl an, der Himmel stürze über ihm zusammen. Für den Moment sah es so aus, als sei die Bedrohung aus der Welt. Aber für wie lange? Das von damals würde bleiben. Durch Bartholdy war alles wieder hochgespült worden. Unverzeihlich, was der Mann da angerichtet hatte. Wie konnte man mit diesen zarten Geschöpfen so umgehen? Er wollte nichts mehr dafür tun, dass dieser Schlächter weiterhin geschützt wurde.

Jürgen Rössler fasste an diesem Abend einen Entschluss. Er saß bis weit nach Mitternacht am Bett seiner Kinder und verließ dann sein Haus. Es sollte wie ein Unfall aussehen.

Frederik fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben, zumindest seitdem er zurückdenken konnte, richtig wohl. Alvermann hatte das Gästezimmer für ihn hergerichtet. Ein Großteil der Akkordeons war in sein eigenes Schlafzimmer gewandert.

Ihr letztes Gespräch war sehr ernst gewesen. Frederik hatte die Wohnung allein verlassen, ohne auf Alvermann zu warten. Er hatte behauptet, bei dem Wetter nicht den ganzen Tag eingesperrt sein zu können. Das müsse Alvermann doch verstehen. Außerdem sei er nach hinten hinaus verschwunden, es habe ihn mit Sicherheit niemand beobachten können.

»Du hast doch gar keinen Kellerschlüssel.«

Frederik ging mit ihm in das Gästezimmer, durch dessen Fenster der kleine Hof und die sich anschließende Mauer zu sehen waren.

»Und?«, fragte Alvermann, der schon ahnte, was er gleich erfahren würde.

Frederik öffnete das Fenster und war in einem Höllentempo schon dabei, von dem kleinen Mauervorsprung unter dem Fenster weiter auf den Balkon von Frau Nösser zu klettern, als Alvermann brüllte, ob er den Verstand verloren habe.

»Warum?«, fragte Frederik, der inzwischen auf dem Balkon hockte und hochblickte. »Ab jetzt ist es total einfach.«

Alvermann schluckte und zwang sich zur Ruhe. *Ein Stubenhocker ist er nicht, dieser Junge*, dachte er resigniert.

Frederik hatte ihm in die Hand versprechen müssen, in Zukunft auf die Kletterpartie zu verzichten.

Alvermann war erst alleine nach unten gegangen. Er hatte Frau

Nösser die Situation so weit wie nötig geschildert und dann Frederik dazugeholt. Sie war gleich begeistert von ihm und ihrer neuen Aufgabe. Seitdem gab es ein ständiges Kommen und Gehen. Die alte Dame ließ es sich nicht nehmen, für den Jungen zu kochen, wo er doch so ein Strich in der Landschaft sei.

Alvermann hatte ihr mehrmals eingetrichtert, dass Frederik möglicherweise Gefahr drohe. Sie solle darauf achten, dass die Haustür immer verschlossen bleibe, und wenn Frederik auf dem Balkon sei, dürfe nie der Bezug von den Gittern genommen werden.

Frau Nösser war das Pflichtbewusstsein in Person. Bevor sie das Haus verließ, schaute sie erst rechts und links die Straße hinunter, ebenso, wenn sie von ihren Erledigungen zurückkam. Der Verkäuferin in der Bäckerei um die Ecke, die sich über die vielen Brötchen und Leckereien wunderte, die die alte Dame seit ein paar Tagen kaufte, machte sie energisch klar, dass sie das einen feuchten Kehricht anginge.

Bulleken war stinksauer aus Berlin zurückgekommen. Er hatte sich vorgenommen, mit Alvermann abzusprechen, eine schriftliche Beschwerde an den Leiter der Haftanstalt Tegel zu schicken. Er stand gerade in seiner Küche, um ein paar Eier zu braten, da rief sein Chef ihn an. Es war schon nach zweiundzwanzig Uhr, und bei dessen Ankündigung, ihn noch besuchen zu wollen, wendete er ratlos seine Spiegeleier. Als Alvermann dann wenig später erschien und ihm von den neuesten Entwicklungen berichtete, war er Feuer und Flamme. Sie aßen die Eier zusammen, und Alvermann war angetan von dem Chiligewürz, das Bulleken auf alles streute, was nicht bei drei auf dem Baum war, wie er zugab.

»Geht die ganze Geschichte nicht einfacher mit einem Richtmikrofon? Dann wären es immerhin ein paar Straftatbestände weniger. DNA-Proben kriegen wir auch woanders her. Ich will noch einmal deutlich machen: Wir haben keine offizielle Rückendeckung. Das ist dir klar, ja?«

Bulleken winkte ab.

»Arbeitet nicht präzise genug. Haben wir nur eingesetzt, wenn es unmöglich war, in umschlossene Räume einzudringen. Nein, Chef, kein Problem, bin bis jetzt überall reingekommen. Und dann bin ich an der Quelle und kann mir die Proben aussuchen. Und wenn er nach Hause kommt, werde ich auch seinen Pkw noch etwas aufrüsten.«

Er ließ sich die Adresse geben und überprüfte die Inhalte zweier Koffer. Alvermann schaute ihm interessiert über die Schulter, verkniff sich aber jede weitere Frage.

Sie verließen gemeinsam die Wohnung und trennten sich vor der Haustür.

»Wenn es zu kompliziert wird, hör einfach auf.«

Bulleken hielt die beiden Koffer hoch.

»Keine Sorge, alles auf dem neuesten Stand und alles ohne Schwager.«

Sie mussten beide lachen.

»Ruf mich an, wenn du durch bist, dann kann ich besser schlafen.«

Bulleken wusste, dass Alvermann vorher kein Auge zumachen würde.

Bonzenviertel, dachte Meiners, als er in die Akazienstraße einbog und gut fünfzig Meter von Bartholdys Haus entfernt zwischen einem Transit und einem Pkw einparkte. Alvermann hatte ihn angerufen und informiert, dass Bulleken unterwegs sei. Meiners vertrieb sich die Zeit mit einem Kilo Äpfel und einem Riesenbecher Nussjoghurt. Beim dritten Apfel klopfte Bulleken ans Fenster.

Er reichte Meiners seinen Koffer und fegte den Müll vom Sitz.

»Hallo, Meiners. Los geht's. Bist du sicher, dass das Haus leer ist?«

»Ja, der wohnt alleine, war heute im Gericht und ist noch nicht nach Hause gekommen. Keine Ahnung, wo der sich rumtreibt. Du hast freie Bahn. Hab dein Handy griffbereit, ich melde mich, wenn er auftaucht.«

Bulleken brauchte einige Zeit, um die Alarmanlage des Richters zu entschärfen. Das Einbauen der Wanzen hatte er rasch erledigt, ebenso mehrere DNA-Proben eingetütet. Nach fünfundzwanzig Minuten saß er wieder neben Meiners und trank dessen Kaffee.

»So ein Glück, Klopapier mit Blut, mitten auf dem Waschbecken. Vom Rasieren wahrscheinlich. Dafür brauchen

die vom LKA nicht lange.«

Nachdem er sich bei Alvermann gemeldet hatte, wies er Meiners in die Bedienung der Abhöranlage ein.

»Was ist in dem anderen Koffer?«, wollte der Kollege wissen.

»Ein Peilsender, da träumt unser Schlechtriem von.«

Meiners hatte weniger Berührungsängste als sein Chef: »Wo ist der her? Die Story mit dem BKA kannst du dir schenken.«

»Sagen wir es mal so: Ich käme mit einer Verwarnung davon ...«

Meiners warf ihm einen skeptischen Blick zu, bohrte aber nicht weiter. Stattdessen fragte er, wie es in Berlin gelaufen sei, und Bulleken berichtete von der missglückten Aktion. Die Justizbeamten in Tegel hatte er gefressen.

»Die waren derartig unkooperativ, nicht zu glauben. Es war doch wohl klar, dass ich stinksauer war. Hatte ja gestern noch angerufen und den Besuch angekündigt, da kam kein Wort von einer Verlegung. Da müsse ich mich irren und weiterer Schwachsinn. Jemand von der Leitung war nicht zu sprechen, und ich konnte wieder abziehen. Übrigens ein übler Bau, schon ein Grund für mich, nie straffällig zu werden.«

Meiners gähnte herzhaft, und Bulleken bot ihm an, ein paar Stunden zu bleiben. Meiners nahm das Angebot nur zu gern an und verdrückte sich auf den Rücksitz. Er war im Nu eingeschlafen; sein Schnarchen war nicht von schlechten Eltern. Bulleken verließ den Wagen, um sich die Beine zu vertreten. Er ging die Straße hinunter bis zu einem kleinen Wäldchen und atmete die milde Juniluft ein. *Was könnte man in so einer Nacht alles anfangen*, dachte er, *statt einen Sausack zu beschatten*. Er setzte sich auf einen Randstein und guckte in den Himmel. Irgendwann fuhr ein Auto an ihm vorbei und hielt vor dem Haus des Richters.

Es geht los, dachte er und hielt sich im Schatten der Bäume, als er zum Auto zurücklief. Er schlüpfte auf den Beifahrersitz und weckte Meiners.

Die Geräusche aus dem Haus waren von einer unglaublichen Präzision. Erst Schritte, dann Türen, die auf-und zugingen, eine Flasche, die entkorkt wurde, sogar Schlucke. Und schließlich Klaviermusik, hin und wieder unterbrochen von Gemurmel und Wiederholungen.

»Ich glaube, Beethoven«, flüsterte Meiners.

»Du brauchst nicht zu flüstern«, lachte Bulleken.

Die beiden hörten der Musik zu, der Richter war ein guter Spieler. Dann kehrte irgendwann Ruhe ein, nur noch ein paar Schlucke aus dem Glas, Pinkeln und Wasserspülung und zuletzt leise Geräusche, die darauf schließen ließen, dass er zu Bett ging.

»Der putzt sich nicht die Zähne, der Kerl. Hoffentlich fallen sie ihm bald aus. Tja, das war es für heute. Ich verschwinde noch mal kurz und bringe den Peilsender unter.«

Als Bulleken sich endgültig verabschieden wollte, hatte Meiners noch eine kleine Bitte: »Hör mal, ich brauche dringend etwas zu essen. Wenn ich müde bin, muss ich wenigstens was für zwischen die Zähne haben. Kannst du nicht eben zur Frittenbude am Ring fahren? Bring einmal alles, was die haben, ja? Dann darfst du nach Hause.«

Bulleken kam bepackt wie ein Maulesel zurück. Er legte die Päckchen neben Meiners und verdrückte sich gähmend.

»Viel Spaß, Meiners, ich haue ab. Bring noch die Proben auf den Weg. Bin auch todmüde. Wenn was ist und du mich brauchst, rufe mich an. Jederzeit.«

Netter Kerl, dachte Meiners und machte sich auf ein paar

höchst langweilige Stunden gefasst.

Als Masur endlich am Morgen erschien, fühlte Meiners sich gerädert und um Jahrzehnte gealtert. Er stieg aus dem Wagen aus und lief ein paar Schritte, während Masur Kaffee und Brötchen auspackte. Sie frühstückten, und Meiners berichtete von der vergangenen Nacht. Bevor er ging, erklärte er Masur die Anlage.

»Mittlere Lautstärke reicht absolut, sonst fallen dir die Ohren ab.«

»Hoffentlich spielt der auch morgens Klavier. Hätte ich nichts gegen einzuwenden. Aber wie ich mein Glück kenne, geht der nur aufs Klo.«

»Ja, ja, kann alles sein, ich muss jetzt pennen. Dämlicher Job, aber wollten wir ja so. Gute Nacht, mein Freund.«

Nikos Restaurant war fast leer, als Bulleken einen Tisch suchte, an dem sie alle Platz hatten. Er ging in den hinteren Raum und setzte sich an einen Tisch, der durch große Pflanzen verdeckt wurde. Falls jemand vom Präsidium erschiene, würden sie behaupten, Königs Geburtstag nachfeiern zu wollen.

Er bestellte einen Vorspeisenteller. Wie schnell war alles in Bewegung gekommen. Sie hatten einen Verdächtigen in der Stettner-Sache, und sie würden ihn überführen – die Frage war nur, wann. Masur kam als Nächster und schlang gierig ein paar der Köstlichkeiten von Bullekens Teller hinunter.

»Wie der Chef. Jetzt kannst du auch alles haben, ich bestelle mir einen neuen.«

»Komm, sei friedlich. Hunger ist schlimmer als Heimweh, hat meine Großmutter schon immer gesagt. Ich bestelle dir einen neuen. Dann kann ich ja hier weiter essen, was?«

»Klar, iss ruhig. Ich bin schon ziemlich rumgekommen, aber was du und Alvermann so wegfressst!«

»Na ja, das ist das, was uns vom Leben noch bleibt«, erklärte Masur und rief nach der Kellnerin.

Bald waren alle bis auf Alvermann anwesend. Er hatte angekündigt, dass das LKA seiner Eilaufforderung nachkommen und ihm die Ergebnisse noch am Abend zumailen wollte.

Als er endlich erschien, trat erwartungsvolle Stille ein.

»Wir müssen uns noch gedulden. Obwohl die mit seinem Blut arbeiten können, brauchen die noch. Spätestens morgen früh.«

Die Spannung ließ merklich nach. Weitere Vorspeisenteller wurden geordert. Masur berichtete von seiner Schicht. Bartholdy habe Besuch von einem Professor Stein bekommen.

»Nach endlosem Geschwafel über Rotweine aus Frankreich und den richtigen Korkenzieher wollte ich schon reingehen und mal ein anderes Thema vorschlagen. Die sind mir so was von auf den Sack gegangen. Und dann hat unser Bartholdy zu einer kleinen privaten Weinprobe geladen. Ich erspare mir weitere Schilderungen. Was die da an dem einen Abend weggesoffen haben, davon kann eine fünfköpfige Familie in Freuden einen Monat leben. Dann kamen sie endlich zum Thema, Rechtsbeugung in unserem schönen Land. Soweit ich das verstanden habe, bemängelte Stein, dass die Justiz sich vorsorglich einen Selbstschutz für richterliches Fehlverhalten geschaffen habe. Nicht etwa eine unabhängige Institution entscheide darüber, ob eine Rechtsbeugung vorliege, diese Bewertung behalte sich die Justiz selbst vor. Junge, Junge, da ging die Post ab. Bartholdy ist regelrecht ausgeflippt.«

»Und, wie ging es aus?«, wollte Meiners wissen.

»Ich weiß es nicht. Plötzlich donnerte mir Wagner um die Ohren, und die beiden haben geröhrt wie die Hirsche.«

»Bitte?«

»Die haben mitgesungen.«

Bulleken, der die letzte Schicht am Wochenende bis Montag früh hatte, beklagte sich darüber, dass nicht ein Ton an sein Ohr gedungen sei.

»Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen oder so ähnlich. Trifft auf unseren Freund zu«, feixte Meiners und verabschiedete sich. Er hatte die nächste Schicht.

Sie mussten warten, bis sie die Ergebnisse vom LKA hatten. Vorher waren ihnen die Hände gebunden. Niemand zweifelte an einer Übereinstimmung.

»Was machen wir mit dem Antrag, den wir bei unserer Frau Doktor liegen haben?«

»Ganz einfach, Bulleken, den erneuern wir alle drei Tage, damit sie keine Probleme kriegt und ... äh ... wir auch nicht«, beschied Alvermann. Er hatte sich rundherum an den Vorspeisen gütlich getan.

»Warum bestellst du dir nicht selber einen?«, hatte Masur gemeckert.

»Fragte wer?«, wollte Bulleken wissen.

»Bin heute zum Essen eingeladen, da isst man sich vorher nicht satt.«

»Das merkt man.«

Masur hob sich seinen Teller auf den Schoß und grinste.

»Übrigens«, teilte er kauend mit, »kam heute in den Nachrichten, der Rössler hat sich totgefahren, irgendwo auf der Landstraße. Armer Kerl, der hatte noch viel vor. Aber politisch gesehen können wir froh sein. Der hatte ein Herz für die Dagoberts dieser Welt.«

»Wer sind die?«, wollte Bulleken wissen.

»Sag mal, mit wem hast du eigentlich deine Kindheit verbracht?«

Janne hatte Alvermann mit der Ankündigung eingeladen, sie wollte für ihn kochen. Alvermann, der um ihre Kochkünste wusste, hatte deshalb beim Griechen ordentlich zugelangt. Vorsichtshalber hatte er auch noch für einen sättigenden Nachtisch gesorgt. Er war bei seinem Lieblingsitaliener vorbeigefahren und hatte eine »Torta al limone« besorgt. Janne wunderte sich nicht über den Riesenkarton.

»Du traust meinen Kochkünsten nicht, was ich verstehe. Obwohl, ich glaube, dieses Mal habe ich mich selbst übertroffen, du wirst sehen. Was darf es zum Anfang sein?«

»Auf keinen Fall Kaffee, habe bestimmt zwei Kannen intus. Ich versuche es mal mit einem Tee und einem nassen Kuss.«

Im Anschluss an die feuchtfröhliche Begegnung erzählte Alvermann von seinem kleinen Gast, während Janne in der offenen Küche, die sich an ihr Wohnzimmer anschloss, hantierte.

»Wie lange soll er bei dir bleiben, hm? Er muss zur Schule und einen geregelten Tag haben. Bei dir hat er es gut, für den Moment, und du genießt es auch, glaube ich.«

Alvermann lachte und gab ihr recht:

»Ja, stimmt, ich mag ihn. Er ist ein besonderer Junge, leider mit einer dieser Mütter gesegnet, die an einen Schläger geraten sind und nicht loskommen. Ja, ich weiß, sobald diese Geschichte überstanden ist, sehen wir weiter. Im Moment ist er bei mir ganz gut aufgehoben.«

Janne goss Tee auf und holte ein Ciabatta aus dem Backofen. Fluchend ließ sie es gleich wieder fallen, es landete auf dem Boden.

»Hm, zu heiß, oder?«

Alvermann war aufgestanden und hatte das Brot mit einem Küchentuch aufgehoben. Er legte es auf den Tisch. Janne stellte eine Schüssel mit irgendwas dazu.

»Da, du wirst entzückt sein.«

Alvermann brach ein Stück Brot ab und strich sich die rote Paste darauf. Als Janne den ersten Bissen genommen hatte, aß er auch. Es schmeckte verdammt gut.

»Habe ich selbst gemacht: gebratene Paprika, schwarze Oliven und Knoblauch. Gut, oder?«

Sie aßen das Brot gemeinsam auf, und vom Inhalt der Schüssel blieb auch nichts mehr übrig. Alvermann war absolut satt.

»Bin gespannt auf den zweiten Gang nach diesem einzigartigen Entree. Was gibt es noch?«

»Du kannst jetzt noch ein Stück von deiner Torte essen, du Vielfraß. Und wenn das nicht reicht, kannst du hinterher an *mir* noch ein wenig rum ... äh ... nagen.«

Sie stellte die Torte vor ihn auf den Tisch. Er zog sie auf seinen Schoß und massierte ihr die Schultern.

»Das war wunderbar und genau richtig. Ich kann nichts mehr runterbringen, höchstens nachher vielleicht noch einen Wein, wenn du den hast.«

Er nahm einen kleinen Löffel und fütterte Janne, wobei sie bald selber wie eine Torte aussah. Er holte ein Stofftaschentuch aus der Jackentasche und wischte ihr die süße Masse aus den Mundwinkeln.

»Du bist der einzige Mann, den ich kenne, bis auf meinen Vater, der Stofftaschentücher benutzt.«

Alvermann steckte das Tuch wieder zurück und sah Janne

belustigt an.

»Und du bist die einzige Frau, die ich kenne, bis auf meine Mutter, die nie mit Plastiktüten vom Einkaufen kommt, sondern diese netten kleinen Stoffbeutelchen benutzt.«

»Gut, soweit interessante Übereinstimmungen.«

Sie zog seinen Kopf zu sich und streichelte die Stelle über seinem Ohr.

»Wie geht's dem Blutdruck und dieser Stelle hier? Und die Entspannungsübungen? Lass mich raten: alles Schnee von gestern, oder?«

»Es ist besser geworden. Den Morgengruß mache ich allerdings zurzeit eher weniger und die Übungen, die du mir gezeigt hast, bei Bedarf. Wenn wir diese Geschichte hinter uns haben, versuche ich einen neuen Anlauf.«

Es ging ihnen gut, bis Janne wieder mit Holland anfang. *Warum habe ich Idiot ihr bloß davon erzählt?*, fragte sich Alvermann und mochte nicht mehr weiter lügen.

»Ja, ich fahre noch ab und zu. Ich habe dir neulich nicht die Wahrheit gesagt. Es tut mir leid.«

Janne holte den Tee, der inzwischen nur noch lauwarm war.

Alvermann hatte, was er sonst nie tat, gleich zwei Schmerztabletten geschluckt und wartete auf das Ergebnis. Seine linke Kopfhälfte schien in absehbarer Zeit zerspringen zu wollen. Seine Hände zitterten, als er das Papier herumreichte, auf das sie alle gewartet hatten: das Ergebnis der DNA-Analyse der Bartholdyschen Proben. So unglaublich es war – es gab keine Übereinstimmung mit den Proben vom Körper des Stettner-Mädchens.

»Kollegen«, sagte er, »wir laufen nur noch vor Mauern, obwohl wir alles versucht haben. Ich sehe im Moment nicht, wie es weitergehen soll. Frederik hat ihn auf unseren Fotos wiedererkannt, er fährt das richtige Auto, und ich bin sicher, dass er dieser Guido aus dem 99er-Fall ist; die Beschreibungen stimmen bis ins Detail. Und er hat die Mittel und Wege, unsere Arbeit zu blockieren. Er ist es, verdammt. Wie immer das geschehen konnte, sein Arm muss bis ins LKA reichen.«

Es wurde still, während Alvermann gesprochen hatte. Seine Erschütterung teilte sich unmittelbar mit, seine Sätze lähmten die Gruppe. Meiners war der Erste, der die Bedrückung abschüttelte. Er sprang auf.

»Nein, nicht mit mir!«, rief er und lief vor der Nische, in der sie saßen, hin und her.

Als ein besorgter Kellner erschien und fragte, ob er helfen könne, dankte Alvermann ihm für seine Aufmerksamkeit, es sei alles so weit in Ordnung.

Meiners setzte sich wieder. Alle fingen jetzt gleichzeitig an zu reden und machten ihrer Empörung Luft. König schließlich brachte auf Alvermanns Verdacht, das LKA sei infiltriert, noch

einmal einen Gedanken ins Spiel, den sie schon ad acta gelegt hatten:

»Lasst uns noch mal überdenken, ob er nicht doch dafür gesorgt haben kann, bei seinen Aktivitäten keine Spuren zu hinterlassen. Ihr wisst schon, dieses Latexzeugs. Die Frage ist dann nur, von wem die siebenundsechzig Prozent sind. Die berechtigten Personen scheiden aus, von wem also dann?«

Alvermann schloss für einen Moment die Augen. Er überlegte, sich jetzt hier gleich vom Stuhl fallen zu lassen und nie wieder aufzustehen. Er blieb einen Moment bei diesem verlockenden Bild.

»An die Zwei-Täter-Theorie glaube ich nicht. In den Zeugenaussagen der Mädchen damals gab es keine entsprechenden Hinweise. Klar könnte er seine Vorlieben verändert haben, aber für mich ist er eher der selbstherrliche Täter, der die absolute Dominanz mit niemandem teilen will. Die siebenundsechzig Prozent sind von ihm, das sagen mir meine Erfahrung und natürlich der bisherige Verlauf unserer Ermittlungen.«

Alvermanns Sicht auf den Täter, die er schon an anderer Stelle vertreten hatte, überzeugte die anderen nach wie vor, sie verabschiedeten die Theorie fürs Erste.

»Vielleicht kommt Masur da oben einen Schritt voran. Der ist doch für jede Überraschung gut. Wir geben jetzt auf keinen Fall auf, damit das klar ist!«, hörte er die Stimme von König erneut.

Sie erhob sich.

»Fünf Minuten Pause, und dann geht es weiter.«

Alvermann stand auf und ging zur Herrentoilette. Er hielt seinen Kopf unter den Wasserhahn. *Was sind das, dachte er, für ungeheure kriminelle Kräftebündelungen in Justiz und*

Polizei? Und womöglich spielt auch die Politik eine Rolle. Und dann dachte er noch, dass er kurz davorstand, aufzugeben.

Nach der Pause hatte sich die Stimmung der Gruppe kaum geändert. Wo war das Material vertauscht worden? Alvermann konnte inzwischen wieder klar denken.

»Ich will mir nicht vorstellen, dass da jemand vom LKA mitgespielt hat. Irgendwo vorher ist die Sauerei passiert. Wo genau werden wir nicht herausfinden, wie so vieles nicht in diesem Fall.«

Meiners wollte nicht locker lassen.

»Wer kommt dafür infrage? Überlegt doch mal.«

Sie gingen gemeinsam Station für Station durch, die die Proben auf dem Weg zum LKA passieren mussten. Bulleken winkte bald ab.

»Stimmt, wir stochern im Nebel, ohne einen Schritt voranzukommen. Wir können davon ausgehen, dass Aufträge unserer Arbeitsgruppe an das LKA, überhaupt unsere gesamten Aktivitäten überprüft werden, seitdem wir uns die 99erAkten besorgt haben. Also, wie weiter?«

Meiners, der die Nacht vor Bartholdys Haus verbracht hatte, schlug vor, die Wohnraumüberwachung einzustellen.

»Es hat bisher nichts gebracht und kostet zu viel Kraft. Und Bartholdy wird den Ball flach halten, selbst wenn er nicht davon ausgeht, dass wir illegal überwachen.«

Alvermann schüttelte den Kopf.

»Wir hören jetzt nicht auf, selbst wenn du recht hast. Wir lassen die Überwachung weiterlaufen. Wenigstens noch diese Woche. Gut, was können wir noch tun außer darauf zu hoffen, dass Masur in Aldenburg das gelingt, was wir hier nicht schaffen?«

Meiners beugte sich vor.

»Wie wäre es, wenn Frederik Bartholdy anruft. Ich denke an eine fingierte Erpressung. Dann sind die Wanzen im Telefon wenigstens zu etwas gut. Ja, ja, ich weiß, guckt nicht so skeptisch. Er braucht nur anzurufen und zu sagen, dass er der Junge ist, der alles gesehen hat, vor allem seine Autonummer, und dass er Geld von ihm haben will, das ist alles. Und dann lassen wir uns überraschen, wie der Herr Richter reagiert. Auf jeden Fall scheuchen wir ihn auf. Dann muss einfach etwas in Bewegung kommen.«

Die Gruppe diskutierte hin und her, kam aber zu keinem Ende.

»Der ist zu clever, der wird am Telefon nichts von sich geben, was gegen ihn verwendet werden kann, da bin ich sicher«, meinte König. »Aber versuchen können wir es.«

»Wenn wir das tun, braucht der Junge mehr Schutz. Er ist jetzt schon gefährdet nach den Presseberichten. Wohin mit ihm? Mir ist nicht wohl bei dem Gedanken, Frederik zu benutzen.«

Alvermann dachte an seinen Freund und Kollegen, der gerade im Zug saß und gen Norden fuhr. Vielleicht brachte Masur in Aldenburg tatsächlich die Mauern zum Einstürzen, oder es fiel wenigstens der eine oder andere Stein.

Masur hatte den Nachtzug genommen und musste zweimal umsteigen. Er mochte die Landschaft immer weniger. Im Morgengrauen sah er öde kleine Dörfer und endlose Landschaften, grau in grau, eine echte Herausforderung, hier zu leben und sich nicht eine Kugel in den Kopf zu jagen. Er brauchte das laute satte Leben von vielen Menschen und dem, was sie ständig produzierten, selbst die hässlichen kleinen Intrigen.

Er hatte versucht, sich um diese Reise zu drücken, aber Alvermann hatte sich nicht erweichen lassen.

»Mach dir selber ein Bild da oben, rede mit den Leuten, und nimm dir so viel Zeit wie nötig. Fang mit Aldenburg an, und sieh dich auch in Breckede um. Wir kommen über Bartholdy nicht weiter. Der hält still. Das kennen wir doch. Ratten überleben, weil sie einen gut entwickelten Instinkt haben. Die Überwachung kriegen wir auch ohne dich hin. Und ich gehe davon aus, dass du nicht trinkst.«

Deshalb saß er jetzt im Zug und glotzte unausgeschlafen aus dem Fenster. Bald zog eine Regenfront vorüber, feiner Regen pladderte gegen die Scheibe.

Während der Fahrt war er immer wieder eingeschlafen und aufgeschreckt, wenn der Zug gehalten hatte. Bilder, die König ihnen gezeigt hatte, geisterten durch seinen Kopf. Der winzige Junge mit dem aufgerissenen Mund, das Himmelskind und all die anderen Jungen und Mädchen ohne Namen. Und ihre Augen, schon erloschen, bevor das Abenteuer Leben für sie beginnen konnte.

Es war noch dämmerig, als er auf den Bahnhofsvorplatz trat. Der Regen war stärker geworden. Er fröstelte und fühlte sich

verschwitzt und übel riechend nach der endlosen Zugfahrt durch die Nacht.

Das ist also Aldenburg, die Perle des Nordens.

Er winkte einem Kombi, an dessen Seite in schwarzen, großen Buchstaben das Wort Taxi stand. Der Wagen kam quietschend vor ihm zu stehen. Als Masur einstieg, nannte er die Adresse und nahm im selben Moment einen fragwürdigen Geruch wahr. Er wollte den Fahrer danach fragen, als er auf dem Vordersitz den Übeltäter ausmachte, eine geöffnete Plastikdose. Der Fahrer schien seinen Blick bemerkt zu haben. Er lachte gutmütig, hob die Dose hoch und bot Masur vom Inhalt an:

»Wurst, lecker, für lange Nacht mit Arbeit.«

Masur behauptete, im Zug gegessen zu haben, und lehnte sich in den Sitz zurück.

Der Wagen hielt nach knappen fünfzehn Minuten. Der Fahrer holte sich gerade das letzte Stück Wurst, das er mit großem Vergnügen verdrückte.

Junge, Junge, räsionierte Masur, bei dem, was die hier oben essen, kann das ganz schnell ein schlimmes Ende nehmen.

Er verkniff sich eine Warnung, bezahlte und stieg aus. Er eilte durch den Regen und betrat die Pension.

Das erste Licht des Tages sickerte grau durch das Fenster seines Zimmers. Es kam kein Licht, als er den Schalter betätigte. Aber die kleine Lampe am Tisch funktionierte immerhin. Er legte die Jacke ab und warf sich erschöpft auf den Stuhl am Bett. Eine Weile verharrte er regungslos und starrte vor sich hin. Schatten krochen aus den Winkeln des Raumes. Masur raffte sich auf. Ein Blick in den kleinen Kühlschrank genügte, um zu wissen, dass der Abend schwer werden würde. Er duschte und kroch zwischen die Laken. Den Wecker stellte

er auf zehn Uhr, um das Frühstück nicht zu verpassen.

Natürlich schmeckte nichts, nicht hier in diesem Kaff, weit weg von Karlsbach, wo die Kollegen gerade über die neuesten Entwicklungen diskutierten, während er hier vor sich hin dümpelte. Der Kaffee war bitter, und das Frühstücksbuffet schien für die Ewigkeit gedacht: Butter, Käse, Wurst, Marmelade, alles eingeschweißt für den Fall, dass das Zeugs auch nächstes Jahr noch schmecken sollte.

Ein guter Anfang. Der Tag wird sicher ähnlich verlaufen. Ich befinde mich in jeder Hinsicht am Arsch der Welt, befand Masur. Erstaunlich, wie viele von den Plastiktöpfchen er dann doch knackte, um sich mit dem Inhalt zu vergnügen.

Gegen elf Uhr machte er sich auf den Weg.

Der Mann an der Rezeption zeigte sich behilflich.

»Wollen Sie zur Buchenhecke oder zur Buchenecker Gasse?«

»Hm, nein, zur Buchenhecke. Wie weit ist es bis dahin?«

»Richtung Innenstadt, zwanzig Minuten, länger nicht.«

Er beschrieb ihm den Weg, und nach zwei »links« und zwei »rechts« winkte Masur ab.

»Um ehrlich zu sein, ich leide an etwas, was man gemeinhin einen lausigen Orientierungssinn nennt.«

Wenig später machte er sich zu Fuß auf den Weg, in der Hand ein Stück Papier mit der Wegbeschreibung, die der freundliche Rezeptionist im Nu aufgezeichnet hatte. Die düsteren Wolken hatten sich verzogen, und die Sonne zeigte sich hin und wieder. Masur konnte problemlos der Zeichnung folgen und näherte sich dem Zentrum. Er wunderte sich schon lange nicht mehr darüber, dass die Innenstädte sich immer ähnlicher wurden.

Überall die gleichen Läden mit den gleichen Angeboten, giftete er übellaunig vor sich hin, ob in Stockholm, Madrid oder

Aldenburg. Einkaufsparadies, du lieber Himmel. Wer will schon historisch gewachsene Besonderheiten? Sich überall wie zu Hause fühlen, das will der moderne Mensch.

Seine Stimmung ging gegen null, als er sich selbst in einem Schaufenster begutachten konnte: grau, faltig – und Klamotten, die mit ihm gealtert waren.

Der Pornoladen in der Buchenhecke überraschte ihn. Die junge Dame, die auf ihn zukam, entsprach nicht im Geringsten seinen Erwartungen, überhaupt wirkte der ganze Laden klinisch rein wie eine Apotheke. Er brachte es kaum über sich, die Dame in ein Gespräch zu verwickeln, an dessen Ende er sein Interesse an Kinderpornografie kundtun wollte. Die Verkäuferin, so nett sie zu Anfang des Gesprächs war, wurde zusehends distanzierter, und als er seinen Wunsch benannte, schnauzte sie:

»Was glauben Sie, wo Sie hier sind? Hauen Sie ab, Mann, bevor ich die Polizei rufe.«

Damit rauschte sie in den hinteren Teil ihrer Apotheke, und Masur dachte, dass er hier keine Lust hätte, sich auf die bunten Bilder einzulassen, was er durchaus hin und wieder gern tat.

»Turnt sowieso nur ab hier«, murmelte er im Rausgehen und hielt dabei einem Paar die Tür auf, sie Mitte fünfzig, er höchstens halb so alt.

Was hatte er vorhin an der Rezeption gehört? Eine Straße, die so ähnlich klang wie die Buchenhecke? Buchenecker Gasse? Johanna König, ich hab was gut bei dir.

Er fragte bei einer älteren Dame nach, die sich richtig anstrengte und mit beiden Händen den Weg wies. Die Erklärungen hörten sich kompliziert an, danach musste die Gasse am anderen Ende der Stadt sein. Er ahnte, dass er nur herumirren würde. Ein Stück weiter die Straße hoch standen

Taxis. Er landete bei seinem Wurrste-Mann, der diesmal ohne Proviant unterwegs war, den Geruch aber in den Polstern konserviert hatte. Nach zwei, drei Minuten hielt das Taxi. Menschenskind, was hatte die Frau gerade für einen Mist erklärt, dachte Masur und stieg aus, kaum dass er eingestiegen war.

Die Buchenecker Gasse lag am Rande des alten Ortskerns mit malerischen kleinen Fachwerkhäusern und mannshohen Stockrosen vor den Türen. *Sieh an, hier sollte die Abrissbirne der Stadtväter mal nach dem Rechten sehen. Hier wäre doch Platz für die großen Kästen, in die viel Mensch hineinpasst. Und wie wäre es mit einer Stadtautobahn mitten durch die Romantik? Gebaut von Bauunternehmern, die sich nicht lumpen ließen, liebe Stadtverwaltung?* Masur hing wirklich durch.

Er fand den Laden nicht gleich, der sich schamhaft in einem Hinterhaus versteckt hatte.

Schmuddelig, düster und ein Verkäufer, der in eines seiner Produkte starrte, ohne sich stören zu lassen. *Hier wären wir also richtig*, dachte Masur und inspizierte den Laden. Kinderpornografie war nicht in den Auslagen zu finden, dafür aber wirklich alles, was halbwegs legal zu haben war, weiß der Teufel.

Masur griff sich ein Heft nach dem anderen und betrachtete die Fotos. Er fühlte sich beobachtet und zeigte sich im höchsten Maße interessiert, auch als er im Eifer Abbildungen für eine Fraktion in der Hand hielt, für deren Objekte der Begierde sich eigentlich nur die Windelindustrie interessieren konnte.

Er war einmal bei Ermittlungen auf eine solche Gruppe gestoßen, als diese gerade tätig war. Später hatte er mit Alvermann darüber geredet.

»Wenn doch alle Beteiligten das wollen, lass sie doch.«

Masur sah das heute ähnlich, damals hatte er gewütet:

»Du warst heute nicht dabei, sonst würdest du anders reden. Manche Menschen muss man vor sich selber retten, und die Scheißfresser gehören dazu.«

Masur wurde bei dem Mann an der Kasse vorstellig:

»Hör mal, die Bildchen sind ganz nett, ich suche aber eher nach dem, was Sie unter der Theke haben, hm? Was für die richtig bösen Jungs.«

»Aha. Und woher weiß ich, wer da vor mir steht? Da müssen Sie mir schon einen Namen nennen, das ist üblich.«

Ekelhaft, der Mann roch nach altem Zigarettenrauch und anderem Altem. Masur sehnte sich fast nach der Apothekentante.

Verdammt, wie hieß noch der Bordellbetreiber in Karlsbach, der vom »Black Cat«?

»Menzel aus Karlsbach hat mir Ihren Laden genannt. Hier würde ich alles finden, gegen gutes Geld natürlich.«

Masur zog fünfzig Euro aus der Tasche, die sofort verschwunden waren. Der Mann zeigte auf eine Kabine im hinteren Teil des Ladens.

»Engelchen?« Masur nickte.

»Gehen Sie rein und drücken Sie auf den Knopf rechts neben dem Bildschirm. Schieben Sie den Riegel vor, wenn Sie wischen wollen, unterm Stuhl sind Papierhandtücher. Und wie alt?«

Masur verstand nicht:

»Was soll der Scheiß? Sehe ich vielleicht aus, als wäre ich noch nicht achtzehn?«

»Die Kleine, Mann, oder soll es ein Jungchen sein?«

Masur nannte seine Wünsche und zog ab.

Die Kabine war so verdreckt wie der ganze Laden, fraglich, ob die hier überhaupt mal putzten. Masur mochte sich nicht setzen. Er drückte den Knopf und schaute kurz hin, Kind und Täter waren ihm unbekannt. Dann wandte er sich ab und stierte die Wand an. Es ging nicht mehr. Ein Gespräch fiel ihm ein. Letztes Jahr hatte er auf der Geburtstagsfeier eines Kollegen einen Internet-Fahnder vom LKA kennengelernt. Der hatte ihm nach ein paar Bier erzählt, wie er heulend vor seinem PC gesessen hatte, während er sich Tausende von Fotos gequälter Kinder angucken musste.

Nach wenigen Minuten riss er ein Papierhandtuch vom Halter, knüllte es zusammen und warf es in einen Eimer unter dem Bildschirm.

Die Kasse war unbesetzt. Masur ging in einen kleinen Gang, der in einen Nachbarraum führte. Als er die Tür aufstieß, hielt der Mann ein Handy in der Hand. Überrascht blickte er auf.

»Sie sind schon fertig?«

Er sprach wieder ins Handy:

»Kann jetzt nicht, hab einen Kunden hier. Melde mich später.«

»Ja, war schon mal ein Anfang. Hätte noch ein paar von den Scheinchen über, wenn Sie Frischfleisch im Angebot haben?«

»Kommt darauf an, wie viel Scheinchen es sind.«

»Wann und wo?«

»Nicht so schnell, erst mal die Scheinchen.«

»Cash gegen Ware, ein altes Prinzip von mir.«

»Also gut, kommen Sie morgen Abend gegen zehn Uhr wieder hierher. Unter sechs Jahre achthundert Euro, über sechs Jahre fünfhundert. Ab zwölf dreihundert Euro. Bei Verletzungen zahlen Sie den Doc.«

Nachdem Masur seine Bereitschaft bekundet hatte, fünfhundert Euro zahlen zu wollen und die Hälfte dann doch unbezahlt hatte, machte er, dass er an die frische Luft und zu den Stockrosen kam.

Der Mann drückte auf die Taste für Wahlwiederholungen. Nach einem kurzen Gespräch zog er sich Gummihandschuhe über, nahm das Handy und ging in die Kabine, die Masur verlassen hatte. Er griff nach dem Papiertaschentuch und glättete es.

»Und?« fragte die Stimme am anderen Ende.

»Nichts.«

Masur atmete tief durch, als er den Laden verlassen hatte. Er ging die Gasse ein Stück hinunter und suchte Frieden beim Anblick der Stockrosen mit ihren blauen und roten Blüten. Vor einer Thujahecke blieb er stehen, um den würzigen Geruch der Pflanzen einzusatmen. Er fühlte sich angegriffen.

Was ist los?, fragte er sich, immer noch nicht dickhäutig genug nach so vielen Jahren und so viel Dreck? Egal, wir kommen ihnen näher. Reiß dich zusammen, weiter im Text.

Er rief Alvermann auf dem Handy an.

»Bin gelandet, hatte Kontakt, morgen Abend geht es weiter.«

»Gut. Bin gerade auf dem Weg zur van Laack. Gröbner ist bei ihr und plaudert aus dem Nähkästchen. Wird unter Druck gesetzt von ganz oben und hat wohl die Schnauze voll. Interessant, was? Melde mich später.«

»Bei Verletzungen zahlen Sie den Doc«, hatte das Wrack gesagt. Wer war dieser Doc? Ob der auch den Eid des Hippokrates geleistet hatte? Aber was hieß das schon: Ganze Waggons voll Naziärzten hatten den Eid geschworen. Bei Eidbruch fiel man nicht tot um; manchmal verdiente man sogar einen Batzen Geld damit.

»Verflucht, verflucht, wieso muss ich hier wieder die Drecksarbeit machen? Und dann noch in so einem Saukaff«, knurrte Masur leise vor sich hin. Regen hatte wieder eingesetzt, und er fror in seinem dünnen Hemd. Er ging die Buchenecker Gasse hinunter auf der Suche nach einem Taxi.

Unter der miesen Laune machte sich etwas anderes breit: Masur hatte Witterung aufgenommen. Er würde hier nicht vom Platz gehen, bis er einen Blick hinter die Fassade der Organisation geworfen hatte.

Alvermann war auf dem Weg zu Nikos. Er versuchte, sich während des Gehens zu entspannen. Das Gespräch mit Frau van Laack und Gröbner war laut und heftig geworden. Dass Gröbner nicht bereit war, seine Anschuldigungen an geeigneter Stelle zu wiederholen, wunderte ihn nicht. Gröbner hatte eine Beamtenseele.

»Dann hätten Sie uns gar nicht informieren müssen, wenn Sie auf halber Strecke schlapp machen«, hatte die van Laack gefaucht.

Und Alvermann hatte gefragt:

»Wenn Sie sich entscheiden, nicht zu kündigen, dann wollen Sie tatsächlich weitermachen, als wäre nichts geschehen?«

Gröbner hatte nicht geantwortet, stattdessen weiter über den Druck gejamert, und Alvermann hatte resigniert.

Er ging wieder und wieder die Details des Falles durch, während er sich Nikos näherte. Die Hinweise häuften sich, Stück um Stück, sie reichten womöglich für eine Anklage. Die Seilschaften funktionierten jedoch so exzellent, dass zum Schluss nichts mehr für eine Verurteilung übrig blieb. Bis auf Frederiks Zeugenaussage war mit einem Strengbeweis nicht zu rechnen. Das Gericht musste Frederiks Aussage und die des Richters gewichten. Er stellte sich vor, mit welchen Zeugen der hochmögliche Herr Richter wohl sein Alibi zementieren würde.

Bulleken hatte angeboten, noch einmal Material aus dem Haus des Richters zu besorgen und diese dann persönlich einem der DNA-Spezialisten beim LKA in die Hand zu drücken. Allerdings arbeite Bartholdy im Moment nicht. Er habe sich krankgemeldet, und es sei nicht klar, wann er den Dienst wieder

aufnehmen würde, hieß es. Alvermann wusste den Einsatz zu würdigen. Bulleken war bereit, sich erneut strafbar zu machen.

»Vielleicht unsere einzige Möglichkeit«, hatte er gemeint, »informier mich, wenn er wieder ins Gericht geht.«

Alvermann betrat das Restaurant. Eigentlich hatte er sich drücken wollen, aber der Anwalt hatte nicht locker gelassen.

Er kämpfte seit Tagen gegen eine Müdigkeit an, die nichts mit Schlafmangel zu tun hatte. Er kannte das Gefühl von anderen hoffnungslosen Ermittlungen, aber nicht in diesem Ausmaß. Sein Blutdruck, der sonst keine Chance vergehen ließ, zur Höchstform aufzulaufen, winkte auch müde ab, durchgehend schlappe hundertzehn zu siebzig. Selbst literweise Kaffee brachten ihn nicht auf Trab.

Das Restaurant war gut besucht. Alvermann suchte sich einen Tisch am Fenster im vorderen Bereich. Er hatte keine Idee, um was es ging. Rohner hatte am Telefon nicht reden wollen, sondern um ein persönliches Gespräch gebeten, außerhalb des Präsidiums. Er war pünktlich und steuerte gleich auf Alvermann zu.

»Ich bin sehr gespannt«, log Alvermann und winkte dem Kellner, der gerade in ihrer Nähe kassierte. Rohner bestellte einen Demestica und wandte sich dann Alvermann zu.

Nachdem er den Vorfall in Bartholdys Zimmer minutiös geschildert hatte, war Alvermann einmal mehr fassungslos. Es war bisher nichts von dieser unglaublichen Geschichte an sein Ohr gedrungen.

»Das ist noch nicht alles, Herr Alvermann. Ich war mehrmals bei Frau Schwab zu Hause, um mit ihr darüber zu reden, wie es weitergehen soll. Es hat mir nie jemand aufgemacht. Heute Morgen hat mich ein Freund von ihr angerufen. Er wollte wissen, ob Katharina verhaftet worden sei. Sie sei nirgendwo zu

erreichen, nirgendwo zu finden. Ich habe mich mittags mit ihm bei ihrer Wohnung getroffen. Wir sind mit einem Dietrich reingegangen.«

»Und?«

»Überdosis, vor ungefähr achtundvierzig Stunden, meint der Arzt. Ich denke, ich werde eine Obduktion beantragen, obwohl ich fast sicher bin, dass sie zum gleichen Ergebnis führen wird.«

Es war weit nach Mitternacht. Alvermann hatte mit den Kollegen telefoniert und ihnen Rohners Schilderung wiedergegeben. Sie waren mit ihm einer Meinung, dass mit dem Tod der jungen Frau die Szene in Bartholdys Zimmer gegenstandslos geworden war: Die Zeugin gab es nicht mehr. Er war zu aufgewühlt, um schlafen zu können. Seine Gedanken kreisten in einer Endlosspirale um Möglichkeiten, Bartholdy zu überführen. Bullekens Idee, sich eine erneute Probe zu beschaffen und sie direkt jemandem vom LKA in die Hand zu drücken, war womöglich ihre einzige Chance.

Er hätte sich jetzt gern ein Akkordeon geholt, um zur Ruhe zu kommen, wollte aber Frederik nicht stören, der schon schlief. Unruhig lief er durch die Wohnung. Als sein Festnetztelefon schrillte, zuckte er zusammen.

Mein Gott, was denn noch?

Erst glaubte er an einen dummen Scherz, begriff dann aber schnell, um was es ging.

»Keine Namen. Dann sind Sie das, der im Stettnerpark war?«

Als der Anrufer bejahte und seinen Vorschlag unterbreitete, bat Alvermann ihn, sich in zehn Minuten wieder zu melden.

Dr. van Laack schien schon geschlafen zu haben und reagierte zunächst ungnädig, wurde aber zusehends aufgeschlossener.

»Wir können eine Zusage unter dem Vorbehalt machen, dass wir Winter in einer eindeutigen Situation antreffen. Andererseits, Sie überwachen doch noch. Möglicherweise können wir dann auf ihn verzichten. Was denken Sie?«

»Nein, auf keinen Fall. Wir gehen kein Risiko mehr ein. Wir fahren zweigleisig. Unser Singvogel will natürlich Sicherheiten,

schriftliche Zusagen, sonst läuft gar nichts.«

»Gut, dann also zweigleisig. Die Sicherheiten kann er bekommen. Wo hält er sich auf?«

»Das weiß ich nicht, das wird er mir auch nicht sagen. Er bekommt selber ungefähr eine Stunde vor Übergabe den genauen Ort genannt, möglicherweise ist es schon morgen Abend so weit.«

»Dann soll er sich bei Ihnen melden. Wir bereiten eine entsprechende Erklärung vor und mailen oder faxen sie ihm, sobald wir Ort und Zeitangabe haben. Und dann, Herr Alvermann, dann ... ist es vielleicht so weit!«

Alvermann hatte versucht, Masur zu erreichen, der sein Handy jedoch ausgestellt hatte.

Was ist da los?, fragte sich Alvermann. *Kein* gutes Zeichen. Bulleken und König erreichte er erst nach längerem Läuten, auch sie hatten bereits geschlafen. Meiners brachte die Nacht im Wagen vor Bartholdys Haus zu und zeigte sich wenig überzeugt:

»Chef, ich glaube einfach nicht mehr an ein Wunder. Da kann noch so viel passieren. Erst wenn ich Winter beim Kinderficken erwische, weiß ich, dass es vorbei ist.«

Meiners' Skepsis war nicht unbegründet, wenngleich er selber zuversichtlicher war. *Ich will mir nicht vorstellen*, dachte er nach dem Telefonat, *dass wir ihn wieder laufen lassen müssen*.

Endlich lag er im Bett. Er hatte eine Flasche Rotwein mitgenommen und eine Abarisco. Rauchen im Bett erlaubte er sich sonst nicht, aber wenn das kein Anlass war! Erneut versuchte er, Masur zu erreichen.

Die Frau an der Rezeption händigte ihm den Schlüssel aus. Sie fragte ihn, ob er im Hotel zu Abend essen wolle. Es gebe drei verschiedene Gerichte zur Wahl.

»Eingeschweißt?«, fragte Masur. Sie verstand nicht.

»Wie das Frühstück.«

»Nein«, lachte sie und sah wie die junge Monica Vitti aus, »meine Mutter kocht hier abends, und sie kocht gut.«

»Ja dann, bitte, egal, was es ist.«

Kaum hatte er sein Zimmer betreten, zog ihn der Kühlschrank magisch an. Nach den elenden Erfahrungen heute könnte er ein Gläschen zur Entspannung brauchen. Nur eins, war sein erster Gedanke. Sein zweiter, dass es mit dem Selbstbetrug gerade losging, und der dritte: Hau ab, sonst geht hier nichts mehr. *Bernett wäre mit mir zufrieden*, dachte er im Rausgehen.

Unten war die Frau mit dem hübschen Lachen mit einem Gast beschäftigt. Masur wartete am Fenster, bis der Mann mit seinem Schlüssel verschwand. Sie blickte in seine Richtung, und als er am Fenster stehen blieb, verließ sie ihren Platz und kam auf ihn zu.

»Kann ich etwas für Sie tun?«

»Ja, tatsächlich. Bitte seien Sie so nett, und entfernen Sie den Alkohol aus meinem Kühlschrank, und bitte allen. Ich setze mich jetzt in Ihren Aufenthaltsraum, muss ein wenig arbeiten. Tee mit Milch und Süßstoff wäre nett.«

Das Lachen blühte wieder auf. Sie nickte und verschwand.

Wenig später hatte er eine Kanne mit Tee vor sich, Nüsse, Oliven und Wasser. Er begann, sich in Aldenburg ein ganz klein wenig wohlfühlen.

Ob morgen tatsächlich jemand auf ihn warten würde, und wenn, mit welchem Auftrag? Für ihn stand völlig außer Frage, dass er sie aufgeschreckt hatte. Ihr Sicherheitsstandard war hoch, und sie wussten jetzt, dass jemand versuchte, in ihre Reihen vorzudringen. Sie konnten nicht wissen, dass er ein Bulle aus Karlsbach war; die verdeckte Ermittlung war nur zwischen der Gruppe und ihm besprochen worden. Aber sie gingen mit Sicherheit davon aus, dass er kein Kunde war.

Gegen neunzehn Uhr ging er hinüber in den Speisesaal. Die Rezeption war leer, und er war fast ein wenig enttäuscht. Er setzte sich an die Fensterseite. Mehrere Tische waren besetzt. Ein junger Mann kam an seinen Tisch mit einer Tafel, auf der die Gerichte standen. Er entschied sich für den Fisch, dessen Namen er gleich wieder vergaß. Er schaute aus dem Fenster, als Salat und Wasser auf seinen Tisch gestellt wurden.

»Der Kühlschrank ist entgiftet, und wir hätten einen wunderbaren Saft im Angebot, einen weißen Traubensaft zum Fisch, was halten Sie davon?«

»Sie scheinen hier an mehreren Fronten unterwegs zu sein. Und danke.«

Das Essen schmeckte großartig. Als er die Rechnung bezahlen wollte und sie an seinen Tisch kam, musste er es loswerden:

»Was Sie vielleicht nicht wissen, ist Folgendes: Wenn Sie lächeln, bin ich so froh, dass ihm das mit der Rippe eingefallen ist. Ansonsten hat er ja wenig im Griff, aber damals, das war ein Meisterstück.«

Er hörte ihr Lachen noch, als sie den Raum schon wieder verlassen hatte.

»Nummer drei kann nicht fahren!«, sagte die Frau und löffelte Zucker in ihren Becher.

Der Albino, den alle den Bleichen nannten, kannte den Grund. Wieder ein Freier, der eines der Kinder so zugerichtet hatte, dass der Doc das Material noch nicht freigegeben hatte.

»Wir schicken die Neue. Du fährst mittags los.«

»Ich denke, sie soll noch nicht raus.«

»Wenn ich deine Meinung hören will, erfährst du es als Erster.«

»Wohin also?«

»A2 und dann die A3 Richtung Karlsbach. Genauere Angaben wie üblich kurz vor dem Ziel. Du lieferst ab und schläfst im Wagen, am nächsten Morgen fahrt ihr zurück.«

»Wann bringt er sie wieder?«

»Er hat ohne Zeitlimit bestellt. Du bleibst im Wagen, wir melden uns bei dir.«

Die Frau wartete darauf, dass er nach dem Kunden fragte. Dann hätte sie ihn in seine Schranken verweisen können. Der Bleiche stellte die Frage nicht. Er kannte diese Frau zur Genüge und hatte nicht die geringste Lust auf ihre Spielchen. Er fragte sich, wie lange er dieses Miststück noch ertragen würde. Sie behandelte ihn wie Dreck, übler noch als die Ware. Außerdem wusste er genau, wo es hinging.

Er nickte nur gleichmütig und begann für sich und das Kind etwas zu essen zuzubereiten. Es war verboten, auf den Fahrten irgendwo anzuhalten, außer zum Tanken oder zum Pinkeln.

»Ich fahr kurz ins Zentrum. Wir brauchen Wasser, außerdem habe ich keine Zigaretten mehr.«

Wenig später saß er im Wagen. Auf halber Strecke holte er sein privates Handy aus der Hosentasche. Er wählte und wartete kurz, drückte das Gespräch weg und drückte gleich wieder auf Wahlwiederholung.

»Ja.«

»Es ist so weit. Heute Abend. Der Kerl aus Karlsbach wieder. Hattest du Kontakt?«

»Ja. Wir kommen ins Geschäft.«

»Wenn die uns eine Falle stellen und wir im Knast landen, überleben wir keine Woche, das ist dir klar?«

»Sobald ich Zeit und Ort von dir erfahre, melde ich mich bei denen, und die faxen mir die schriftliche Zusage – für uns beide. Erst dann bekommen sie die Info.«

»Trotzdem, ich traue ihnen nicht.«

»Ich habe keine Wahl. Sie waren gestern in meinem Haus, wie immer sie mich gefunden haben.«

»Bist du sicher?«

»Videoüberwachung per Handy. Zwei Männer, einer aus dem engsten Kreis des Albaners, kein Zweifel.«

»Wo bist du jetzt?«

»Bei einer Freundin. Morgen früh fahre ich mit einem Bus über die Grenze und fliege vormittags los. Du kannst mich noch die ganze Nacht erreichen. Das ist meine Möglichkeit zu überleben.«

»Tobler, du hast dich ...«

»Keine Namen. Ruf mich an, wenn ihr unterwegs seid und du Einzelheiten weißt. Ende.«

Der Bleiche erledigte seine Einkäufe. Er hatte sich noch nicht entschieden. Die Bullen und ihre Zusagen!

Als er zurückkam, hatte die Frau Nummer drei schon für die

Fahrt sediert und eingekleidet.

Sie gab dem Bleichen eine kleine Glasflasche.

»Hier, gib ihr die Tropfen, kurz bevor du sie ablieferst. Sag dem Kunden, er soll ihr keinen Alkohol geben, das ist nicht nötig. Und Ware nur gegen Bezahlung.«

Jetzt musste er doch die Frage stellen:

»Und wenn er wieder durchdreht?«

»Dann mach nicht denselben Fehler wie Tobler. Und denk daran, hundert Kilometer vor Karlsbach anzurufen. Dann kriegst du genaue Anweisungen.«

»Wo gehe ich rüber?«

»Fahr auf die äußerste linke Spur, wenn du an die Grenze kommst. Das sind unsere Leute.«

»Gut. Und auf der Rückfahrt?«

»Erfährst du rechtzeitig.«

Er trug das Kind nach unten und ging mit ihm durch den Keller in die Garage. Nachdem er es angeschnallt hatte, fuhr er los.

Es war wenig los auf den Straßen. Obwohl sie mit hervorragend gefälschten Papieren ausgestattet waren, wollte er auf keinen Fall auffallen und hielt sich an die Geschwindigkeitsbegrenzungen.

An der Grenze gab es keine Probleme. Die beiden deutschen Zollbeamten winkten ihn nach einem Blick in den Wagen durch. Er merkte, wie die Anspannung von ihm abfiel. Der Grenzübertritt war für ihn der riskanteste Teil der Fahrdienste, nachdem sie den Hof in Breckede hatten verlassen müssen. Jetzt hatte er den Kopf frei, um in aller Ruhe über den Plan nachzudenken. Tobler wollte also auf alle Fälle als Kronzeuge gegen die Organisation auftreten. Er konnte sich ihm anschließen, ihm Zeit und Ort für die Übergabe nennen, sobald

er sie erfuhr, und sich dann in die Hände der Bullen begeben. Eine miese Vorstellung, keine Frage. Er begann, über Alternativen nachzudenken.

Der Albaner saß mit Tarik und Besim, seinen beiden älteren Söhnen, bei einer Hammelschulter. Tariks Frau hatte sie zubereitet und war gegangen, als die Männer angefangen hatten zu essen. Eine Flasche Anisschnaps stand auf dem Tisch, die noch vom letzten Besuch in der Heimat stammte.

Schweigend hatten sie die Mahlzeit genossen und sich vom Vater immer wieder die Teller füllen lassen, bis die Platten leer waren.

Besim, der jüngere Sohn, ging in die Küche, um die Melonen aufzuschneiden. Tarik blieb zurück. Das Schweigen hielt an und verhiess nichts Gutes. Mit zwei Schüsseln, gefüllt mit dem klein geschnittenen Fleisch der Früchte, kam Besim zurück.

Der Albaner griff sich ein Stück Melone und wandte sich ihm zu.

»Ich bin zufrieden mit dir, sehr zufrieden. Vielleicht wirst du die Geschäfte führen, wenn wir in Belgien den neuen Standort beziehen.«

Tarik schaute seinen Vater ärgerlich an.

»Es war Pech, keine Unfähigkeit. Der Bulle, bei dem er sich jetzt wahrscheinlich aufhält, hat ihn mir vor der Nase weggeschnappt. Der nächste Versuch wird zu deiner Zufriedenheit ausfallen. Und dann möchte ich, dass wir noch einmal über Belgien sprechen.«

»Wenn du so weit bist, dass du dich nicht mehr von jedem beliebigen Bullen in die Tasche stecken lässt, können wir reden. Der Junge muss verschwinden. Eine Gegenüberstellung mit dem Richter hätte fatale Folgen. Wenn der untergeht, nimmt er uns mit, verlasst euch drauf.«

Besim fühlte sich nicht wohl in der Rolle des Vorgezogenen. Sein Bruder würde seine Wut an ihm auslassen, so war es immer gewesen. Um die Stimmung zu verbessern, schilderte er, wie er in der Wäschekammer der Stettner-Klinik gesessen und auf den richtigen Moment gewartet hatte. Hinter einem Wäschesack mit Schmutzwäsche hatte er sich verkrochen. Die Visite auf der Kinderstation sollte um neun Uhr beginnen. Dann wäre das gesamte Team unterwegs gewesen, und er hätte Zeit gehabt.

»Ich war schon in ihrem Zimmer, stellt euch vor, als wie von Geisterhand die Monitore anfangen zu piepen. Bin gleich auf den Flur gegangen, als schon die ganze Truppe angerannt kam. Das war es. Ich brauchte nichts zu tun, es ging alles von allein.«

Der Vater lachte und schlug dem Sohn auf die Schulter.

»Das Glück ist mit den Tüchtigen, mein Sohn!«

Sie verließen das Esszimmer und setzten sich auf die Veranda mit Blick auf die Elbe. Sie trugen gemeinsam die letzten Ereignisse zusammen, und die Stimmung des Älteren besserte sich, als sein Vater ihn nach seiner Meinung zu Karlsbach fragte.

»Wir werden das »Black Cat« für die nächsten Monate, wenn nicht Jahre abschreiben müssen. Obwohl sie gut und schnell gearbeitet haben – die Bullen haben nichts gefunden. Auf bestimmte Kontakte sollten wir jedoch nicht verzichten. Ich denke an den Richter und an Menzel.«

Die beiden anderen schlossen sich seiner Meinung an. Der Jüngere fuhr fort:

»Inzwischen gibt es mehr als genug Abnehmer, und sie werden ständig mehr. Ärgerlich ist, dass wir Breckede verloren haben. Dass wir jetzt von Polen aus arbeiten, gefällt mir nicht. Die Wege werden erheblich länger, und die Grenzen sind ein

Problem, obwohl wir viele der Männer dort bezahlen.«

Der Albaner unterbrach seinen Sohn:

»Ich denke, wir können bald verlegen. Zwei der Angebote aus Belgien eignen sich meiner Meinung nach auch als neues Operationszentrum. Die Grenzen sind kein Problem und die Entfernungen gering. Macht euch vor Ort ein Bild und seht zu, dass ihr zu einer Einigung kommt. Wobei der Hof schon in der nächsten Woche versteigert wird. Ich habe in Aussicht gestellt, jemanden mit dem Betrag für die Anzahlung zu schicken. Das könntet ihr erledigen, wenn ihr euch für dieses Objekt entscheidet. Du«, wandte sich der Albaner an Tarik, »solltest aber erst deine Arbeit erledigen.«

Er nahm die Flasche und goss sich und seinen Söhnen nach. Dann fuhr er fort:

»Das gesamte Internetgeschäft lassen wir in Polen, da sehe ich wenig Wachstum. Die Kunden organisieren sich inzwischen selber und tauschen. Unsere Zukunft liegt im Handel mit lebender Ware. Wir bieten den Westeuropäern direkt vor ihrer Nase die Möglichkeiten, für die sie sonst Tausende von Kilometern zurücklegen. Wir müssen ihnen nur absolute Sicherheit bieten, und dazu gehört Personal, auf das wir uns verlassen können. Tobler zum Beispiel hat in jeder Hinsicht versagt. Wissen wir inzwischen, wo er sich aufhält? Es ist wichtig für die Disziplin, dass wir ihn ausschalten.«

Besim war auf dem neuesten Stand. Tobler hatte trotz aller Vorsicht elektronische Spuren hinterlassen. Zwei von seinen Männern hatten seine Spur bis nach Nordafrika verfolgt und seinen Unterschlupf gefunden. Der Vogel war jedoch ausgeflogen.

»Setz ihre Prämie rauf. Sie sollen ihn ausschalten. Und jetzt reicht es; lasst uns die Geschäfte vergessen.«

Tarik holte Spielkarten aus der Truhe unter dem Fenster.

»Eine Runde, wir fangen mit hundert Euro an.«

Er verteilte die Karten.

Als das Handy des Albaners klingelte, ging er in die Wohnung und sprach dort eine Zeit lang. Seine Stimme klang immer erregter.

»Bin gleich wieder da«, rief er seinen Söhnen nach Beendigung des Telefonats zu und verschwand im Bad.

Der Jüngere grinste seinen Bruder verschwörerisch an.

»Kein gutes Zeichen, was, wenn der Alte scheißen muss?«, sagte er respektlos.

Wenig später war der Vater zurück und gab den Inhalt des Telefonats wieder. Der Verbindungsmann aus Aldenburg habe gerade angerufen. Ein angeblicher Kunde habe sich umgesehen und für morgen Abend Ware bestellt. Er habe Menzel aus Karlsbach als Kontakt angegeben, was absoluter Blödsinn sei.

»So arbeitet Menzel nicht. Der kündigt Kunden beim Erstkontakt immer persönlich an, ohne Ausnahme. Ich frage mich, was da vor sich geht. Ob dieser Orlow versucht, jemanden in unsere Organisation einzuschleusen?«

Tarik nickte nachdenklich.

»Mag sein. Der hat die Russenmafia hinter sich, mit denen ist nicht zu spaßen. Ich weiß inzwischen, dass die Nutte, die Menzel liquidiert hat, eine von Orlows Freundinnen war. Andererseits bin ich mir sicher, dass er sich informiert hätte, um nicht schon beim ersten Kontakt aufzufallen.«

Besim wies noch auf eine andere Möglichkeit hin:

»Wir wissen auch, dass die Bullen da unten keine Ruhe geben. Wenn wir uns den Typen schnappen, wissen wir mehr. –

Was hast du gesagt?«

»Sie sollen auf Nummer sicher gehen!«

Masur war lange nicht zur Ruhe gekommen. Einmal, kurz vor Mitternacht, war er fast so weit gewesen, dass er sich anziehen und rausgehen wollte, um sich Alkohol zu besorgen. Stattdessen ließ er die Glotze laufen. Er wunderte sich, dass Alvermann sich nicht gemeldet hatte, und langte nach seinem Handy. Der Akku war leer, wie lange schon, konnte er nicht einschätzen. Fluchend suchte er in seiner Reisetasche das Ladegerät. Kaum war das Handy mit dem Gerät verbunden, als es auch schon klingelte. Alvermanns Nummer erschien im Display.

»Wurde auch Zeit, Alvermann. Was gibt es bei euch inzwischen?«

»Das ist schätzungsweise mein zehnter Anruf, du Flasche. Was war los, Akku leer oder Tiefschlaf? Du hast Nerven.«

»Akku, ist mir noch nie passiert.«

»Das passiert dir wenigstens einmal im Monat. Merkwürdig – du frisst doch diese blauen Pillen am laufenden Band. Die sollen doch auch bei Gedächtnisschwund helfen.«

»Du meinst die aus deiner Vorteilspackung, die ich dir geklaut habe?«

»Haha!«

Wenig später hatte er die wichtigsten Informationen, Tobler erhielt den Decknamen »Fink«.

»Ich wusste es: Ich sitze hier in der Walachei, und bei euch geht die Post ab. Warum hat sich der Rohner nicht eher gemeldet, kannst du mir das mal verraten?«

»Der wollte sich erst mit seiner Mandantin kurzschließen. Die Sache ist gelaufen. Aber was denkst du über Finks Anruf?«

»Dem wird der Albaner auf den Fersen sein. Mal abwarten, hängt ja nicht nur von ihm, sondern auch von seinem Kumpel ab. Ich traue dem Gesindel nicht. Du wolltest mir noch von Gröbner berichten.«

»Der hat sich bei unserer Doktorschen ausgeheult, er bekäme im Stettner-Fall laufend Druck von oben. Er überlegt, das Handtuch zu schmeißen und zu gehen, will aber offiziell noch nichts unternehmen, bis er sich endgültig entschieden hat. Bin gerade dazugerufen worden, als du dich gemeldet hast. Wir waren beide baff, haben uns aber erst mal bedeckt gehalten. Habe übrigens immer noch Besuch. Er will partout nirgendwo anders hin. Ansonsten – Winter hält sich in jeder Hinsicht zurück. Akten wieder aufgetaucht. Im Keller, aber ohne die entscheidenden Seiten.«

»Nichts, was mich überrascht. Und Gröbner kneift also erst mal die Arschbacken zusammen!«

»Ja, noch. Und jetzt du.«

Masur berichtete kurz. Als er auf den kommenden Abend zu sprechen kam, war Alvermann beunruhigt. Sie überlegten gemeinsam mögliche Schritte.

»Beobachte aus sicherer Entfernung den Laden und dann verschwinde wieder. Und diesmal keine Verrücktheiten, Masur!«

Am nächsten Morgen ging er am Bahnhof an der Schlange der wartenden Taxis entlang. Keine Spur vom Wurrste-Mann. Klar, dachte er erbittert, wenn ich ihn brauche, sitzt der mit Sicherheit irgendwo und stopft sich mit diesen elenden Würsten voll. Er klopfte an die Scheibe des letzten Taxis in der Reihe. Der Fahrer öffnete das Fenster.

»Entschuldigung, ich suche einen ihrer Kollegen, der immer diese merkwürdig riechenden ...«

Der Fahrer hob die Hand.

»Sie suchen bestimmt Goran. Der steht heute am Rathaus. Zehn Minuten von hier.«

Der Fahrer zeigte in Richtung Stadtmitte, und die Scheibe wurde wieder hochgefahren.

Masur machte sich auf den Weg in Richtung Zentrum. Er fragte sich, ob seine Idee wirklich gut oder eher eine Scheißidee war. Man würde sehen. Auf jeden Fall wollte er nicht nur auf der Lauer liegen; da hatte er sich anderes vorgenommen. Nach mehreren Irrwegen stand er schließlich vor dem Rathaus. Kein Taxi zu sehen.

Er setzte sich in den City-Grill an einen Fensterplatz und bestellte irgendwas mit viel Mayonnaise und Ketchup und den unvermeidlichen Kaffee. Goran, wenn er denn der Wurrste-Mann war, ließ auf sich warten. Masur hatte zwischen zwei Schaschlik einem Fahrer, der inzwischen am Taxistand vorgefahren war, Bescheid gegeben, dass und wo er auf Goran wartete.

Endlich sah er ihn auf der anderen Straßenseite. Als er die Straße überquerte, schien er Masur zu erkennen und winkte mit beiden Armen, als freue er sich, einen alten Bekannten wiederzusehen. Masur lud ihn zu einem Imbiss ein. Nach der umfangreichen Bestellung zu urteilen, hatte Goran Moravac schon seit Tagen nichts mehr gegessen. Während der mit vollen Backen kaute, legte Masur ihm seinen Plan dar. Goran wollte kein Geld annehmen.

»Wird ein großer Spaß, kostet kein Geld.«

Dann nickte er bedächtig und meinte noch:

»Werr mit böse Jungs spiele will, braucht gutte Freund!«

Ab einundzwanzig Uhr dreißig hatte Masur Stellung bezogen. Er hatte sich die Thujahecke ausgesucht, vor der er sich schon

tags zuvor kurz aufgehalten hatte. Diesmal stellte er sich hinter die mannshohe Hecke und fand eine Lücke, durch die er den Hofeingang zum Hinterhaus im Blick hatte. Der Laden hatte bis zweiundzwanzig Uhr geöffnet. Hin und wieder sah er eine Gestalt, die sich in den Hof verdrückte.

Um zehn zeigte sich der Verkäufer, schaute sich erwartungsvoll um und schloss dann die Hoftür. Masur war nicht sicher, ob das Empfangskomitee schon eingetrudelt war. Möglicherweise waren sie vor ihm gekommen, oder es waren nicht nur Kunden, die er beobachtet hatte. Oder er würde gleich vor verschlossenen Türen stehen und wieder nach Hause gehen können.

Als er das erste Taxi vorfahren sah, ging er über die Straße. Jetzt war es hoffentlich so weit. Das Tor ließ sich öffnen, und gleich darauf stand er im Hinterhof, der nur schwach vom Lichtschein mehrerer Fenster im ersten und zweiten Stock beleuchtet wurde. Er blickte sich um: Das Hoftor war scheinbar die einzige Möglichkeit, auf die Straße zu kommen. *Gut zu wissen.* Im Laden war kein Licht zu sehen. Aber irgendwo musste sich ja zumindest der Verkäufer herumdrücken. Er wartete, bis er einen leisen Hupton hörte, dann drückte er die Klinke herunter. Die Tür war nicht verschlossen. Er öffnete und ging hinein. Masur versuchte, sich zu orientieren. Hier rechts musste der Gang sein, der in den Raum führte, in dem der Verkäufer telefoniert hatte. Plötzlich wurde er von einer Taschenlampe geblendet, Hände stießen ihn vorwärts. Eine Tür wurde hinter ihm zugemacht, jemand drehte das Licht an. Er sah sich zwei Männern gegenüber, die beide bewaffnet waren. Der Verkäufer war nicht zu sehen. In Windeseile hatte ihn einer der beiden nach Waffen untersucht, während der andere einen Schritt zurücktrat und die Waffe auf ihn gerichtet hielt.

»Was soll denn das Theater hier? Macht ihr das immer so mit Kunden?«

»Wer bist du?«

»Das ist ja wohl ganz neu, dass man sich hier mit Namen vorstellt. Tickt ihr nicht richtig?«

Der erste Schlag, in den Magen, noch nicht ernst zu nehmen, aber eine deutliche Warnung.

»Wir beobachten dich seit einer halben Stunde. Du bist allein, ohne Waffe.«

Einer geht noch, dachte Masur.

»Es muss sich um eine Verwechslung ...«

Der zweite Schlag, schon erheblich schmerzhafter. Er biss die Zähne zusammen.

»So weit, Freunde. Ihr hattet euren Spaß, jetzt bin ich dran. Ich will einen Namen wissen! Und wohin ihr verschwunden seid, nachdem ihr den Hof abgefackelt habt. Macht voran, die Zeit läuft.«

Fünf Minuten habe ich noch, dachte Masur, länger nicht.

»Und du Arsch glaubst, dass du Forderungen stellen kannst? Wie kann man so dämlich sein?«

»Sehe ich aus, als wäre ich dämlich? Draußen sind Freunde von mir, die warten noch.« Masur hob langsam den Arm und schaute auf seine Uhr. »Vier Minuten, dann stürmen sie den Laden hier. Vorher rufen sie die Polizei an. Seid vernünftig. Wer ist euer Boss und wo ist eure Basis? Oder doch lieber die Bullen, Knast, Anklage wegen etlicher Delikte, Menschenhandel, Waffenbesitz, Vertrieb von Kinderpornografie ...?«

Während Masur weiter aufzählte, verständigten sich die beiden mit einem Blick. Der ihn geschlagen hatte, ging in den Flur und

schloss die Tür. Masur hörte ihn nach jemandem rufen, wahrscheinlich nach dem Verkäufer. Er hörte ein Getuschel vor der Tür, dann kam der Schläger wieder ins Zimmer.

Spielegerisch ließ er seine Waffe an Masurs Schläfe hin und her gleiten. Dann drückte er die Waffe in seine Herzgegend.

»Peng!«, rief er und stieß zu.

Masur erschreckte sich zu Tode. *Jetzt mach schon, Lahmarsch, wirf einen Blick nach draußen und verkünde die frohe Botschaft*, dachte Masur. *Es macht keinen Spaß mehr.*

Die Tür öffnete sich, und der Verkäufer kam herein.

Bevor er irgendetwas sagen konnte, ertönte ein ohrenbetäubendes Hupkonzert.

Als es ruhiger wurde, zeigte der Verkäufer zur Straße hin:

»Da stehen zehn oder zwölf Taxis direkt vor dem Tor.«

»Noch eine Minute. Zum letzten Mal: den Namen und den Ort. Dann gehe ich raus, beende den Einsatz, und ihr könnt euch verpissen. Sonst, noch einmal für Schlafmützen, ruft einer die Bullen, und die anderen stürmen dieses Luxusetablisement.«

Nachdem Masur erfahren hatte, was er wissen wollte, ging er nach draußen und bat Goran, mit seinen Kumpels noch fünf weitere Minuten auszuhalten. Dann ging er noch einmal zur Tür zurück.

»So, jetzt will ich noch hören, wie ihr ihm eure Erfolgsmeldung durchgebt. Stellt das Handy laut, und sobald ich das Gefühl habe, ihr versucht mich zu linken, seid ihr dran. Also, es ist eure Party.«

Das kurze Gespräch hörte sich für Masur zufriedenstellend an. Agolli, der Kopf der Bande, freute sich zu hören, dass seine Männer einen von Orlows Kundschaftern halbtot geprügelt und ihn mit der Nachricht zurückgeschickt hatten, Orlow solle sich

gefälligst aus ihren Geschäften raushalten, sonst werde seine Familie unter seiner Maßlosigkeit leiden müssen.

»Habt ihr schön gemacht. Jetzt nur noch eine Frage, dann seid ihr mich los: Wo hockt dieser Agolli?«

Masur bedankte sich über Gorans Funkgerät bei den Fahrern und lud sie in den City-Grill ein, ab Mitternacht gebe es Freibier und Schaschlik. Den Nachbarn, die sich inzwischen auf der Straße eingefunden und sich über den Lärm beschwert hatten, rief er zu, der Spuk sei jetzt zu Ende. Es habe sich um einen Junggesellenabschied gehandelt: Einer der Fahrer würde morgen heiraten, die arme Sau.

Bevor er mit Goran zum City-Grill fuhr, rief er Alvermann an, der gerade mit Janne in einem Restaurant saß, und informierte ihn über die Ereignisse des Abends.

Morgens gegen vier brachte Goran den bis zum Stehkragen zugesoffenen Masur ins Hotel zurück und sorgte dafür, dass er sein Bett fand.

Bulleken hatte sich gegen achtzehn Uhr für eine weitere trostlose Nacht ausgerüstet. Brot, Käse, Obst, eine Thermoskanne mit Kaffee, Zeitung und einen Roman, den er vor Jahren bereits gelesen hatte. Er war schon todmüde, bevor er losfuhr.

Die Akazienstraße wurde kaum befahren, nur die Anwohner der Villen nutzten die Straße. Trotz des organisatorischen Mehraufwands hatte die Gruppe immer wieder andere Autos benutzt und an unterschiedlichen Stellen geparkt in der Hoffnung, niemandem aufzufallen.

Bulleken stellte die Abhöranlage ein und lauschte den inzwischen vertrauten Geräuschen. Wieso, fragte er sich, gab es keine aufschlussreichen Telefonate, wieso bekam der Alte nie Besuch? Wusste er oder wusste er nicht oder war er schon immer so vorsichtig gewesen? Alvermann hatte die Gruppe über Toblers Anruf und die mögliche Aktivität des Richters informiert. Bulleken hatte gleich den Peilsender überprüft, der einwandfrei funktionierte. Von wie auch immer gearteten Vorbereitungen für einen Ausflug war nichts zu hören.

Er merkte, wie ihm die Augen zufielen, und verließ das Auto für einen Moment. Dann bereitete er sich ein Abendbrot. Während er aß, blätterte er in der Zeitung. Vom Richter war weiterhin wenig zu hören, entweder las er oder er arbeitete. Bulleken schaute auf die Uhr. *Erst zehn nach acht*, dachte er genervt. *Wie soll ich bloß die Nacht überstehen?* Bartholdy war ein Gewohnheitsmensch, er würde gegen dreiundzwanzig Uhr ins Bett gehen. Bulleken griff sich den Roman eines seiner Lieblingsautoren und las die ersten Seiten, ohne hinterher zu wissen, was er gelesen hatte. Nach zwei weiteren Seiten glitt

ihm das Buch aus der Hand, und er war eingeschlafen.

Das Schließen der Haustür weckte ihn. Er war sofort hellwach. War jemand gekommen, oder verließ der Richter das Haus? Ja, da war er auf dem Weg zu seiner Garage. Bulleken wählte Alvermanns Nummer. Besetzt. Als der Richter aus der Garage fuhr, wartete er einen Moment, bevor er die Parklücke verließ, wendete und die Verfolgung aufnahm. Er drückte auf Wahlwiederholung. Alvermann meldete sich direkt.

»Es tut sich was. Winter ist seit einer Minute unterwegs.«

»Aha. Ich habe noch nichts gehört, merkwürdig. Fink hat nur bestätigt, dass es heute zu einer Zuführung kommt und dass der Fahrer zirka eine Stunde vorher genaue Infos bekommt. Dann wollte Fink sich gleich melden. Das war es. Gut, dass wir zweigleisig fahren. Ich mach mich jetzt auf den Weg. Wo seid ihr?«

»Er fährt stadtauswärts, wahrscheinlich zur Autobahn.«

»Ich rufe wieder an, wenn ich im Auto sitze. Bis gleich.«

Bulleken sorgte dafür, dass sich möglichst immer drei oder vier Fahrzeuge zwischen ihm und dem Richter befanden. Im Satellitenbild konnte er Bartholdys Wagen deutlich erkennen. Sie waren immer noch auf dem Weg zur Autobahn. Alvermann hatte inzwischen seinerseits wieder angerufen und wusste nun Bescheid.

Bis zur Autobahn gab es keine Probleme. Kaum waren sie jedoch aufgefahren, jagte Bartholdy mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit los. Bulleken versuchte mitzuhalten, blieb aber immer weiter zurück. Als Alvermann sich meldete, hatte Bulleken keinen Sichtkontakt mehr, nur noch über das Satellitenbild.

»Ich bin hinter dir, die Kollegen sind ebenfalls auf dem Weg. Melde dich, wenn Winter abfährt.«

Bulleken konnte fünf Minuten später mitteilen, dass Bartholdy zur Raststätte Waldhof abgefahren sei und laut Satellitenbild im hinteren Teil gehalten habe.

»Gut, sieh zu, dass du schnell Sichtkontakt bekommst. Wir wissen von Fink, dass der Fahrdienst in aller Regel nur abgeliefert und das Geld erhält. Das kann sehr schnell gehen. Ich gebe den anderen Bescheid. Bis gleich.«

Alvermann fuhr im großen Bogen über den Rastplatz, um sich ein Bild zu machen. Bis auf die Parkplätze vor dem Restaurant war wenig los. Bulleken lotste ihn mit dem Handy zu seinem Standplatz. Er steckte seine Waffe in die Jackentasche, als er zu Bulleken ins Auto stieg.

»Bisher hat sich nichts gerührt. Er hatte keine Minute, bevor ich Sichtkontakt hatte. Wie gehen wir vor?«

»Du wartest auf die anderen. Ich gehe jetzt und werde versuchen, hinter den Wagen zu kommen. Ihr positioniert euch vor ihm und seitwärts.«

Alvermann schaute auf seine Uhr. Er stand jetzt schon mindestens zehn Minuten in dem kleinen Gebüsch, höchstens dreißig Meter von Bartholdys Wagen entfernt. Es tat sich nichts. Ob die Übergabe schon stattgefunden hatte? Er wurde zusehends unruhiger. Was war da los? Er schickte König und einen der Kollegen los. Sie sollten sich unauffällig dem Wagen nähern und möglichst einen Blick hineinwerfen. Kurz darauf sah er die beiden. Sie hielten sich umschlungen und kicherten albern, während sie auf den Wagen zgingen. Plötzlich blieben sie genau neben dem Wagen stehen. *Was machen die beiden denn um Himmels willen?*, fragte sich Alvermann alarmiert. Jetzt winkte Johanna König mit beiden Händen in seine Richtung.

Als Alvermann auf das Fahrzeug zulief, hörte er Johannas

Stimme über den Platz schrillen:

»Der Wagen ... da ist niemand drin!«

Mit einer Taschenlampe leuchtete er in das Innere. Und dann lernten die Kollegen ein paar neue Flüche kennen, die nicht von schlechten Eltern waren. Die Polizisten verteilten sich in Windeseile über den Rastplatz und kontrollierten jedes Auto in der Hoffnung, zumindest den Fahrer zu finden, wenn denn die Übergabe schon stattgefunden hatte. Alvermann ging in die Raststätte und sprach zwei einzelne Männer an. Nach einer kurzen Überprüfung war ihm klar, dass sie nicht infrage kamen. Meiners hatte recht gehabt, Bartholdy war es wieder gelungen, sich davonzumachen. Er musste Vorkehrungen für diesen Moment getroffen und auf dem Rastplatz ein zweites Fahrzeug bereitgestellt haben.

Noch hundertzwanzig Kilometer bis Karlsbach, überlegte der Bleiche. Ich mache es nicht, die Nummer ist mir zu heiß. Ich würde keine Ruhe mehr finden, hinter jeder Ecke den Albaner und seine Bluthunde vermuten. Tobler haben sie auch aufgespürt. Ich bringe den Auftrag zu Ende, kassiere mein Geld und mache mich aus dem Staub.

Tobler muss sehen, wie er klarkommt.

»Nein, verdammt, die Nummer läuft ohne mich«, entschied er sich.

»Hast du was zu mir gesagt?«

Als er in den Rückspiegel schaute, sah er, dass die Kleine aufgewacht war.

»Nein, nein.«

»Ich habe Durst«, erklang ihre matte Stimme wieder. »Wohin fahren wir?«

»Wir sind bald da. Neben dir sind Brote und Wasser, nimm dir, was du willst.«

Wenig später spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Das Kind beugte sich vor und hielt ihm eine Wasserflasche hin. Sie schwankte ein wenig, die Flasche fiel ihr aus der Hand.

»Hast du auch Durst?«

Der Bleiche langte mit der Hand hinter sich und hob die Flasche auf. Er trank ein paar Schlucke.

»Glaubst du, dass Kira wiederkommt? Die anderen sagen, dass sie abgehauen ist.«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie hat versprochen, auf mich aufzupassen.«

Nur noch diesen Auftrag, das Geld kassieren, und dann bin ich weg, dachte der Bleiche. Andere Gedanken schob er energisch beiseite. Stattdessen sagte er sich, dass er den Wahnsinn nicht aufhalten könne, nicht er, das kleinste Rad im Getriebe.

Als Alvermann nach Hause fuhr, empfand er eine tiefe Leere. Sein Zorn hatte sich erschöpft, die Enttäuschung war gewichen. Selbst die Vorstellung, dass es erneut zu einem Übergriff auf ein Kind kommen würde, erreichte ihn nicht.

Noch am Wagen Bartholdys, nachdem die Gruppe wieder in der Lage war, klar zu denken, hatte Alvermann veranlasst, das Fahrzeug sicherzustellen, obwohl es bestimmt sorgfältig gereinigt worden war und man nichts finden würde. Sie waren sich schnell einig geworden, die Auswertung und alles Weitere auf den nächsten Tag zu verschieben. Zum Beispiel musste ihnen ein Grund für die Beschlagnahme des Wagens einfallen.

Ihre Kraftreserven gingen zu Ende, das war mehr als deutlich. Dennoch, entschied Alvermann, sollte Bulleken noch mit einem Streifenwagen zum »Black Cat« und Meiners zum Haus des Richters fahren.

»Er wird sicher irgendwo einen Schlupfwinkel haben, den wir nicht kennen und dorthin unterwegs sein. Aber wir dürfen natürlich keine Möglichkeit auslassen.«

Frederik hockte vor dem Fernsehgerät, bestens gelaunt, und schien auf ihn gewartet zu haben. Alvermann entschied spontan, mit ihm in ein Restaurant zu gehen, obwohl es schon verdammt spät war. Egal, der Junge hatte die letzten Tage nur im Haus verbracht, und er selber brauchte dringend Ablenkung, wenigstens für kurze Zeit. Danach würde ihm der Misserfolg ihrer Aktion wieder im Nacken sitzen und ihn vermutlich bis tief in die Nacht beschäftigen.

Auf dem Weg zum Restaurant meldeten sich Bulleken und Meiners kurz hintereinander. Der Richter habe sich nicht blicken lassen, ob sie noch warten sollten. Alvermann schickte sie nach

Hause.

Als sie das Haus verlassen hatten, reagierte er gleich. Er hatte sich in der Nacht zuvor das Schloss angesehen und sich entsprechend ausgerüstet. Mit Hilfe seines Picksets hatte er schon ganze andere Schlösser geöffnet. Ohne erkennbare Eile machte er sich am Schloss zu schaffen und betrat wenig später den Hausflur. Eilig nahm er die Treppenstufen bis in den zweiten Stock und wartete einen Moment, ob alles ruhig blieb. Für das Türschloss brauchte er ein wenig länger. Die Wohnung lag im Dunkel, er arbeitete rasch und methodisch. Ja, ohne Zweifel, der Junge wohnte hier, wie er es sich schon gedacht hatte. Er öffnete eines der Fenster nach hinten raus, für einen geübten Kletterer war es eine gute Fluchtmöglichkeit. Das war es, was er wissen wollte. Er verließ die Wohnung. Im Erdgeschoss hörte er jemanden sprechen. Erst als eine Tür geschlossen und es wieder ruhig wurde, ging er die Treppe hinunter und warf auch einen Blick auf das Schloss der Kellertür.

Anschließend verließ er das Haus und ging die Straße hinunter zu seinem Fahrzeug. Er öffnete die Tür und setzte sich hinein. Er würde bis zum nächsten Morgen warten – bis der Junge allein war.

Er fuhr in gemächlichem Tempo die Straße entlang, als er einen Pkw gerade vor der Haustür einparken sah. Eine junge Frau stieg aus. Sie gefiel ihm, von dieser Art Frauen fühlte er sich angezogen. Apartes Gesicht, groß, schlank, betont weibliche Kleidung – sein Jagdinstinkt sprang an. Er fuhr langsamer und glaubte, ihren Finger auf der Klingel zum Namensschild seiner Zielperson gesehen zu haben. Neugierig parkte er ein Stück weiter ein und blieb wartend sitzen. Niemand schien ihr zu öffnen. Sie suchte in ihrer Tasche etwas und gab es dann auf, holte stattdessen Block und Stift heraus.

Sie schrieb ein paar Worte, riss die Seite ab und klemmte sie hinter das Klingelschild.

Nachdem sie davongefahren war, las er den Zettel, überlegte und steckte ihn zurück. Er würde warten. Vielleicht würde er heute Abend noch zugreifen können.

Janne bestellte sich Nudeln, nachdem sie eine Stunde im »Rigoletto« bei Wein und Wasser gewartet hatte. Wer weiß, wo Alvermann sich gerade herumtrieb. Schade! Sie hatte sich vorgenommen, wieder mal, einen Anfang zu machen, nachdem sie ihn neulich nach der wunderbaren Torte gebeten hatte zu gehen. Seine Lüge und sein Eingeständnis hatten ihr zugesetzt, mehr, als sie sich je hatte vorstellen können.

Wenn er noch kommt, sage ich ihm, dass ich davon nichts mehr wissen will. Es ist ausschließlich seine Sache, und ich werde ihn auch nicht mehr fragen. Vielleicht geht es so?

Sie stocherte lustlos in den Nudeln herum, als ihr Weinglas in einer männlichen Hand verschwand und sich ihren Blicken entzog.

»Schön«, sagte sie nur.

Alvermann setzte sich, nachdem er ausgiebig ihren Nacken verwöhnt hatte.

»Schade, aber ich komme gerade vom Essen mit dem Jungen.«

»Aha. Was gab es?«

»Fisch, leider mit vielen Gräten. Ich sehe dir aber gern beim Essen zu und erzähle ein wenig.«

Bevor er beginnen konnte, rief Masur an und informierte ihn über die Ereignisse des späten Abends. Alvermann traute seinen Ohren nicht.

»Masur, du Scheißkerl. Prima gemacht. Ich informiere gleich

die van Laack, die soll alles Weitere veranlassen. Da wird sich ja heute Nacht noch so einiges ereignen. Du hast dich natürlich in keiner Weise an unsere Absprache gehalten, das hat ein Nachspiel, mein Freund. Ich denke da an die eine oder andere Kiste Zigarillos.«

»Das Glück ist mit dem Tüchtigen.«

»Was zu beweisen war.«

Und dann berichtete Alvermann in Kürze, wie Bartholdy ihnen wieder entkommen war.

Dr. van Laack klang hellwach, als Alvermann sich anschließend bei ihr meldete. Auch sie reagierte hin und her gerissen auf Masurs Alleingang, zeigte sich am Ende aber zufrieden mit dem Ergebnis. Sie wollte gleich die Kollegen vor Ort instruieren, ein Sonderkommando zu Agolli schicken und die polnischen Kollegen aufscheuchen, was sicher noch einiges an Energie kosten würde. Alvermann beendete das Telefonat. Hoffentlich würden sie Agolli festnehmen können. Und auf was für ein Elend würden die polnischen Kollegen diese Nacht stoßen?

Janne hatte währenddessen mit Appetit ihre Nudeln gegessen und Alvermanns Telefonaten gebannt zugehört.

»Feierabend ist ein Fremdwort für euch, hm, ihr armen Kerle?«

Sie wollte erst das für beide schwierige Thema meiden, sprach es dann aber doch an. Alvermann hörte ihr zu, obwohl ihn die Müdigkeit fest im Griff hatte. Ihre Akzeptanz war ihm unheimlich.

»Anstatt aufzuatmen, gehen mir jetzt Fragen durch den Kopf, mit denen ich dich erst gar nicht belästigen will. Es ist wohl so, ich messe mit zweierlei Maß.«

»Ja«, sagte Janne, »wir können uns trennen oder versuchen,

eine offene Beziehung zu führen und schauen, wer zuerst einknickt.«

Alvermann schaute sie an und dachte, dass Janne es auf den Punkt gebracht hatte, wie so oft.

»Komm mit zu mir, ich will Frederik nicht allein lassen. Allerdings kann ich dir nur einen todmüden Kerl anbieten, der vermutlich nach zwei Minuten weggeknackt ist. Nimm das dann bitte nicht persönlich.«

Nachdem Alvermann Jannes kleinen Brief gelesen hatte, war er mit dem Jungen nach oben gegangen.

»Ich treffe mich noch mit Janne auf einen Wein, bin dann bald wieder da. Schlaf gut.«

Als die Tür hinter Alvermann zufiel, setzte Frederik sich auf sein Bett. Er zog sich die Schuhe und die Socken aus. Alvermann hatte ihm vorhin erklärt, dass die Herrlichkeit hier nicht ewig dauern könnte: Er werde bald wieder eine Schule besuchen müssen. Er hatte gestöhnt und erst gedacht, dass er dann eben wieder abhauen würde. Aber was Alvermann dazu zu sagen hatte, war vielleicht nicht nur der typische Erwachsenenmist. Na ja, mal gucken, wo die ihn hinsteckten. Er wusste, dass das Jugendamt schon gleich zu Anfang seine Mutter hatte wissen lassen, wo er war und dass es ihm gut gehe. Das war ihm recht, aber zurück zu denen wollte er auf keinen Fall.

Er ging in Alvermanns Schlafzimmer und nahm dessen Zweithandy vom Nachttisch. Ob er versuchen sollte, seine Mutter anzurufen? Wenn der Alte abnahm, konnte er ja die Verbindung unterbrechen. Er ging in die Küche und schaute sich im Display die Handyfotos von der hübschen Frau an. Alvermann hatte ihm gesagt, dass das Janne, seine Freundin, sei.

Das Essen hatte ihm heute Abend nicht geschmeckt. Er hatte, wie Alvermann, Fisch bestellt und wegen der vielen Gräten kaum etwas von dem Fisch gegessen. Sein Stiefvater wäre letzten Sommer fast an einer Gräte erstickt. Leider war er sie dann irgendwie doch losgeworden, aber seine Todesangst hatte Frederik nicht vergessen können.

Er durchforstete den Kühlschrank und holte sich Saft, Käse, Senf und Tomaten heraus. War nicht noch Weißbrot übrig, das Alvermann nicht kaufen wollte, aber das die Omi von unten öfter anschleppte? Nein, nur dieses Vollkornbrot, wo doch eh sein einer Backenzahn wackelte. Er stieß mit der Zunge davor, der Zahn antwortete mit einem bohrenden Schmerz. Auf dem Weg ins Bad konnte er den Zahn nicht in Ruhe lassen. Mit aufgerissenem Mund blickte er in den Spiegel und betrachtete den Übeltäter. Er holte sich das Handy und fotografierte sein Spiegelbild mit dem geöffneten Mund. Auf dem Foto war wenig zu sehen. Er ging zurück in die Küche, goss sich Saft in ein Glas und trank. Ob es schon zu spät war, unten zu schellen? Beim Zurückstellen des Glases kippte es um, und der Saft floss auf den Fußboden. Ein paar Spritzer gelangten auf die neue Hose, die ihm Alvermann gekauft hatte. Eine grüne Hose mit wenigstens zehn Taschen, sogar unten über dem Knöchel. War die echt? Tatsächlich, es war eine richtige Tasche. Frederik nahm sich Alvermanns Handy, von dem immer noch Janne lächelte, und steckte es hinein. Er schloss sie und ging auf und ab. *Wie ein Spion oder so was Ähnliches*, dachte er.

Wieder überlegte er, nach unten zu gehen und Brot zu schnorren. Frau Nösser saß bestimmt noch vor der Glotze. Die aß nur Weißbrot, weil sie keinen einzigen Zahn mehr im Mund hatte, nur das Gebiss, das ihr oft wehtat. Nach einem Blick auf die Uhr holte er den Schlüssel aus der Schale, für den Fall, dass die Tür zuschlug, und tappte mit nackten Füßen in den Flur. Als er den Lichtschalter für das Flurlicht drückte, geschah nichts. Komisch, dachte er, das war vorhin noch nicht. Er ging die Treppe hinunter und schellte. Frau Nösser öffnete gleich.

»Frederik, wieder ohne Schuhe, und dann im Dunkeln. Komm rein, Junge, ich freue mich. Ich sehe gerade einen Kriminal mit so einem netten Kommissar, fast wie der Herr Alvermann.

Magst du etwas knabbern?«

»Nein, danke. Ich wollte Sie fragen, ob Sie mir was von Ihrem Weißbrot abgeben. Oben gibt es nur Vollkornbrot.«

Frau Nösser lachte, ging in ihre Speisekammer und hatte bald eine Plastiktüte in der Hand. Sie ließ sich nicht lumpen, Frederik bekam die ganze Tüte in die Hand gedrückt.

»Mach dir Licht, Junge.«

Frau Nösser betätigte den Lichtschalter, ohne Erfolg.

»Das gibt es doch nicht, habe erst vorige Woche die Birne gewechselt. Warte mal, vielleicht ist die Sicherung draußen.«

Sie holte sich eine Taschenlampe und ging ins Erdgeschoss. Frederik wartete oben an der Treppe.

»Das ist ja merkwürdig!«, hörte er ihre Stimme. »Alles in Ordnung. Ja, dann weiß ich es auch nicht.«

Sie kam die Treppe wieder hinauf, mühsam Stufe für Stufe. Sie gab ihm die Lampe.

»Sag doch bitte Herrn Alvermann Bescheid, vielleicht hat der eine Idee. Sonst hole ich morgen einen Elektriker. Das geht ja nicht, dass wir hier im Dunkeln sitzen.«

»Der ist nicht zu Hause. Aber er wird schon merken, dass das Licht nicht funktioniert. Bis morgen, und danke!«

Er ging mit eingeschalteter Taschenlampe die Treppe hoch. Als er vor der Wohnungstür stand, fuhr ihm die Angst in die Knochen. Irgendwas stimmte nicht. Er hatte die Tür doch sperrangelweit aufgelassen. Oder nicht? Jetzt war sie nur angelehnt. Und das Flurlicht, wieso ging das nicht mehr? Er zog die Tür mit einem lauten Knall zu und sprang die Treppe wieder hinunter, hämmerte an die Tür von Frau Nösser, trat davor. Wo blieb sie denn bloß? Es dauerte eine Weile, bis sie endlich öffnete, in Nachthemd und Morgenrock.

»Schnell, schnell, die Tür zu, da oben ist jemand.«

Frederik rannte ins Wohnzimmer, öffnete die Balkontür und war schon über die Brüstung verschwunden, bevor Frau Nösser ein Wort herausgebracht hatte. Fassungslos schaute sie hinter ihm her.

Frederik suchte mit den Füßen die Fensterbank und ließ die Brüstung los. Er drehte sich vorsichtig um und sprang auf die Terrasse des jungen Mannes, der im Erdgeschoss wohnte. Die zwei Tontöpfe, zwischen denen er landete, hatte er beim letzten Mal weit auseinandergestellt, weil fast ein Unglück geschehen wäre. Für eine kleine Weile blieb er hocken und lauschte. Nichts.

Er spurtete auf die Mauer zu, die er schon mehrmals überklettert hatte. Da sind die wieder, dachte er. Ich wusste es, die geben keine Ruhe. Als er sich an der Mauer hochhangeln wollte, bekam er einen heftigen Schlag auf den Kopf.

»Hast du den Jungen?«

»Der liegt im Kofferraum, ist erst mal bedient.«

»Zeugen? Jemand, der die Bullen informiert haben könnte?«

»Die Alte aus dem zweiten Stock war schon am Telefon, habe sie gerade noch bremsen können. Wann der Bulle nach Hause kommt, weiß ich nicht. Dann geht es sicher sofort los.«

»Gut, Tarik. Aus Karlsbach kommst du vielleicht noch raus, aber sie werden die Ausfallstraßen und Autobahnen kontrollieren. Fahr in Richtung Lennenstraße und stell den Wagen ab, da ist um diese Zeit immer viel los. Du musst raus aus der Karre. Die werden alle Autos kontrollieren, die unterwegs sind. Morgen früh hat sich die Aufregung gelegt, dann kannst du zurückkommen.«

»Ich muss den Jungen loswerden. Besim, sag dem Alten, die Arbeit ist erledigt. Ich weiß schon, wo ich hinfahre, wo mich

bestimmt niemand suchen wird. Da ist uns jemand was schuldig. Melde mich, sobald es ruhiger ist.«

»Komisch, vorhin ging es noch. Hier ist doch irgendwo der Sicherungskasten. Ich kann zwar nichts sehen, aber ich kann fühlen, ob die Dinger alle oben sind.«

Janne kicherte los:

»Na, na, ich denke, du bist todmüde?«

»Dir wird der Wein entzogen. Tja, alles in Ordnung, komisch.«

Alvermann zog Janne hinter sich die Treppe hoch und öffnete seine Wohnungstür.

»Ich glaube, er schläft schon, ist alles dunkel. Warte, ich mache das kleine Licht im Wohnzimmer an.«

Janne ging ins Wohnzimmer. Sie hörte Alvermann in der Küche schimpfen.

»Pst, was ist denn los? Du weckst den Jungen doch«, flüsterte sie und kam ihm in die Küche nach.

»Der hat nichts weggeräumt, dabei war das ausgemacht. Hat bisher prima geklappt. Wahrscheinlich ein Protest, weil ich ihm vorhin was von Schule und Zukunft vorgebetet habe.«

»Er schläft im Gästezimmer, oder? Ich möchte mal einen Blick auf deinen Pflegesohn werfen!«

Janne öffnete leise die Tür und ging in den Raum hinein.

»Hier ist niemand, Erik!«

Sie schaltete das Licht ein. Alvermann stand hinter ihr und sah das leere Zimmer. Er lief in sein Schlafzimmer, ins Bad und wieder in Frederiks Zimmer. Das Fenster war geschlossen, also keine nächtliche Fassadenkletterei.

Ihm wurde heiß bei dem Gedanken, was dem Jungen passiert sein könnte.

»Janne, ich gehe runter zu Frau Nösser. Hoffentlich ist er bei ihr zum Fernsehen.«

»Was? Ja, warte, ich komme mit.«

Er schellte mehrmals. Aus der Wohnung war kein Laut zu hören. Er lief auf die Straße und schaute hoch. In ihrem Wohnzimmer, das nach vorne raus lag, brannte Licht.

»Sie geht nicht ins Bett und lässt das Licht an, Janne!«

Er war in Sekundenschnelle zurück in seiner Wohnung. Wo war der verdammte Ersatzschlüssel? Er hatte ihn doch neulich erst an einen bestimmten Platz gelegt, um ihn immer gleich finden zu können. In der Schale im Flur war er nicht, in der Küchenschublade? Auch nicht. Vielleicht im Flurschrank? Ja, da hing er an dem Haken neben dem Kellerschlüssel.

Und seine Waffe lag natürlich in seinem Schreibtisch im Büro.

Er griff nach einem Messingleuchter vom Flurschränkchen und hastete nach unten. Als er die Wohnungstür von Frau Nösser aufschloss, lauschte er. Es war nichts zu hören. Die Angst stieg in ihm hoch. *Bitte*, dachte er, *bitte nicht*.

Im Wohnzimmer waren Stühle umgeworfen, das Tischchen neben dem Fernseher umgekippt. Flaschen und Gebäck lagen auf dem Teppichboden, Gläser zerbrochen daneben. Die Tür zum Balkon war geschlossen, aber nicht abgeschlossen.

Alvermann warf Janne sein Handy zu.

»Raus hier, Janne. Drück die Eins und dann auf Wählen. Sie sollen sich beeilen.«

Wenig später stand er im Hausflur und brüllte ihr hinterher: »Notarzt und Krankenwagen, schnell.«

Er saß neben Frau Nösser auf dem Boden des Badezimmers. Eine dicke Decke lag über ihr, die er aus dem Wohnzimmer geholt hatte. Wie lange brauchte der Notarzt bloß? Es waren schon über zehn Minuten vergangen. Er hatte alles getan, was in seiner Macht stand. Überall würden im Moment Straßensperren entstehen, alle Ausfallstraßen würden gesperrt, die Autobahnen in beide Richtungen kontrolliert. Aber er machte sich nichts vor, er wusste, dass die Chancen nicht gut standen, den Jungen zu finden. Hätte er ihn doch bloß nicht zu sich genommen. Überall wäre er besser aufgehoben gewesen als hier bei ihm.

Als sein Handy klingelte, kam er auf die Knie, um in seine Hosentasche greifen zu können. Automatisch schaute er auf das Display. Wer rief ihn von seinem Ersatzhandy an? Wo war das überhaupt? Janne saß oben in seiner Wohnung; die würde doch wohl runterkommen und nicht anrufen. Er meldete sich.

»Ja?«

Frederiks Stimme, nur ein Flüstern.

»Red lauter!« Alvermanns Magen schien Probleme mit dem Fisch zu bekommen. »Ich verstehe nichts!«

Frederiks Stimme, etwas lauter jetzt, aber nur Bruchstücke: »... Mann ... ihr beobachtet habt, im Keller. Komm so schnell ...!«

Schon war die Stimme wieder verschwunden. Alvermann sprang auf. Er hastete in den Flur und trieb sich weiter zur Eile an. Was immer da im Keller von Bartholdy passierte, viel Zeit hatte er sicher nicht.

War Bartholdy bei sich zu Hause? Und das Kind? Auf der Treppe rief er Janne zu, sie solle auf den Notarzt warten. Er rief

die Zentrale an und beordnete Einsatzkräfte direkt zum Haus von Bartholdy, dann Meiners, dem er mit fünf Worten die Situation erklärte.

Für die Strecke brauchte er weniger als fünf Minuten und überfuhr zwei rote Ampeln. Er war als Erster da, wollte aber nicht auf die Kollegen warten, obwohl er ohne Waffe war. Er stieg vor dem Wäldchen aus. Haus und Umgebung waren ihm vertraut von den nächtlichen Wanderungen, wenn er sich während der Überwachung die Füße vertreten hatte. Er lief bis zu Bartholdys Grundstück. Die Fenster nach vorne raus waren dunkel. Vor der Garage stand ein fremdes Fahrzeug. Er schlich am Haus entlang zur Rückfront. Auch hier war alles dunkel, die Vorhänge zugezogen. Alvermann näherte sich der Terrasse. Von hier führte eine Treppe nach unten in den Keller. Er blieb stehen und überlegte einen Moment, was er jetzt tun konnte, ohne den Jungen zu gefährden. Wenn es nicht schon zu spät war. Eine Hand war plötzlich auf seiner Schulter, und Meiners Stimme zischte in sein Ohr: »Wo, da unten?«

»Im Keller, hat er gesagt. Hast du eine Waffe?«

Meiners bejahte.

»Ich klinge vorne, versuche, in das Haus zu kommen. Möglich, dass sie durch den Keller verschwinden wollen. Tue alles, um den Jungen zu retten.«

Er drehte sich um und ging zurück. Als er an der Haustür stand, sah er geduckte Gestalten, die einen Kreis um das Haus bildeten. *Gut so.*

Er schellte, schellte noch einmal. Nichts, keine Reaktion.

»Hier ist die Polizei, öffnen Sie die Tür, sofort!«, rief er zweimal und schlug mit der Faust gegen die Tür. Nichts.

Er winkte einem der Männer vom SEK.

»Geben Sie mir eine Waffe! Und wir müssen hier schnellstens rein.«

Der Mann wechselte ein paar Worte mit einem Kollegen über den Sprechfunk. Wenig später kam jemand mit einem Einsatzgewehr und Spezialmunition die Treppe heraufgestürmt.

Alvermann zeigte auf die Tür. Der Lauf des Gewehres wurde direkt an das Schloss angesetzt. Alvermann hob die Hand.

»Wir öffnen jetzt die Tür mit einer Schusswaffe, treten Sie von der Tür zurück!«

Nach drei Schüssen war die Tür geöffnet. Alvermann winkte den Kollegen, die mit ihrer Schutzbekleidung als Erste in das Haus eindringen, er blieb direkt hinter ihnen. Er meinte, Schüsse von der Hinterfront des Hauses zu hören und hoffte, dass es Meiners gelang, den Jungen zu schützen. Ein Schatten löste sich aus der Dunkelheit des Flurs und rannte auf die Haustür zu. Schüsse fielen. Alvermann warf sich auf den Boden und legte die Arme schützend über seinen Kopf. Einer der Kollegen rief etwas, ein anderer antwortete.

Als er getroffen wurde, hörte er sich schreien. Die Kugel drang in seine linke Schulter, eine nächste in seinen Oberschenkel. *Merkwürdig*, war ein blitzschneller Gedanke, *ich spüre nichts*. Draußen waren weitere Schüsse zu hören. Als er aufstehen wollte, knickten die Beine unter ihm weg, und er fiel zu Boden. Erst jetzt spürte er einen brennenden Schmerz, der sich in seinem Körper ausbreitete. Er bekam keine Luft mehr, wollte um Hilfe rufen. *Das ist jetzt mein Tod*, dachte er. *Ob ich Robert wiedersehen werde?* Dann endlich wurde er ohnmächtig.

Das Nächste, was er wahrnahm, war Meiners, der sich über ihn beugte und etwas sagte, das er nicht verstand.

Es war genauso wie in den Bildern, die ihn neulich heimgesucht hatten. Er lag in einem Krankenhausbett, und die Kollegen standen um ihn herum. Zum Glück war Bergen nicht dabei. Masur auch nicht, das war merkwürdig. Und tatsächlich sagte Meiners auch noch so was wie: »Du hast es geschafft, du bist raus.« Er hatte keine Lust, darüber nachzudenken, was das zu bedeuten hatte. Mit einem Auge nahm er den Ständer mit der Infusion wahr und wollte weiterschlafen, verschwinden in die wohltuende Schwärze eines medikamentengestützten Schlafs.

Nach Tagen der Ruhe, in der Janne ihn mit Obst und Reformkost fütterte und seine Hand hielt, ging es ihm langsam besser. Die Wunden verheilten, wenngleich sie immer noch schmerzten. Er rief im Präsidium an und hatte ein längeres Telefonat mit Frau Dr. van Laack, die ihm geduldig alle Fragen beantwortete.

Im Laufe des Morgens waren die Nachrichten von den Kollegen aus Aldenburg eingetroffen. Agolli war im Laufe einer Schießerei schwer verwundet worden, zwei Männer konnten festgenommen werden, und einer war flüchtig, vermutlich Agollis Sohn Besim. Tarek Agolli war bei dem Schusswechsel in Bartholdys Haus getötet worden. Die polnischen Kollegen hatten sich erst mittags gemeldet. Der Einsatzleiter, der deutsch sprach, hatte berichtet, dass sieben Kinder zurückgelassen worden waren, die in ein Krankenhaus gebracht werden mussten, eines von ihnen mit einer lebensgefährlichen Überdosis. Vier Männer und eine Frau hatten flüchten können, nachdem sie rechtzeitig einen Hinweis bekommen hatten. Frederik war nichts passiert bis auf die Beule von Tarek Agollis Schlag. Das Mädchen war in Bartholdys Schlafzimmer

eingeschlossen gewesen, der ansehnliche »Handwerkskoffer« hatte schon parat gestanden. Es war in ein Kinderkrankenhaus gebracht und vorsichtig entgiftet worden. In wenigen Tagen sollte sie in einer Pflegefamilie untergebracht werden und mit einer Traumatherapie beginnen.

»Und Bartholdy?«

»Der ist auf seinen Speicher geflüchtet und hat sich erschossen, bevor wir das verhindern konnten.«

»Also keine Namen, nichts über den ungeheuren Filz. Der bleibt weiter unangetastet.«

Als die Schmerzen nachließen, holten ihn die Bilder der Nacht ein, in der er angeschossen worden war, und die Todesangst, die er erlitten hatte. Schlaftabletten halfen ihm, ein paar Stunden durchzuschlafen. Er erinnerte sich daran, wie es Masur vor nicht allzu langer Zeit ergangen war und was er ihm abverlangt hatte. Er selber konnte sich nicht überwinden, mit jemandem zu reden, und kämpfte sich allein durch die Schrecken, die ihn immer wieder heimsuchten. Als er Janne gegenüber Andeutungen machte, ließ sie ihm keine Ruhe, bis er mehrmals mit ihr über die Nacht gesprochen hatte. Dann ging es besser.

Er war gerade von seinem Lauftraining im Krankenhausflur gekommen und stand im Bad, als Meiners in sein Zimmer trat. Der sah sich um und wollte, wie es schien, den Rückzug antreten, als ihm eine Donnerstimme Einhalt gebot: »Nichts da, komm her und zeig, was du da in deiner Tasche hast. Wenn keine Zigarillos dabei sind, kannst du gleich wieder gehen.«

Meiners drehte sich um und grinste.

»Na, wieder allein aufs Klo? Es sind die kleinen Dinge, die den Alltag so schön machen, was, Alvermann?«

Er holte sich einen Stuhl, den er neben Alvermanns Bett stellte, und sah zu, wie sich sein Chef zurückquälte.

»Also so steht es um dich, Chef. Na, da muss einem nicht bang sein, wenn du schon wieder ans Qualmen denkst. Andererseits hast du ganz schön Federn gelassen, bist gerade am Tod entlanggeschrappt. Hast du noch Schmerzen?«

»Frag nicht so scheinheilig. Inzwischen nicht mehr, aber der Anfang war heftig. Komm, erzähl schon, was gibt es Neues?«

»Alle grüßen. Die van Laack meinte, wir sollten einzeln kommen, du würdest uns zusammen nicht ertragen. Als wir neulich alle hier waren, hast du nur ein Auge riskiert, und man sah dir richtig an, wie du dich bemüht hast, wieder einzuschlafen. – Neues? Masur ist zur Entgiftung, und anschließend macht er eine stationäre Therapie. Er wird sich bald bei dir melden. Nach dem Taxikonvoi ist er feiern gegangen und hat sich die Kante gegeben.«

»Ja, so was macht der hin und wieder. Meldet euch mal bei ihm, das wird er mögen.«

»Ja, mache ich. Ellen hat auch Kontakt zu ihm und hält ihn auf dem Laufenden.«

»Und Frederik? Komm, spann mich nicht auf die Folter!«

»Er ist nicht glücklich da, will aber durchhalten und vor allem dich besuchen.«

»Hol ihn doch das nächste Mal ab, ja? Ich möchte gern mit eigenen Augen sehen, wie es ihm geht.«

»Ich habe ihm eine neue Lebensretterhose spendiert. Die alte war zerrissen und verdreckt. Sie hat aber einen Ehrenplatz in seinem Schrank bekommen.«

»Nicht zu glauben, dass ihm nichts passiert ist bis auf den Schrecken.«

»Und auf die Beule. Er schien richtig stolz auf sie zu sein und bedauert, dass sie so schnell verschwunden ist.«

»Hm. Wie ist der neue Staatsanwalt?«

»Eine Sie. Nett, keine Schönheit, aber nett. Der Gröbner sitzt übrigens in einer Versicherung und ist glücklich.«

Sie schwiegen beide. Sie hatten zwar die Reihen lichten können, das war es aber auch.

Als Meiners gegangen war, sichtete sein Chef die Mitbringsel und roch beglückt an den Abariscos.

Kurz nach dem Abendessen, um Viertel nach fünf, nach Graubrot mit Quark und einer Art grober Mettwurst, die schon bessere Tage gesehen haben musste, ertönte ein leises Klopfen an der Tür, kaum zu hören. Und dann erschien ein kleines Nachtgespenst mit karierten Pantoffeln.

»Wie geht es Ihnen, mein lieber Herr Alvermann?«, fragte Frau Nösser und legte ihre Hand auf seine. »Ich werde morgen entlassen. Wenn Sie dann kommen, feiern wir ordentlich, ja? Und holen unseren Jungen dazu.«

Alvermann musste ein wenig mit den Augen zwinkern, dann hatte er sich wieder gefangen.

Epilog

Ein russlanddeutscher Kollege aus dem kk22 hatte sich bereit erklärt zu übersetzen. Sie waren zu dritt zum Flughafen gefahren: Alvermann, Frederik und der Dolmetscher.

Die Maschine aus Kasachstan hatte Verspätung. Sie gingen in ein Café und bestellten Wasser. Frederik fragte, wie es Janne ging.

»Wir sehen uns nicht mehr so oft. Irgendwie klappt es nicht mit uns beiden.«

»Hm. Wie lange bleibt er hier? Meinst du, er ist noch sehr traurig, Erik?«

»Ganz bestimmt. Aber es ist gut für ihn, ihr Grab zu sehen und Abschied zu nehmen.«

Sie dachten schon, er hätte seinen Flug verpasst oder es sich anders überlegt. Aber dann kam er doch, als alle anderen Passagiere schon längst die Halle verlassen hatten. Er stand wie verloren hinter der Absperrung und blickte sich um. Alvermann hob die Hand und winkte ihm zu. Sie begrüßten einander. Der Dolmetscher erklärte ihm, wer sie waren, vor allem, wer Frederik war und wie er das Mädchen gefunden hatte.

Er erklärte, dass seine Muttersprache kasachisch sei, dass der Herr Dolmetscher bitte langsam sprechen möge, sonst verstehe er leider nicht.

Als er dem Jungen die Hand gab, ließ er sie nicht gleich wieder los.

Er sagte etwas, und der Dolmetscher übersetzte:

»Du hast sie gefunden, als sie noch lebte, und dafür gesorgt, dass sie nicht wie ein Hund sterben musste. Dafür möchte ich

dir danken.«

Ellen Neusser hatte sich um ein Hotel gekümmert. Dorthin fuhren sie zuerst, damit er sich frisch machen konnte. Auf dem Weg zum Friedhof hielt er eine Tüte im Arm.

Sie fanden nicht gleich ihr Grab. Alvermann ärgerte sich, dass er sich nicht besser vorbereitet hatte. Ein Friedhofsgärtner, der ihnen mit einer Schubkarre entgegenkam, zeigte ihnen, wo Kira Kusnezowa ihre letzte Ruhe gefunden hatte.

Sie traten ein Stück zurück, als Jakow sich an das Grab seiner Tochter kniete. Aus der Tüte nahm er ein Holzkreuz, in das kyrillische Buchstaben geschnitzt waren.

Später saßen sie zusammen in einem Restaurant und bestellten etwas zu essen. Alvermann holte eine Schachtel aus der Tasche. Er nahm die beiden kleinen silbernen Ohrringe heraus und legte sie in die Hand des Vaters.

Vielen Dank

an Anna Feldhausen für erstes Lesen und sicheres Gespür für Holzwege, an Ulrich Opfermann für letztes Lesen und unschätzbare Korrekturarbeit, und an Joachim Jessen, Literaturagentur Schlück, für Ermutigung und Tatkraft.

Table of Contents

[Prolog](#)

[1](#)

[2](#)

[3](#)

[4](#)

[5](#)

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[17](#)

[18](#)

[19](#)

[20](#)

[21](#)

[22](#)

[23](#)

[24](#)

[25](#)

[26](#)

[27](#)

[28](#)

[29](#)

[30](#)

[31](#)

[47 Jahre zuvor](#)

[Neun Jahre später](#)

[32](#)

[33](#)

[34](#)

[35](#)

[36](#)

[37](#)

[38](#)

[39](#)

[40](#)

[41](#)

[42](#)

[43](#)

[44](#)

[45](#)

[46](#)

[47](#)

[48](#)

[49](#)

[50](#)

[51](#)

[52](#)

[53](#)

[54](#)

[55](#)

[56](#)

[57](#)

[58](#)

[59](#)

[60](#)

[61](#)

[62](#)

[63](#)

[Epilog](#)

[Vielen Dank](#)